Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

3. Jahrg. – Nr. 10 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 5. März 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der Sonntag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

„Expreß" / Zeichnung von Prof. Walter Klemm — Bavaria-Verlag, Gauting vor München

„Komme gleich wieder"

Fängt es nicht schon damit an, daß wir eines Tages unser Kinn betasten, unser mehr oder minder weises Haupt prüfend befühlen? Ja, nötig hätten wir es wohl. Ein Blick auf die Uhr, noch eine Viertelstunde Zeit, dort ist ein Friseurladen — wenn es klappt, schaffen wir dann noch die Bahn. Es scheint aber nicht zu klappen. Die drei oder vier Stühle sind besetzt. Und weitere drei oder vier Mann sitzen ungeduldig wartend. Es würde bestimmt nicht lange dauern, tönt es uns freundlich und einladend aus Scherengeklapper entgegen, bitte Platz zu nehmen, vielleicht eine Zeitschrift gefällig? „Komme in zehn Minuten wieder, habe nebenan noch etwas zu besorgen", sagen wir dann und verschwinden. Nicht jeder sagt es; doch immerhin hat es wohl jeder schon einmal gesagt: „Komme in zehn Minuten wieder" — dachte dabei aber gar nicht daran, wiederzukommen. Wir haben uns ganz einfach in den nächsten Friseurladen begeben, wo es vielleicht schneller gehen würde. Eigentlich merkwürdig! Warum sagten wir nicht schlicht und klar: „Danke schön, habe zu wenig Zeit"? Wollten wir den Mann nicht betrüben? War es uns so bequemer? Wollten wir höflich sein? Oder uns unangefochten beiseite drücken? Man muß sich das wohl einmal genauer überlegen: die Floskel ist etwas verdächtig.

„Ich muß mir das noch überlegen, ich gebe Ihnen morgen Bescheid" — haben wir auch nicht das schon manches Mal behauptet, etwa bei einem Kauf oder irgendeiner Verhandlung, obwohl wir es uns ja schon jetzt, schon in dieser Minute, bereits überlegt und einen Strich unter die Sache gezogen hatten? Warum das? Weshalb nicht ganz einfach: „Besten Dank, aber das ist nicht, was ich suche, oder jener Punkt in der Angelegenheit gefällt mir nicht"? Wäre das nicht für beide Teile vorteilhafter? Verliefe auf solche Weise nicht manches im Leben gerader? Niemand hat ja schließlich etwas davon, wenn wir versprechen, „morgen noch einmal anzurufen" obwohl es für uns schon heute feststeht, daß wir zum Beispiel auf die soeben besichtigte Wohnung verzichten und — nicht telefonieren werden. Niemand wird davon klüger, wenn wir Ausflüchte machen, nicht unseren eigenen, bestimmten Standpunkt zeigen; nichts wird dadurch gebessert, daß wir so höflich sind, die kleinen oder auch die größeren Dinge unseres Daseins in seltsamer Schwebe zu lassen, so „höflich", keine klaren Antworten zu geben und etwas, versteht sich, ganz unverbindlich, zuzusagen, wes wir aber Wahrscheinlichkeit nach nicht halten werden. Warum also machen wir uns da gegenseitig etwas vor? Was ist das für eine Höflichkeit, die verspricht und nicht hält? Weshalb maskieren wir uns? Ja, wirklich, sonderbar sind mitunter die Windungen unseres Denkens und Fühlens.

„Da lob ich mir die Höflichkeit, das zierliche Betrügen — du weißt Bescheid, ich weiß Bescheid — und allen machts Vergnügen!" hat einmal der weise Humorist Wilhelm Busch gesagt. Sicher hat er dabei vergnüglich in sich hineingelacht und verschmitzt mit den Augen gezwinkert. Ist es nicht tatsächlich mit unserer Höflichkeit kurios bestellt? Versteht man den geheimen Spott? In Wirklichkeit macht es durchaus nämlich nicht ein so großes „Vergnügen". Und auch das mit dem „Bescheidwissen" ist ein ganzes Kapitel für sich. Jene zunächst gewiß sehr bescheidene und unschädliche Alltagsphilosophie des „Komme in 10 Minuten wieder", kann sie nicht auch unversehens zur grundsätzlichen Frage nach unserer rechten Haltung im Leben werden? Gewiß ist jedenfalls dies eine: unser Leben ist kein Gummischwamm, in dessen zahlreichen Poren wir uns konsequent voreinander verbergen können, dessen elastische Wände es uns ersparen sollen, uns so, wie wir wirklich sind, wirklich denken und fühlen, in der einen oder anderen Lage fest und klar zu bekennen.

Macht es z. B. „allen Vergnügen", wenn wir einen Brief, der irgendeine unbequeme Anfrage, irgendein schwieriges Problem enthält, einfach unbeantwortet lassen in der Hoffnung, der andere würde die Form von schweigender „Antwort" schon richtig verstehen? Nein, ganz sicher nicht! Vielleicht kommen wir uns selber sehr fein und rücksichtsvoll vor. In Wahrheit aber würden wir viel stärker, positiver wirken, wenn wir den Mut zu einer eindeutigen Entschließung aufbrächten, wenn wir schreiben würden: Mein Lieber, was du möchtest, ist möglich oder auch unmöglich — ich denke darüber so und so. Natürlich haben wir selber nicht immer eine klare Einstellung zu gewissen Dingen — wissen selber nicht genau, was wir im Grunde wollen oder auch nicht wollen, was wir besahen und was wir verneinen. Auch das für eine bestimmte Zeit Unausgesprochene oder Hinausgeschobene hat Wert, ganz entschieden sogar, denn manches im Leben braucht eben verschwiegene Entwicklung, braucht die Gelegenheit, verborgen zu wachsen und zu reifen. Und manche dumme Frage beantwortet sich ja auch durch ihr bloßes Gestelltsein und durch die darauf folgende eigene Einsicht des Fragenden von selbst.

Wichtig aber ist doch schließlich und im allgemeinen, daß wir eine Antwort finden — und daß wir, wenn wir sie noch nicht wissen und „in zehn Minuten wiederkommen" wollen, es auch wirklich tun. Denn unser Dasein besteht nun einmal aus lauter kleinen und großen Entscheidungen innerer und äußerer Art. Und nur an den klaren und tapferen Standpunkten, die wir besitzen und zeigen, gewinnen die Dinge Gestalt, kommt der Mensch zu sich selbst, „orientiert" sich das, was werden kann und geschehen soll.

Georg Foerster

„Verhaften Sie den Baron!"

Von Ellen Aram

Kriminalkommissar Södersen strebte, ärgerlich vor sich hinmurmelnd, die Kungsgatan in Stockholm entlang zum Polizeipräsidium. Dort angekommen, ging er in sein Zimmer, warf wütend seine Aktentasche auf den Schreibtisch und klingelte. Dem eintretenden Polizisten rief er zu: „Schicken Sie mir Polizeiassessor Kungström auf mein Zimmer, aber sofort!"

Schnell verschwand der Polizist, um den Auftrag auszuführen: „Dicke Luft", brummte er und eilte die Treppe hinunter zu dem Assessor. „Sie möchten sofort zu Kommissar Södersen kommen", meldete er. Dann fügte er noch hinzu: „Möchte verflucht gerne wissen, ob bei mal wieder was nicht geklappt, wie es sollte."

Kungström lachte. „Na, fressen wird er mich nicht gleich", meinte er, nahm seine Mappe und machte sich auf den Weg zum Kommissar.

„Morgen, Herr Södersen", sagte er beim Eintreten, „ist Ihnen eine schwarze Katze über den Weg gelaufen, oder ist die Braut untreu geworden?"

Nun lachte Södersen doch. „Sie mit Ihrer ewigen Scherzerei. Aber recht haben Sie, vom Brummen wird es auch nicht besser. Spaß beiseite: gestern abend wurden wieder wertvolle Juwelen gestohlen. — wie schon so oft bei diesen Abendgesellschaften in den letzten Monaten — direkt unter meinen Augen. Sie wissen ja, daß wir den Baron Lundquist in Verdacht haben. Die Durchführung dieses Burschen verlief aber wieder ergebnislos. Der Teufel soll diesen Kerl holen. Man müßte verlangen, daß die Frauen ihre Schmuckstücken mit Fallsiegen versehen, aber nur nach Imitationen tragen, dann könnte so etwas nicht passieren. Den Herren Dieben brächte dann das Gewerbe nichts mehr ein, und sie würden vielleicht ihre Kraft zu würdigeren Arbeiten verwenden. Lachen Sie nicht so dumm!" fuhr er Kungström an. „Arbeiten Sie lieber, der Staat bezahlt Sie für's Arbeiten, nicht für's Lachen!" Sprach's, lief aus dem Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

Kungström lächelte still in sich hinein. Er kannte den etwas vollerigen Vorgesetzten, der eine Seele von Mensch war. Sollte er sich zuviel austoben, ein richtiges Gewitter reinigt die Luft.

Kurz vor Dienstschluß sagte Kungström zu Södersen: „Herr Kommissar, erlauben Sie mir doch bitte, daß ich die Akte über die geheimnisvollen Diebstähle mit nach Hause nehme; ich möchte sie durcharbeiten."

„Na, na, Sie Kriminalwelt", lachte Södersen dröhnend auf. „Wollen Sie Sherlock Holmes und Handwerk pfuschen? Ich habe nichts dagegen." Södersen machte seinen Schreibtisch auf, nahm die Akte heraus und reichte sie Kungström.

Der Assessor dankte und verabschiedete sich. Zu Hause aß er schnell eine Kleinigkeit und machte sich dann über die Akte her. Am anderen Morgen lieferte er sie dem Kommissar wieder ab.

„Na, Kungström, etwas Neues entdeckt?" lächelte Södersen. „Oder haben Sie vielleicht inzwischen hellseherische Fähigkeiten bekommen?"

„Das nicht gerade", antwortete Kungström, „es sind mir nur einige Kleinigkeiten aufgefallen, und die habe ich mit meine Ansicht geblieben. Am Donnerstag wird ja wieder eine größere Veranstaltung sein. Ich möchte Sie bitten, mich doch mitzunehmen; ich glaube, daß ich dann zur Klärung etwas beitragen kann."

Södersen horchte auf. „Gut, ich werde Sie mitnehmen. Wir werden ja sehen, ob Ihre Ansicht etwas taugt."

Der Donnerstagabend war angebrochen. Als Kungström erschien, war Södersen bereits anwesend. Lächelnd ging er auf seinen jungen Kollegen zu. Als er ihm die Hand reichte, sagte er: „Passen Sie gut auf, ich werde mich mal wieder den kulinarischen Genüssen hingeben."

Beide beobachteten nach dem Essen die Gäste, vor allem Baron Lundquist. Plötzlich trat Södersen zu Kungström und flüsterte ihm zu: „Sehen Sie gut acht, um diese Zeit ereignet sich meist der Diebstahl. Da ging im selben Augenblick das Licht aus. Beduzt standen die beiden, denn mit diesem Mittel war bei den früheren Diebstählen nicht gearbeitet worden.

Dann riß Södersen eine Stablampe hervor und ließ sie aufleuchten. Suchend glitt der Lichtstrahl umher. Endlich hatte er den Baron Lundquist erreicht. Dieser zündete sich gerade eine Zigarette an. Da flammte auch schon das elektrische Licht wieder auf, nur wenige Minuten waren vergangen. Die Sicherung hatte sich gelockert, meldete ein Diener.

Plötzlich schrien zwei Damen auf. „Meine Halskette! Mein Armband!" Alles war verwirrt und sprach durcheinander.

„Verhaften Sie den Baron", sagte Kungström zu dem Kommissar, „diesmal haben wir ihn ertwischt."

Verwundert sah Södersen seinen Kollegen an. „Machen Sie schnell, Herr Kommissar", sagte Kungström aufgeregt, „noch weiß er es nicht. Wenn er etwas merkt, verschwindet er auf Nimmerwiedersehen."

Södersen trat zu Baron Lundquist und sagte: „Ich verhafte Sie. Folgen Sie mir, diesmal geht es aufs Präsidium."

Freundlich lächelnd folgte der Baron der Aufforderung. Er glaubte sich noch immer sicher. Auf dem Präsidium ließ Södersen den Baron gründlich untersuchen, aber wieder ohne Resultat. „Sie müssen sich noch etwas gedulden, mein lieber Baron Lundquist, ehe ich Sie wieder freilasse", sagte er. „Ich erwarte noch Herrn Kungström, der die Veranstaltung zu Ihrer Verhaftung gab."

Da tauchte der Assessor auch schon auf. Atemlos eilte er auf den Kommissar zu; er lachte über das ganze Gesicht. „Diesmal ist uns der Fang geglückt, Herr Kommissar, hier ist der Schmuck!" Damit überreichte er Södersen die Halskette und das Armband.

„Na, was sagen Sie jetzt, Herr Baron?" fragte Södersen.

Doch der Baron starrte nur stumm und blaß auf die Schmuckstücke. Dann wurde er abgeführt.

„Nun erzählen Sie, lieber Kollege", bat Södersen.

Und der Assessor erzählte: „Beim Durcharbeiten der Akte fiel mir auf, daß die Diebstähle nur immer im Sommer begangen wurden und immer bei den Veranstaltungen, die in einer Villa stattfanden, die inmitten anderer Wochenhäuser liegt. Bei freistehenden Villen blieben die Diebstähle aus. Ich untersuchte nun in den Abendstunden diese Villen und stellte fest, daß sich in diesen Villen in dem Hauptgesellschaftszimmer immer ein großer Kamin befindet, der direkt zum Schornstein auf dem Dach durchging. Mitzartig kam ich auf den Gedanken, daß die Schmuckstücke nur so ihren Weg nehmen konnten. Da sie ja nie bei der Durchsuchung des Barons, der uns allen als sicherer Täter galt, gefunden wurden. Schon in aller Frühe sah ich mir die Villa an, in der die heutige Gesellschaft stattfinden sollte. Dasselbe Ergebnis. Ich postierte nun einige Polizisten auf die benachbarten Häuser. Als die Dunkelheit herbrach, eilte ich sofort auf das Dach. Die Polizisten hielten den Spießgesellen des Barons schon fest. Er hatte an einem langen Seil einen großen Magneten befestigt. Das Seil hatte er — wie die Polizei beobachtete — in den Kamin hinabgelassen. Der Baron fischte die Schmuckstücke, leate sie in ein Körbchen aus Eisen, das an das Seil hatte. Und nun klebte das Eisenkörbchen fest an dem Magneten, worauf der Helfer auf dem Dach das Seil hochzog und verschwand. Diesmal hinderten die Polizisten den Helfer am Verschwinden, und so können wir dem Baron den Diebstahl nachweisen", schloß Kungström.

„Auf diesen Gedanken wäre ich nie verfallen", sagte Södersen zu. „Ich gratuliere, mein lieber Kollege, das dürfte für Sie eine Beförderung geben, und ich gönne sie Ihnen von ganzem Herzen."

Wie Ficke-Jacke zu seinem Glücke kam

Kurzgeschichte von Ernst Löns

Es mögen wohl anderthalbhundert Jahre und auch einige darüber vergangen sein, seit an einem himmelblauen Märzmorgen ein junger Bursche frisch und rank aus der königlich-hannoverschen Postkutsche sprang. Straks lief er in die behäbige Dorfschenke, die auch als Poststation diente, wuchtete ein schweres Fellsiesen auf den weißgescheuerten Eichentisch, holte aus dem Hosensack eine Handvoll blitzblanker Taler, hielt sie dem eben nicht dürren Wirt unter die rötliche Nase und lachte ihn an: „Euer Gnaden, kann ich hierfür in Eurem Schlosse Herberge und Atzung für geraume Zeit haben?"

„Jo-ho", lachte der Wirt, „war nicht donnerten, erst die Kiekerlinge vorzuweisen. Habe meinen Blick und sehe es Euch von der Nasenspitze ab, daß Ihr ein ehrsamer und dabei geschickter Bursche seid. Könnt Herberge haben, solange Ihr zahlt, und hungrig braucht Ihr Euch nicht zur Ruhe zu legen, so wahr ich der Wirt zur Doppelecke bin."

„Gesund's schen", meinte der Bursche. „Ihr und Eure Gheliebte sehen nicht nach Hunger aus, und ein satter Spatz gönnt auch dem anderen ein Körnlein."

„So macht's Euch kommod, zieht das dicke Wams und die schweren Stiefel ab und macht die Beine lang unter einem Tisch! Die Wirtin wird sogleich für des Bauches Wohlfahrt sorgen."

„Soll nicht ungelogen kommen. Mein Magen räsoniert schon eine Weile derart, daß man das Rumpeln der Postkutsche darüber schier nicht hörte. Und damit Ihr wißt, wen Ihr beherbergt: Tacke ist mein Vatersname, und der Herr Pfarrer gab mir in der Taufe den Namen Rudolf häufig zu eigen."

Freundlich lächelnd folgte der Baron der Aufforderung. Er glaubte sich noch immer sicher. Auf dem Präsidium ließ Södersen den Baron gründlich untersuchen, aber wieder ohne Resultat. „Sie müssen sich noch etwas gedulden, mein lieber Baron Lundquist, ehe ich Sie wieder freilasse", sagte er. „Ich erwarte noch Herrn Kungström, der die Veranstaltung zu Ihrer Verhaftung gab."

Da tauchte der Assessor auch schon auf. Atemlos eilte er auf den Kommissar zu; er lachte über das ganze Gesicht. „Diesmal ist uns der Fang geglückt, Herr Kommissar, hier ist der Schmuck!" Damit überreichte er Södersen die Halskette und das Armband.

Es war bei Tage und bei Nacht
Und auch bei Nebel trübe,
Da hat mich immer Tag und Nacht
Gequält die Liebe

Interessantes und Historisches vom Handel

Vom Markt zur Messe

Zum Beginn der Leipziger Frühjahrsmesse am 5. März 1939

Die Marktfrau

Das Symbol des Handels auf dem städtischen Wochenmarkt hat sich durch Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag erhalten

Die Hauptfaktoren des Handels sind Angebot und Nachfrage. Schon im Altertum hat es sich als notwendig erwiesen, Angebot und Nachfrage zeitlich zusammenzulegen, um dem Käufer eine Uebersicht über das Angebotene und dem Verkäufer die Möglichkeit zur Feststellung zu geben, was und wieviel im Augenblick verlangt wird. Dieser primitiven Erkenntnis allein verdanken Märkte und Messen ihre Entstehung. Dazu kam, daß die persönliche Fühlungnahme des Verkäufers mit dem Käufer das gegenseitige Mißtrauen, namentlich in früheren Zeiten, überwand. Es ist uns über die Märkte des Altertums nur wenig bekannt, aber die Tatsache, daß es im alten Griechenland auf Delos, in Olympia und Delphi Märkte gab, enthüllt uns einen weiteren Grund zur Durchführung derartiger Veranstaltungen. Die genannten Orte sind uns als riesige Versammlungsstätten der Antike bekannt. Daraus folgt also, daß die Anwesenheit von Menschenmengen bei Volksfesten auch zahlreiche Verkäufer anzog und so

Fuhrleute, die zum erstenmal zur Leipziger Messe kommen, werden nach lustigem Zeremoniell „getauft"

Griechische Kaufleute in Leipzig im vorigen Jahrhundert

rechts verbunden. Auch damals schon unterschied man Wochenmärkte, Jahrmärkte und Messen.

Der auf bedeutenden Plätzen der Städte abgehaltene Wochenmarkt diente lediglich der Versorgung der Städter mit Lebensmitteln, die hier unter Ausschaltung des Zwischenhandels der Erzeuger an den Verbraucher abgab. Später erhielt auch der Zwischenhandel seinen bestimmten Anteil, als auch die Bauern der Umgebung zu Lieferanten wurden, denen es nicht möglich war, regelmäßig den weiten Weg zur Stadt zurückzulegen.

Der Jahrmarkt hat mit dem Wochenmarkt absolut nichts gemeinsam. Wie sein Name sagt, findet er in größeren Zeitabständen statt und dient vor allem dem Handel mit gewerblichen Erzeugnissen. Hier treten kleine Produzenten mit Waren für die Landbevölkerung auf. In dünnbesiedelten Gegenden hat der Jahrmarkt auch heute noch nichts von seiner Bedeutung verloren. Im Frühjahr oder nach Ernteschluß veranstaltet, bietet er dem Landvolk Gelegenheit, Dinge zu kaufen, die in den Dörfern sonst nicht zu haben sind.

Eine Veranstaltung wiederum ganz gegensätzlicher Art ist die Messe, die feinesfalls eine **Errungenschaft unseres Jahrhunderts ist, sondern ebenfalls sehr alt, und wie ihr Name sagt, einstmals mit einem kirchlichen Fest verknüpft** war. Das Gesetz kennt keinen Unterschied zwischen Jahrmarkt und Messe, aber die Letztgenannte wird nur vom Großerzeuger und vom Großhändler, also Wiederverkäufer, besucht. Die Meßstädte, sowie ihre Besucher wurden vom Landesherrn schon frühzeitig mit Vorrechten und Freiheiten ausgezeichnet wie: Warenlagerung in städtischen Speichern, Münzrecht, Erhebung von Zöllen, Schutz der Reisenden und anderem mehr. Die Jahreszeit der Veranstaltung richtete sich nach dem Klima, das heißt nach der Transportmöglichkeit zu Lande oder zu Wasser und nach der Erntezeit.

Unter den verschiedenen Messen in Deutschland hat vor allem die Leipziger Messe, die auf ein Privileg des Kaisers Maximilian aus dem Jahre 1510 zurückgeht, besondere Bedeutung erlangt. Im Laufe eines Jahrhunderts wurden dort fünf bis acht Millionen Taler umgesetzt. Nachdem ihr die umsichtige Handelspolitik des Preußenkönigs sehr zugesetzt hatte, nahm sie nach Abschluß des Zollvereins einen neuen Aufschwung. Bereits in den Vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde der Musterlagerverkehr eingeführt, der bis heute beibehalten ist.

Die Leipziger Messe im Jahre 1830

(Sämtliche Aufnahmen Scherl-Archiv, Zander)

Die Messe zu Frankfurt am Main wurde bereits im 13. Jahrhundert von Friedrich II. privilegiert, dann aber zu Anfang des 17. Jahrhunderts von Leipzig und auch Frankfurt an der Oder überholt, das als Messestadt nach dem Dreißigjährigen Kriege größere Bedeutung erlangte.

Märkte und Messen gibt es heute in aller Welt, in Mekka, dem Heiligtum der Mohammedaner aller Länder, sowohl, wie in Hadwar, einem großen ostindischen Handelsmittelpunkt. Eine der berühmtesten europäischen Messen war die von Nischni-Nowgorod, die bis zu ihrer Aufhebung durch die Sowjetregierung den gesamten russischen Handel beherrschte und den Hauptumschlag für Pelze, Leder und Getreide bildete. Bekannt sind schließlich noch die Messen von Pest und Debrezin in Ungarn und Tanta in Oberägypten und erwähnenswert die französische, sogenannten Kriegsmessen, die in der Kriegszeit das Vorbild aller Messen, die Leipziger, verdrängen sollten.

In Ländern von geringerer Zivilisation haben sich die Warenmessen als einzige Handelsmöglichkeit zwischen primitiver Völkerschaften bis heute erhalten. In den Kulturländern hat sich ihre Form zur sogenannten Mustermesse gewandelt. Hier werden die Waren nicht sofort gekauft, sondern nur besichtigt und auf Grund des gewonnenen Urteils vom Käufer in Auftrag gegeben, eine Entwicklung, die natürlich nur im Zeitalter des ständigen Fortschrittes der Industrialisierung entstehen konnte. Außerdem wäre es heute eine Unmöglichkeit, alle Waren, die bei einer Messe umgesetzt werden, in dieser Stadt aufzustapeln, um sie direkt an den Käufer abzugeben. Trotz des hohen Standes der Nachrichtenübermittlung und des Verkehrswesens, das doch jedem Käufer gestattet, sich innerhalb kurzer Zeit mit dem Produzenten direkt in Verbindung zu setzen, haben derartige Veranstaltungen, die einen wesentlichen Aktivposten in der staatlichen Wirtschaft darstellen, bis heute nichts an ihrer Bedeutung verloren und in der Leipziger Messe, die ihrer Eröffnung entgegensieht, ihre vorbildlichste Form gefunden.

Hanns Weißert

So sieht es heute in den Straßen Leipzigs zur Messezeit aus

Russische Kaufleute verabschieden sich von ihren Leipziger Wirten

Viele Zimmer, aber eine Idee — Ach, so ein Ansager hat's nicht leicht — Viel Musik, aber volkstümlich — Technik ist dennoch Trumpf

Das Haus der Stimmen und Klänge

Von unserem zum Reichssender Köln entsandten Schriftleiter

Wir haben unseren Lesern bereits in zwei bebilderten Artikeln vom „Zeitfunk" und vom „Hörspiel" (vgl. Nr. 6, 7 unseres „7. Tages") berichtet und möchten nun in einer dritten Reportage eine letzte Auslese der vielfachen Eindrücke wiedergeben, die unser Lk.-Schriftleiter bei seinem kürzlichen Besuch im Rundfunkhaus des Reichssenders Köln hatte. Aehnlich wie beim Reichssender Köln wird es in allen Rundfunkhäusern Deutschlands zugehen, so daß die nachstehenden Ausführungen allgemeine Gültigkeit haben.

*

Was uns heute am Rundfunkgerät schon etwas Selbstverständliches geworden ist, war uns einst, als wir zum erstenmal im eigenen Heim vor dem Apparat saßen, ein beinahe beraüschendes Erlebnis. Bei der kleinsten Bedienung des Knopfes wanderte der Zeiger über Skala, und immer meldeten sich neue Stationen: Köln, Frankfurt, Leipzig, Hamburg, Breslau, München, der Deutschlandsender, London, Rom, Huizen oder sonst irgendeiner der zahlreichen Sender Europas. Alle Sprachen der Welt klangen aus dem Lautsprecher, und es war uns so möglich, die ganze Welt in unsere Stube einzuladen. Dabei ist sicher mehr als einmal der Wunsch in uns wach geworden, dort dabei zu sein, wo die Stimmen und Klänge ihren Ausgang nehmen.

Dr. T. Winkelnkemper, Intendant des Reichssenders Köln

Dr. Holzamer und Heinz Kohlhaas im Gespräch mit dem Besitzer des Vivariums von Königswinter, Herrn Bender. Bender versucht den Ochsenfrosch zum Brüllen zu bringen

Im Sendehaus

Das Rundfunkhaus des Reichssenders Köln liegt mitten in der Kölner Altstadt. Es ist von außen her kaum als ein so bedeutendes Gebäude kenntlich. Aber drinnen haben wir Mühe, uns in dem Labyrinth von Fluren und Gängen und in der unendlichen Reihe der Zimmer zurechtzufinden. Dennoch ist eines spürbar: Diese vielen Gänge und Zimmer sind ein eindringliches Spiegelbild der vielseitigen technischen wie künstlerischen Anforderungen, die der moderne Rundfunk an einen Sendebetrieb stellt.

Der Tag im Rundfunkhaus geht ohne Pause dahin. Von morgens 6 Uhr bis nachts 24 Uhr, ein oder gar drei Uhr will der Hörer in Stadt und Land Unterhaltung aus dem Lautsprecher hören, und die Berücksichtigung möglichst vieler Interessengebiete macht es auch notwendig, die Zeit auf Minute und Sekunde auszunutzen. Auch dem Besucher von der Presse können sich die Männer vom Rundfunk natürlich nur zwischendurch widmen. Als wir zu Besuch kommen, geht gerade das Morgenkonzert seinem Ende entgegen: Wir bekommen einen Einblick in eine Schallplattensendung und in die vorzüglichen Anlagen, die auch von der Platte eine akustisch einwandfreie Uebertragung gewährleisten. Da stehen ganze Sendungen, in Kartons aufgestapelt: Vorträge, Hörspiele, Musikstücke, die vielfach von anderen Sendern übernommen wurden, um bei Gelegenheit in das Programm eingeschoben zu werden.

Hier ist Ruhe Gesetz

„Hallo, Herr Platt! Also so sehen Sie aus" stürzen wir schnell, die Gelegenheit nutzend, in ein Nebenzimmer des Ansagerraumes, wo der Ansager sich während der Programmabwicklung aufhält. „Wir kennen uns bereits?" Natürlich kennen wir uns, wenigstens wir kennen den Ansager. Zwar nur seiner Stimme nach, aber darin sehr genau. Und nun muß er uns erzählen, von seinem Dienst, von seinen Aufgaben. Da sieht er uns zunächst nur groß an und zeigt, ohne ein Wort zu sprechen auf ein Schild, das auf der Innenseite der Tür hängt und darauf zu lesen ist: „Nicht ärgern!" Dann öffnet er eine Schranktür, und wieder schaut es uns an: „Nicht ärgern!" Und am Kalender: „Nicht ärgern!"

Dann zeigt Willi Platt (immer mit einem listigen Schmunzeln um die Mundwinkel) uns noch ein anderes Schild, darauf lesen wir in großer und eindringlicher Schrift das Wort: „Ruhe." „Nanu, ist denn der Beruf des Ansagers so ärgerlich?" unterbrechen wir schließlich das Schweigen. „Nun, an Aerger fehlt es auch in unserem Beruf nicht. Aber unser Beruf erfordert doch ein solches Maß von gesammelter Geisteskraft, daß jeder Aerger sich verderblich auswirken muß. Auf der anderen Seite hat der Ansager für alles die Schuld, wozu sich sonst niemand bekennt, und das ist sehr viel. Sehen Sie, da heften wir uns auf diese humorvolle Weise über die Schwierigkeit unserer Situation hinweg ..." Natürlich ist das Schmunzeln jetzt auf unserer Seite, und wir erwägen einen Augenblick, ob es nicht tunlich wäre, in der heimlichen Hast des eigenen Alltags sich an gleiche Grundsätze zu halten.

Der Hahn kräht nicht mehr, wann er will

Einem aufgestopften Hahn in einem Glaskasten, ehrenvoll im Blickpunkt des Besuchers präsentiert, wird man nicht allzu oft begegnen. Im Rundfunkhaus in Köln kann man ihn sehen. Nun aber das Wunderbare: Dieser ausgestopfte Hahn, der übrigens seine Geschichte hat, vermag noch zu krähen, zwar nicht, wie es ihm beliebt, sondern nur dann, wenn es seinen Herren und Bezwingern, den Männern vom Rundfunk, paßt. Und das kam so: Dieser Hahn pflegte in einem Nachbargrundstück des Rundfunkhauses sehr überheblich und provozierend sein hochmütiges Gekräh ertönen zu lassen. Im allgemeinen läßt man einen Hahn krähen, hier aber störte er erheblich die Sendungen. Und was Christian Morgenstern von dem Huhn sagt, daß ihm „unsere Sympathie gehört, selbst an dieser Stelle, wo es stört", ließ sich mit dem besten Willen auf diesen Hahn nicht anwenden, und so mußte er schließlich sein wertvolles Leben lassen. Aber nur sein Leben. Seine Stimme vermochte die Technik auf die Wachsplatte zu retten und so der Menschheit zu erhalten. Die Platte ruht nun im Archiv des Reichssenders, und das Gekräh des Hahnes ertönt immer, wenn es im Rahmen einer Sendung erwünscht ist.

Es gibt wohl kaum ein Geräusch, einen Lärm oder sonst eine akustische Aeußerung des Lebens und der Natur auf unserem Planeten, die nicht sorglich postiert im Schallplattenarchiv der Reichssender neben Konzertstücken, Rezitationen u. ä. aufbewahrt wird. Der sprechende Papagei, der bellende Hund, der Lärm eines Einsturzes, knisterndes Feuer, heulender Sturm, das Stimmen der Instrumente im Orchester, das Wecken in der Kaserne, lachende Kinder, das weinende Mädchen, der plätschernde Bach und der rauschende Strom — alles das läßt sich im Nu hervorzaubern, es braucht nicht vorgetäuscht zu werden, sondern die Stimme der Natur wird aus totem Material wirklich lebendig gemacht. Und der illustrierte Witz, wo man vor dem Mikrophon einen gurgelnden Ansager sieht und wo dann darüber steht: „Jetzt hören Sie ein Bächlein in der Wiese", ist eben nur ein Witz, der die Wirklichkeit nicht einmal im Entferntesten zu treffen vermag.

Musik! Musik!

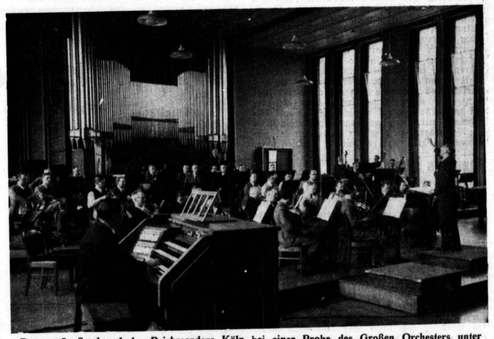
Kein Rundfunk-Tagesprogramm gibt es ohne eine umfangreiche Musikfolge. Das liegt in der Natur des Rundfunks. Musik sucht der Hörer in der Mittagspause. Musik will die Hausfrau beim Nachmittagskaffee. Musik verschönt den Abend bis in die tiefe Nacht. — Mittags erwischen wir gerade die überall bekannten und gern gehörten „6 Musizi auf 18 Instrumenten", aber wir können ihrem Musizieren nur von der Regiezelle aus zusehen. Zur Auftreten im großen Senderaum des Rundfunkhauses hat natürlich kein leibliches Gesicht wie etwa in einem Konzertsaal. Denn hier ist ja kein Publikum, und die technischen Notwendigkeiten zur Erzielung der besten Akustik sind allein maßgebend in der Anordnung und Verteilung der Instrumente.

Ja, wie ist das eigentlich, wird denn das Musizieren vor dem Mikrophon, das Fehlen der vom Künstler doch sonst sehr geschätzten Atmosphäre des Konzertsaales, den Künstler auf die Dauer nicht desinteressieren und geistig ermüden? Wir hatten Gelegenheit, einen der erfahrensten Rundfunkkapellmeister, Otto Julius Kühn, darüber zu befragen. Zwar ergab sich die Gelegenheit auch nur zwischen Tür und Angel, aber Kapellmeister Kühn war so freundlich, auf unsere Frage einzugehen: „Es gehört eine gewisse Leidenschaft dazu", so etwa sagte er, „Rundfunkmusiker zu sein." Das weiß fehlt uns das Publikum, wie es andere Kollegen im Konzertsaal vor sich haben. Dafür hat aber der Rundfunkmusiker das Bewußtsein, vor einer viel größeren Zuhörerschaft zu spielen, wie sie kein Konzertsaal fassen würde, und in der sich nicht nur der Kenner und Genießer befindet, sondern auch der unverbildete und empfängliche Volksgenosse in seinem Heim, dem ein gutes Konzertstück oder ein Lied oft einen ungemein tiefen Eindruck machen. Wir müssen darum im Rundfunk auch volkstümliche Musik in allererster Linie bevorzugen, ohne dabei die schöne Aufgabe zu vernachlässigen, auch die großen Werke der deutschen Meister gerade dem einfachen Volksgenossen nahezubringen.

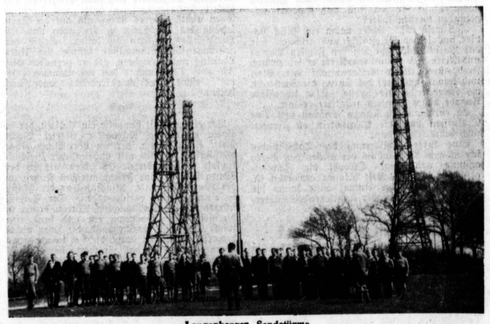
Kultur und Technik

Der Besuch in einem Sendehaus ist bei aller technischen Nüchternheit ein berauschendes Erlebnis. Ist doch hier immer ein Mittelpunkt eines der großartigsten Werke menschlicher Kultur. Der Intendant des Reichssenders Köln, Dr. Winkelnkemper, hat das in seinem Geleitwort zum Winterprogramm von 1938/39 in folgenden Sätzen treffend zum Ausdruck gebracht: „Vielfältig sind die Aufgaben, die einem Reichssender gestellt sind und die er täglich aufs neue zu lösen hat. Nur wenige Menschen sind sich bei der Urteilsbildung über den Rundfunk bewußt, wie vielseitig und weitgreifend die Arbeit bei der Sendeplangestaltung ist. An diesem Werk sind Politiker, Wirtschaftler und Wissenschaftler ebenso beteiligt wie die Repräsentanten aller Künste. Insbesondere Komponisten, Dirigenten, Dichter, Schauspieler, Musiker, Sänger und Sprecher geben der Rundfunkgestaltung das Gepräge. Selbstverständlich dürfen auch die Männer der Technik nicht unerwähnt bleiben; denn darauf sei immer wieder hingewiesen, daß ohne das Wunder, welches unermüdlicher Forscher- und Erfindergeist unserem Jahrhundert schenkte, die Menschheit wesentlich ärmer wäre."

Josef J. Link



Der große Sendesaal des Reichssenders Köln bei einer Probe des Großen Orchesters unter Generalmusikdirektor Rudolf Schulz-Dornburg



Langenberger Sendetürme

Fotos: Felten (3), Hahn (1)

Abenteuer im tropischen Urwald

9. Fortsetzung

Eine unheimliche Begegnung

Vom Matto Grosso über Chile nach Cayenne

Erlebnisse aus fünf abenteuerlichen Jahren, geschildert von F. W. Dinger

Dieser Name lautete Fawcett

Eine sich überschlagende Stimme im Nebenraum ließ uns aufhorchen. Im nächsten Augenblick stand der Engländer vor uns. Er schrie in unheimlicher Erregung:

„Spione, ihr kriegt mich nicht weg! Macht, daß ihr rauskommt!" Mit einem Gewehr trieb er uns aus der Hütte. Dann lehnte er sich mit dem Gesicht an den Eingangspfosten und brach in lautes Schluchzen aus. Fred und ich verständigten uns rasch und wagten uns vorsichtig wieder näher heran. In einem offenbaren Anfall von Irrsinn hatte der Mann losgetobt. Jetzt war er zubiser. Wir baten ihn mit höflichsten Worten um Entschuldigung. Auch dieses Verhalten schien nicht richtig zu sein. Der hagere Mensch schob uns beiseite und eilte mit dem Ausruf: „Jack, mein Sohn, mein Sohn!" zum Wald hinüber. Völlig ratlos blieben wir zurück.

In der ersten Dämmerung überlegten wir, was wir tun sollten. Nach einer Stunde kam der verstörte Engländer wieder. Erneut bedrohte er uns mit dem Gewehr und ließ uns vor sich her zum Ufer gehen. Es war eine Situation wie im Film, nur etwas unangenehmer, weil wir nicht Zuschauer, sondern Hauptpersonen waren. Kaum hatten wir unser Fahrzeug erreicht und wollten losmachen, um dem merkwürdigen Einsiedler endgültig den Rücken zu kehren, da befahl er uns, zu warten. Mißtrauisch drehte er sich um und eilte die Böschung hinauf seinem Haus zu. Am nächsten Augenblick gewahrten wir seine Gestalt wieder am Eingang. Hinter ihm erschien die Frau mit einer großen Staude Goldbananen, die sie auf Geheiß des Engländers zum Ufer schleppte und für uns niederlegte. Rasch griffen wir zu und steuerten dann zur Flußmitte. Der Alte schien seine gute Tat schon wieder bereut zu haben. Er sandte uns seine Flüche nach und wünschte uns in die tiefste Hölle der Unterwelt.

Wochen später fielen uns in Belem do Para illustrierte Blätter in die Hände, in denen wir zufällig das Bild eines verschollenen englischen Obersten und Forschers mit Namen P. H. Fawcett entdeckten, den zu suchen eine Expedition von Rio de Janeiro aus seit Wochen schon unterwegs wäre, wie es in der Unterschrift hieß. Wir hatten nicht viel Interesse daran, noch einmal in die Wildnis zurückzufahren, der wir gerade einigermaßen unbeschädigt entronnen waren. Außerdem waren wir zeitlich und räumlich von dieser Expedition ganz erheblich entfernt. Und so ersagten wir bei der Fülle neuer Eindrücke die seltsame Begegnung mit einem geistesgestörten verwilderten Europäer, von dem wir nun bestimmt annehmen mußten, daß es Fawcett gewesen war.

Kann das stimmen?

„Herr Becker", unterbrach ich den Erzählenden in diesem spannenden Augenblick, „sind Sie sich eigentlich darüber klar, daß das Geheimnis um den verschwundenen Oberstleutnant Fawcett bis heute noch nicht gelüftet worden ist?"

„Vollkommen. Ich lese schon seit längerem mit Engländern in Verbindung und habe über unsere damalige Entdeckung Bericht erstattet. Zweimal, im Jahre 1981 und im Jahre 1936, wandte ich mich vergebens an die zuständige Stelle in England. Ich hörte nur, daß man meine Beobachtungen prüfen wollte. Erst kürzlich ist die Angelegenheit erneut aufgegriffen worden. Ich kann aber jetzt nicht mehr darüber sagen, bis die Sache vollkommen geklärt ist.

„Sie wissen also, daß eine hohe Summe ausgesetzt ist für den Fall, daß Fawcett aufgefunden werden sollte?"

„Ich weiß es!" Becker nahm ein Stück Papier aus seiner Brieftasche und zeichnete mir das Para-Gebiet zwischen den Flüssen Tapjoz und Xriny auf. Dann markierte er seinen und Freds Paraexkursionen auf dem Plan und kreuzte am Lauf des Curua die Stelle an, wo Fawcett damals hauste. Eine ungefähre Angabe dieses Punktes gestattete er mir.

Es entspann sich sodann zwischen uns eine Diskussion über die Möglichkeit, ob Fawcett noch heute leben könne.

Eine kurze Schilderung des Tatbestands scheint zum Verständnis der Wahrheit Beobachtung notwendig. Obwohl die Fawcettgeschichte in aller Welt bekannt geworden ist, möge sie hier noch einmal ganz knapp bis zum jüngsten Stand der Angelegenheit wiedergegeben werden.

Wie kam Fawcett an den Curua?

Der Oberstleutnant P. H. Fawcett fiel in der britischen Indienarmee als jüngerer Offizier durch seinen Hang zum Mystischen auf. Viele Jahre verbrachte er auf Ceylon, wo er seine Urlaubswochen und sehr viel Geld dazu verwandte, einen angeblich verzauberten Schatz einstiger singhalesischer Könige zu suchen. Seine Bemühungen waren vergeblich. Später war er in Südamerika verschiedentlich in behördlichem Auftrag mit Grenzvermessungen und geographischen Studien beschäftigt. Er ertrug unbeschadet seines fortschreitenden Alters die ärgsten Strapazen. Seinen wissenschaftlichen Arbeiten schenkte die Fachwelt, besonders die Königliche Geographische Gesellschaft in London, stärkste Beachtung. Wiederholt ehrte man ihn durch Medaillen und Diplome. Bei denen, die ihn kannten, galt er als eine willensstarke Persönlichkeit mit großer Vorliebe für die Rätselhaftigkeit verschwundener Menschenkulturen.

Im Sommer 1925 brach Fawcett in Begleitung seines Sohnes Jack und eines andern jüngeren Mannes von Cuyaba im Süden des Matto Grosso auf, um in den Quellgebieten der Flüsse Tapajoz und Xingu jene sagenhaften Indianerstädte zu suchen, von denen bisher noch niemand einen genauen Bericht zu liefern vermocht hat. Man nimmt an, daß Fawcett ungefähr zum 10. Breitengrad in genau nördlicher Richtung von Cuyaba aus zu kommen hoffte.

Sein letztes Lebenszeichen

Ende Mai 1925 schickte Fawcett einen Bericht in die Zivilisation. Er befand sich an diesem Tage etwa am Unterlauf des Flusses Kuliseu. Die beiden Führer, die ihn bis dahin begleitet hatten, entließ er und machte sich nun mit den zwei jungen Männern zur Weiterreise ins unentdeckte Indianergebiet fertig. Drei Jahre lang hörte die Welt nichts mehr von Fawcett. Da interessierte sich plötzlich eine amerikanische Zeitungsgesellschaft für das Schicksal des Forschers. Sie ließ eine Expedition ausrüsten, die unter Führung des Wissenschaftlers und Offiziers Dyott im Mai 1928 von Cuyaba aus aufbrach und den Spuren Fawcetts folgte. Sie traf am Rio Kulisen auf einen Indianerstamm, dessen Häuptling ein Firmenschildchen als Schmuck trug, das fragelos von einer der Fawcettschen Reisekisten herrührte. Der Häuptling führte die Expedition an den Rio Kuluene, wo ein andrer Indianerstamm den Forschern die Stelle zeigte, von der aus Fawcett ins Bandinnere gegangen sein sollte. Seine beiden Gefährten wären bereits, so sagten die Indianer, stark mitgenommen gewesen. Sie hätten erheblich unter Fußschmerzen gelitten und einen sehr erschöpften Eindruck gemacht. Fawcett selbst aber wäre wohlauf gewesen. Von den Ufergegen aus hätten die Indianer den Rauch der Fawcettschen Lagerfeuer fünf Tage lang verfolgen können. Danach wären ihnen nichts mehr aufgefallen. Sie hätten deshalb annehmen müssen, daß Fawcett am sechsten Tag von den dort wohnenden Suha-Indianern ermordet und verschleppt worden wäre.

Dyott faßte den Entschluß, zum vermeintlichen Schauplatz der Fawcett-Tragödie aufzubrechen. Aber ein Indianer-Ueberfall zerstörte diesen Plan. In abenteuerlicher Flucht erreichte Dyotts Expedition den Alto Xingu und kam unverrichteter Sache in Belem do Para an.

Das Fawcett-Fieber

Nun wurde der Fall Fawcett für die Zivilisation erst recht interessant und mystisch. Immer wieder gingen Expeditionen auf die Fawcett-Fährte. Keiner gelang es aber, mehr als Dyott zu erkunden. Da meldete sich im Frühling 1932 ein Schweizer mit Namen Rattin beim britischen Konsulat in Sao Paulo und behauptete, den verschollenen Forscher während einer Reise längs der Flüsse Xrinos und Tapajoz in einem Indianerdorf landeinwärts von Xrinos etwa am 11. Breitengrad als Gefangenen entdeckt zu haben. Fawcett hätte ihm einige Anhaltspunkte über sein Mißgeschick gemacht und ihm Botschaftungen aufgegeben. Rattins Beschreibungen über Fawcett und über den Siegelring, den er getragen haben sollte, stimmten so genau, daß es kaum noch zweifelhaft erscheinen konnte, daß er tatsächlich den Oberst vor sich gehabt hatte.

In der Folgezeit häuften sich glaubwürdige und phantasievolle Schilderungen ähnlicher Art von allen möglichen unbekannten Matto-Grosso-Reisenden. Niemals aber reichten die Angaben, um eine ausgesprochene Suchexpedition ausrüsten zu können.

Auch die im Jahre 1933 aufgebrochene Reisegesellschaft, welcher sich der Journalist Peter Fleming im Auftrag der Times anschloß, stützte sich keineswegs auf die privaten Mitteilungen irgendwelcher Fakkalbreisenden. Sie wandte sich, dem Fluß Kapivara folgend, östlich auf den Rio Xingu zu, mußte aber aus verschiedenen Gründen auf einen Landmarsch ins eigentliche Fawcett-Gebiet verzichten und umkehren, ohne zur Klärung des Falles etwas beigetragen zu haben. — Jüngst gingen dann wieder Meldungen durch die Presse, wonach Fawcett weiter nördlich, also im nördlichen Umkreis der von Becker angegebenen Stelle, bei Indianern lebend angetroffen worden sei.

Man nimmt heute allgemein an, daß Fawcett entweder gleich nach seinem Verschwinden von Indianern getötet wurde, und daß alle späteren Augenzeugenberichte Märchen sind, oder aber, daß er in völliger Geistesverwirrung irgendwo in Gefangenschaft bei Eingeborenen bestimmungsweise in hoffnungsloser Einsamkeit dahinvegetiert. Wäre er noch lebendig gefund genug und im Vollbesitz seiner geistigen Fähigkeiten, dann würde er, so folgert man, längst einen Weg aus der Wildnis gefunden haben. Immerhin spricht für die Annahme, daß er ohne Hilfe anderer nicht mehr in die Zivilisation zurückkehren kann, die Tatsache seines hohen Alters. Fawcett ist, sollte er noch leben, inzwischen ein Mann von 70 Jahren geworden.

(Forts. folgt)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Ein ungeeignetes „Gewerbe" haben sich zwei junge Leute aus der portugiesischen Stadt Olhao ausgesucht, die den Plan faßten, einer Bank einen nächtlichen Besuch abzustatten. Beide junge Männer waren nämlich taubstumm, was zwar den Vorzug hatte, daß sie einander nicht verraten konnten, aber auch den großen Nachteil, daß sie den Lärm nicht hören konnten, den sie bei ihren nächtlichen Arbeiten vollführten. Schon als sie die Scheiben eindrückten, war das im ganzen Hause zu hören. Der Nachtwächter alarmierte dann auch sofort die Polizei, deren Herannahen die zwei Banditen natürlich nicht bemerkten. Vielmehr machten sie sich seelenruhig daran, einen Tresor aufzuschweißen und glaubten, sehr bequem dabei vorgegangen zu sein. In Wirklichkeit vollführten sie dabei einen Höllenlärm, den sie ebensowenig hörten, wie die Alarmpfeifen des Ueberfallkommandos, das vor dem Hause vorfuhr. Erst als sie die Fäuste der Polizisten im Nacken fühlten, merkten sie zu ihrem Erstaunen, daß man von ihrer Tätigkeit Notiz genommen hatte, und so blieb ihnen nichts anderes übrig, als auf die Fortsetzung des Einbruchs zu verzichten und sich Handschellen anlegen zu lassen. Selbst der gestrenge Polizeikommissar konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er bemerkte, daß sich zwei Taubstumme den ungeeignetsten „Beruf" eines Geldschrankknackers ausgesucht hatten.

***

Vor einiger Zeit bemerkte ein Polizist, der in einem entlegenen Newyorker Viertel Wache hielt, einen Mann, der an der Wand eines vielstöckigen Hauses mit unheimlicher Geschicklichkeit emporkletterte. Es schien, als ob der Mann sich wie eine Fliege mit den Füßen an der Wand festsaugte. Plötzlich war der Mann in einem Fenster verschwunden. Der Polizist trützte sich ins Haus, schlug Alarm, drang in die gefährdete Wohnung ein und fand eine junge Dame im Nachtgewande, die zwar nichts bemerkt und gehört hatte, die sich jedoch davon überzeugen mußte, daß ihr wertvoller Schmuck verschwunden war. Vom Verbrecher fehlte jede Spur.

Die Polizei vermutete in dem Dieb einen Fassadenkletterer, der in der amerikanischen Unterwelt einen großen Ruf besaß. Man wollte sogar seine abenteuerliche Lebensgeschichte wissen. Der Verbrecher sollte der Sohn eines Plantagenbesitzers aus den Südstaaten sein. Als Kind bereits kletterte er an der Front seines väterlichen Hauses entlang, um seine Geschicklichkeit unter Beweis zu stellen. Dann lernte er ein wohlhabendes junges Mädchen kennen, das er heiratete und das ihm eine Mitgift von 800 000 Dollar in die Ehe brachte. Der junge Mann war aber vom Spieleufel besessen, verlor das Geld und geriet auf die abschüssige Bahn. Trotz dieser romantischen, in USA. so beliebten Einzelheiten über den Verbrecher wußte man nicht, wer der Mann in Wirklichkeit war.

Kurz nach dem tollkühnen Einbruch in der Wohnung der Juwelenbesitzerin sah der als ehrenwerter Steuerzahler bekannte Kapitän Mathison in seinem Klub und machte ein Spielchen, wobei Mathison etwas mehr Alkohol zu sich genommen hatte, als er sonst zu tun pflegte. Das Gespräch kam auf den geheimnisvollen Fassadenkletterer. Mit einer verächtlichen Geste erklärte Kapitän Mathison, daß es eine Kleinigkeit wäre, bis zum 17. Stock heraufzuklettern. Die Spielgefellen lachten. Der Kapitän wurde ungehalten. „Wollen wir wetten?" schlug er vor. Sofort wurden hohe Wetten abgeschlossen. Der Kapitän legte seinen Smoking ab, öffnete das Fenster und — stieg da — mit unheimlicher Geschicklichkeit kletterte er bis zum obersten Stock des Wolkenkratzers hinauf. Eine große Menschenmenge hatte sich inzwischen an der Straße versammelt. Triumphierend kehrte der Kapitän, nachdem er sein Kunststück vollbracht hatte, in die Klubräume zurück, wo er sofort den Betrag der Wette einkassieren konnte.

***

Unglücklicherweise (oder soll man sagen glücklicherweise) befand sich unter der Menschenmenge auf der Straße auch ein Detektiv, und zwar gerade der Mann, der sich mit der Fahndung nach dem geheimnisvollen Fassadenkletterer beschäftigte. Der Mann, der so klettern kann, sagte sich der Detektiv mit Hilfe seines gesunden Menschenverstandes, kann nur derjenige sein, den man den Könia der Fassadenkletterer nennt. Schnell entschlossen begab er sich in den Klub und sagte dem Verdächtigen seine Vermutungen auf den Kopf zu. Sie erwiesen sich als wahr. Kapitän Mathison war der seit langem gesuchte Fassadenkletterer. Seit langer Zeit führte er ein Doppelleben. Er bewohnte mit seiner Frau eine Villa, in der er seine Frau oft allein ließ. Die junge Frau war oft verzweifelt, weil sie annahm, daß ihr Mann nachts auf Abwege ging. Er ging tatsächlich auf Abwegen, aber auf ganz anderen, als denen, welche die eifersüchtige Frau befürchtete. Nun machte das Gericht den Kletzereien des Kapitäns mit dem Doppelleben für lange ein Ende.

***

Einen seltsamen Besuch empfing dieser Tage das Londoner Royal Northern Hokpital. In die im Erdgeschoß gelegene Abteilung für Kinderkrankheiten eilte ein Cowboy hinein. Damit erfüllte Tom Mix, der bekannte amerikanische Cowboy-Darsteller, der sich seit Kindergarer Zeit in London aufhält, den Wunsch eines achtjährigen Patienten, der gar zu gern einer Wohltätigkeitsvorstellung, bei der Tom Mix mitwirkte, beigewohnt hätte. Er durfte aber noch nicht aufstehen, und so schrieb er dem Filmhelden einen Brief, er möge ihn doch mitsamt seinem Pferd besuchen, da er selbst ärztlichen Geste erklärte Kapitän Mathison, daß es eine Kleinigkeit wäre, bis zum 17. Stock heraufzuklettern. Die Spielgefellen lachten. Der Kapitän wurde ungehalten. „Wollen wir wetten?" schlug er vor. Sofort wurden hohe Wetten abgeschlossen. Der Kapitän legte seinen Smoking ab, öffnete das Fenster und — stieg da — mit unheimlicher Geschicklichkeit kletterte er bis zum obersten Stock des Wolkenkratzers hinauf. Eine große Menschenmenge hatte sich inzwischen an der Straße versammelt. Triumphierend kehrte der Kapitän, nachdem er sein Kunststück vollbracht hatte, in die Klubräume zurück, wo er sofort den Betrag der Wette einkassieren konnte.

Unglücklicherweise (oder soll man sagen glücklicherweise) befand sich unter der Menschenmenge auf der Straße auch ein Detektiv, und zwar gerade der Mann, der sich mit der Fahndung nach dem geheimnisvollen Fassadenkletterer beschäftigte. Der Mann, der so klettern kann, sagte sich der Detektiv mit Hilfe seines gesunden Menschenverstandes, kann nur derjenige sein, den man den König der Fassadenkletterer nennt. Schnell entschlossen begab er sich in den Klub und sagte dem Verdächtigen seine Vermutungen auf den Kopf zu. Sie erwiesen sich als wahr. Kapitän Mathison war der seit langem gesuchte Fassadenkletterer. Seit langer Zeit führte er ein Doppelleben. Er bewohnte mit seiner Frau eine Villa, in der er seine Frau oft allein ließ. Die junge Frau war oft verzweifelt, weil sie annahm, daß ihr Mann nachts auf Abwege ging. Er ging tatsächlich auf Abwegen, aber auf ganz anderen, als denen, welche die eifersüchtige Frau befürchtete. Nun machte das Gericht den Kletzereien des Kapitäns mit dem Doppelleben für lange ein Ende.

***

Einen seltsamen Besuch empfing dieser Tage das Londoner Royal Northern Hokpital. In die im Erdgeschoß gelegene Abteilung für Kinderkrankheiten eilte ein Cowboy hinein. Damit erfüllte Tom Mix, der bekannte amerikanische Cowboy-Darsteller, der sich seit kürzerer Zeit in London aufhält, den Wunsch eines achtjährigen Patienten, der gar zu gern einer Wohltätigkeitsvorstellung, bei der Tom Mix mitwirkte, beigewohnt hätte. Er durfte aber noch nicht aufstehen, und so schrieb er dem Filmhelden einen Brief, er möge ihn doch mitsamt seinem Pferd besuchen, da er selbst

Copyright 1936 by A. H. Payne-Verlag, Leipzig

8. FORTSETZUNG

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

Er rannte die Treppen des Verwaltungsgebäudes hinab und saß in seinem kleinen Wagen wie einer, dem ein plötzlicher Einfall in der Seele brennt.

Er fuhr ein fast nicht mehr zu verantwortendes Tempo, solange er noch die einigermaßen freien Straßen des entlegenen Viertels vor sich hatte, in dem seine Firma ansässig war.

Wie ein Blitz war ihm der Gedanke von einer Sekunde auf die andere in den Kopf geschossen. Und er hatte auch sogleich zugegriffen, ohne im geringsten zu überlegen. Mit der Hast, mit der Verzweiflung fast, die einen mit den Wellen Kämpfenden nach einem Stück Treibholz greifen läßt.

Der abendliche Garten seines Freundes Arno Giesbert war ihm eingefallen. Die Bowle, die man daselbst getrunken.

Es war wie eine Vision gewesen.

Das geschminkte Gesichtchen Gitta Wallis, der Diva vom Neptun-Film, war vor ihm aufgetaucht. Und in seinem Ohr hatten ihre Worte nachgeklungen, die das schlanke Mädchen im Arno Giesberts Garten beim Anblick des Lichtbildes des Edlen von Halflerstein ausgerufen:

„Dieser Herr? Ich kenne ihn! Er ist ein gewisser Doktor Haller! Aus München. Er verkehrt viel in der Südsee-Bar. Ist einer der freigebigsten Gäste dort!"

Die Südsee-Bar!

Das war der Gedankenblitz, der jählings durch Artur Poblands Hirn gezuckt war. Dies bedeutete das Stück Treibholz für den Ertrinkenden! Es war die einzige schwache Spur, auf die man sich stützen, der man nachhängen konnte, wie ein Jagdhund auf der Hirschfährte.

Die Südsee-Bar!

Noch hatte der in einem abenteuerlichen Tempo dahinjagende Doktor Pobland keine Ahnung, wo er dieses Lokal zu suchen haben werde.

Er mußte erst bei irgendeiner Destille anhalten, einen Korn trinken und dabei das Telephonadreßbuch studieren.

Dann sagte er wieder los. War noch zwanzig Minuten an seinem Ziel im Westen Berlins. Stand vor dem etwas phantastischen Eingang der gesuchten Bar. Trat ein — und bedachte zu spät, daß er ja um diese Stunde des anbrechenden Abends noch keinen Menschen in dieser Vergnügungsstätte antreffen werde. Es war sieben Uhr. Doktor Pobland war der einzige Gast der Südsee-Bar.

Und die beiden Damen, die sich auf ihn zu bewegten, mochten ihn für einen geniegerischen Provinzler halten, der sich zu so früher Stunde in ein derartiges Unternehmen verlaufen hatte.

Trotzdem nahm er Platz.

Er belächelte sich selbst. Ueberblickte flüchtig die Palmen und bunten Papageien, die teils in natura, teils als Wandgemälde den Besuchern die Illusion einer Südseeinsel wecken sollten.

Dann sah er die beiden Damen an, die sich um ihn bemühten, sichtlich eine willkommene Beute in ihm witternd.

Aber er bestellte nur einen Kognak und sah die enttäuschten Gesichter der beiden spöttisch an.

„Ich habe übrigens eine Frage!" setzte er dann gleich hinzu, den Mädchen scharf in die Augen sehend. „Ich suche einen gewissen Doktor Haller, der häufig hierher kommt. Sie wissen doch sicher seine Adresse oder seine Telephonnummer?"

Die zwei geschminkten Mädchen sahen sich eine Sekunde an. Die eine war sichtlich teilnahmslos. Die andere aber blickte blinzelnd auf den frühen Gast und schien etwas mißtrauisch.

„Der Doktor Haller war ein paar Tage nicht hier. Was wollen Sie denn von ihm?"

Da bist die richtige! ahnte Pobland. Er wurde heinahe heiter. Die Beine übereinander schlagend, griff er nach dem mit zahlreichen hauchdünnen Armfettchen behangenen Handgelenk der Bardame und zog sie näher zu sich heran. „Ach, eigentlich nichts Wichtiges, Kleine!" sagte er leichthin. „Wir haben dieser Tage mit dem Doktor ein Spielchen gemacht. Ich bin ihm noch sechzig Mark schuldig, weiß aber seine Adresse nicht. Durch einen Zufall erinnere ich mich, daß er hier in diesem hübschen Lokälchen so gut wie zu Hause sein soll. Na, wenn Sie nicht wissen, wo er wohnt, komme ich ein andermal wieder. Immerhin aber könnten wir rasch ein Fläschchen zusammen trinken, wie?"

Die zwei Bardamen hatten genau zugehört. Sie lächelten jetzt. Auch diejenige, die anfangs so zurückhaltend gewesen, schien nunmehr vertrauter werden zu wollen.

Man einigte sich rasch auf eine Flasche Champagner, Artur Pobland wählte mit Absicht eine besonders teure. Die Mädchen waren entzückt.

Dann sprach man wieder von dem jungen Herrn Doktor aus München. Ja, das sei ein netter Mensch. Ein bißchen leichtsinnig, nun ja. Dafür wäre er eben jung.

„Sie kennen doch sicher seine Adresse?" fragte Pobland nach einer Weile noch einmal, ganz vorsichtig. „Ich möchte ihm gern meine Schuld zurückzahlen! Es ist ja peinlich, nicht wahr?"

Artur Pobland hatte jetzt völlig das Vertrauen der beiden Mädchen. Sie belachten zwar seinen Zahlungseifer. Aber sie sahen doch bei ihm und hatten ersichtlich keine Geheimnisse mehr vor ihm. Die eine plauderte.

„Wo der Junge eigentlich wohnt — ich weiß es selber nicht. Hab' mich auch nie darum gekümmert. Manchmal hab' ich sogar bestimmt geglaubt, er hieße gar nicht Doktor Haller. Es war einmal ein älterer Mann mit ihm hier, der nannte ihn mit einem ganz anderen Vornamen, als er sich von uns nennen ließ. Aber das geht uns ja schließlich nichts an!"

„Gewiß nicht, Kinder!" sagte Doktor Pobland und fühlte eine Enttäuschung eiskalt in der Brust. War es also doch ein zwecklofer Unsinn, hier am hellen Tage diesen beiden Mädchen die Ferkeln mit Champagner zu befeuchten?

Er schwieg eine Weile. Er zermarterte seinen Kopf nach neuen Möglichkeiten.

Da fing die eine der Bardamen wieder zu sprechen an. Sie sprach ganz langsam, als suche sie während ihrer Worte in ihrem Gedächtnis:

„Einen wüßte ich, der vielleicht Näheres weiß. Das ist ein gewisser Karitschi! Ein Ausländer. Was er eigentlich vorstellt, kann ich nicht sagen. Er war einige Male mit dem Doktor da. Dann auch mal allein. War ein bißchen verliebt der Junge!" Sie lachte. „Ich — habe ihn einmal besuchen sollen. Ist so nichts weiter dabei, nicht wahr? Es zerschlug sich dann. Aber seine Adresse, die habe ich noch! Hier! Da in meiner Tasche!"

Man lachte. „Mußt dir nächstens ein Nachschlagebuch einrichten für deine Liebhaber!" neckte die Kollegin.

Artur Pobland aber las: „Peter Karic, Grünauer Straße 9 . . ."

Er las es eigentlich ziemlich teilnahmslos. Ohne viel Hoffnung, etwas damit anfangen zu können.

Die Mädchen waren dicht an ihn herangerückt. Man schien zärtlich werden zu wollen.

Da erhob sich Artur Pobland. Er meinte mit einem Male, keine drei Minuten mehr diese Umgebung, diese gemalten Papageien und geliebenen Palmen, diese gefälligen Mädchen ertragen zu können.

Er leate einen größeren Geldschein auf den Tisch und erklärte mit müdem Lächeln, daß dies so stimme. Dann ging er. Er bestieg seinen Wagen und fuhr los. Er fuhr nach der Grünauer Straße im Südosten der Stadt.

Ein Traum und ein Erwachen

Dies war einer der seltsamsten Träume in Marina Parsons' jungem Leben. Und das Seltsame daran war, daß es bei ihm einen ganz festen Grenzen mehr zu geben schien zwischen Schlafen und Wachen, zwischen Traum und Wirklichkeit.

In einer tiefen, lähmenden, bleischweren Müdigkeit lag Marina Parsons, wie in einem Abgrund. Aber doch war dies alles auch zugleich irgendwie beglückend und beseligend, dieses wehrlose Liegen, dies dämmernde Rasten . . .

Gesichter waren über ihr. Freundliche Gesichter.

Du bist bei mir, Erich, wollte sie flüstern und lächelte. Ja, er war bei ihr. Soeben noch hatte er sich über ihr schlafendes Antlitz gebeugt, liebend, wachend, besorgt.

Wie deutlich man doch träumen konnte! Dabei wußte sie genau, daß sie in ihr Hotel zurückgekehrt war nach jener letzten Aussprache in dem einsamen, regenumrauschten Ausflugslokal. Daß sie jetzt in ihrem Hotelzimmer im Bett lag und schlief.

Wie anders auch hätte es sein können?

War das eben nicht der wackere, flotzbeinige Mister Wilmot gewesen, der hastig, mit einer sonst nie an ihm zu beobachtenden Unruhe vorbeigelaufen war, das ewig lächelnde Antlitz diesmal von einer heftigen Erregung zerrissen?

Nein, Unsinn! Dies war ja Erhard Pramstallers Kleiser. Und Austen Strachey, von seinen Peking-Hündchen umwedelt, versuchte aus einem nassen Tonklumpen Marinas Gesicht zu formen.

Aber auch das mit dem Atelier stimmte wieder nicht. Man fuhr ja! Man rollte auf Rädern dahin. Ein Auto schnob über endlos lange Straßen, weit, weit in dämmernde Unendlichkeit!

Nein, Erich, ich bin kein Mädchen, das sich auf törichte Experimente einläßt! Das weißt du doch! Du mußt mich verstehen!

Du mußt dich gedulden!

Wie rasend dieses Auto fuhr!

Ich hätte am frühen Morgen nicht so viel Sekt trinken sollen! Marina seufzte.

Waren da nicht Stimmen? Rasche, hastige, böse Stimmen?

„Und wenn sie nicht mehr erwachen würde, he?"

„Fest! Du kannst dich auf meine Hausmittelchen verlassen!"

Marina bewegte sich. Sie versuchte krampfhaft, die Lider zu heben. Ich wache ja schon! wollte sie sagen.

Aber da war es ihr, als versänke sie von neuem in einen tiefen, dunklen Schacht. In bleierne Bewußtlosigkeit. In nächtige Schwärze.

Und das Auto schnob weiter, fauchte und jagte . . .

Karic, der Bär, sah am Steuer. Er schwieg seit zwei Stunden schon.

Und Demeter, an seiner Seite, hielt eine Landkarte auf den Knien. Ab und zu wandte er den Blick nach hinten.

Da saß Coloman Petsch und bettete den blonden Kopf der schlafenden Marina auf seinem Schoß. Er war etwas bleich, der dunkeläugige Coloman Petsch.

Marina Parsons aber träumte.

Sie sah weites Meer, das lange Wellen schlug, sah ein weißes Segel flihen und sich selbst darunter mit einem seltsam wilden Gesicht, als sei sie auf einer Flucht . . .

Sie bemerkte zerrette Arme hinter sich und das weinende Antlitz der Mutter. Und da war auch Edna King, die Freundin, mit Augen . . . War das nicht der Markusplatz zu Venedig? Und wer winkte da mit seinem liegesschönen Lächeln?

Erich!

Erich von Hallerstein!

Da gab es kein Halten und kein Besinnen! Da gab es nichts als bedingungslose Ergebung!

Steht du nicht, Erich von Hallerstein, wie sehr ich dich liebe?

— Oh, diese wilden Wellen!

Wie sie rauschten! Wie sie sangen!

Es wird dir übel. Marina! Es ist die Seekrankheit. Marina Parsons!

„Sie stöhnte", sagte eine Stimme.

„Sie sie stöhnen!" antwortete eine andere.

Und es war wie ein böses Hohngelächter um Marina Parsons Ohren. Sie streckte sich, wie zu einer verzweifelten Abwehr gegen dunkle Gewalten. Aber nicht um alles brachte sie die bleiernen Lider in die Höhe.

Immer von neuem sank sie in die Abgründe ihres Schlafes, immer wieder stürzte sie in die dunklen Tiefen der Bewußtlosigkeit.

Gesichter waren um sie. Männer, die sie nie im Leben gesehen. Was wollten sie von ihr?

Welch unsinniger Reigen. Austen Strachey, Erhard Promstoller und — ja und noch ein Gesicht, das sie zu kennen glaubte — war es nicht der ernste, junge Doktor, den sie zuletzt in Pramstallers Atelier gesehen? Schon war alles wieder verdeckt. Hinter undurchsichtig von anderen.

Erich von Hallerstein lächelte in Marina Parsons Schlaf.

Bleibe bei mir, Erich! Hast du mich lieb? —

*

Dämmerndes Licht!

Ganz fahl noch, wie es nur die frühesten Stunden des Tages kennen. Grau und trübe, und dennoch verheißungsvoll den jungen Tag und die nahe Sonne kündend.

Da wurde Marina Parsons wach . . .

Sie erwachte zu einem der schrecklichsten Tage ihres Lebens . . .

Wie eine Fanfare war das, was plötzlich, schmerzhaft, heißend hell sie durchfuhr. Wie ein Trommelwirbel . . .

Und aufrecht auf ihrem Lager sitzend blickte das Mädchen um sich, wie eine, die aus einem Grabe aufsteht . . .

„Zeigen Sie Ihren Ausweis!"

Drei Spaßvögel halten eine Razzia ab — Aufregung in der Rue de la Roquette

Das Wort „Polizei" hat auch für den harmlosesten Bürger etwas Beeindruckendes an sich. Die Wirkung dieses Wortes haben dieser Tage ein paar Spaßvögel in Paris ausgenutzt. Bei einer Razzia aus Silberpapier bestehen. Sie hatten sich in einer Kulorde aus Silberpapier befestigt, die ein eine kleine, aus einer bunten Lüftrierten ausgeschnittene Trikolore aufgesteckt war. Drei Stunden lang hausten die Frechlinge alle Passanten, die durch die nächtliche Rue de la Roquette gingen, prüften ihre Ausweispapiere und nahmen Durchsuchungen vor.

Es ist bezeichnend für die politische Atmosphäre unserer Tage, für Bombenangst und Kriegspsychose, daß Hunderte von Menschen die Maskerade lächerlich widerstandslos über sich ergehen ließen. „Ihre Papiere, wenn's gefällig ist!" — „Vormärts, zeigen Sie Ihren Ausweis her" — „Meisten Sie sich aus, sonst müssen Sie mitnehmen . . ." Drei junge Polizisten in Zivil standen am Ausgang der Rue de la Roquette und hielten alle des Weges Kommenden mit barscher Stimme auf. Gehorsam bleiben die erschreckten Passanten stehen, kramen nach Legitimationspapieren, weisen den Inhalt ihrer Taschen vor und stehen im Kreuzverhör Rede und Antwort. Jüngere Damen müssen es sich sogar gefallen lassen, daß man sie nach Waffen absucht. Dabei sind die drei Beamten von einer Grobheit, die niemand an ihrer Berechtigung, solche Handlungen vornehmen zu dürfen, zweifelt.

Jedermann ist froh, wenn er wieder seines Weges gehen darf. Was mag nur geschehen sein? Die Gerüchte schwirren nur so herum. Attentat auf einen französischen Staatsmann? Bombenwurf nach irischem Muster? In respektvollem Abstand von den drei Polizisten bilden die Ausgefragten und Durchsuchten Gruppen und besprechen im Flüsterton das Vorgefallene.

Zwei junge Mädchen, die keinen Ausweis bei sich haben, werden, nachdem man sie durchsucht hat, für verhaftet erklärt und müssen in einen Hauseingang treten, wo sie schluchzend ihres weiteren Schicksals harren. Da kommt der Soldat Murcia vom 6. Pionierregiment des Weges. Er wird den drei Frechlingen zum Verhängnis. „Ihre Papiere!" herrscht ihn einer der „Beamten" an. „Wo ist Ihre Uniform zur Desinfektion?" Wieso sind Sie nach Murcia hat das Gefühl, daß hier etwas nicht stimmt. „Ich werde mich ausweisen", sagt er. „Aber erst darf ich Sie wohl ersuchen, sich selbst zu legitimieren!"

Einer der drei Männer zeigt ihm ein undefinierbares Etwas, das gilbert und auf dem Prägel, die sich gewachen hat, und wer weiß, wie es ihnen noch ergangen wäre, wenn nun nicht eine wirkliche Polizeipatrouille auf der Bildfläche erschienen wäre. Sie führt die drei jungen Männer ab, die gluchlich sind, den drohenden Fäusten entronnen zu sein.

Man verdört sie. Zu ihrer Verteidigung führen sie lediglich an, daß sie zur genossen und getrunken hätten und sich noch ein wenig unterhalten wollten. So seien sie auf den Gedanken gekommen, einmal Polizei zu spielen. Im Wirklichkeit bestand das Terzett, das nun wegen Unfugs und Amtsanmaßung vor Gericht gestellt wird, aus einem Boten, einem Bürogehilfen und einem Wurstchenverkäufer.

Sie sah einen kleinen Raum mit seltsam niedriger Decke . . .

Ein winzig kleines, kreisrundes Fenster, das fest verschlossen schien.

Und sie sah in das lächelnde Gesicht Erich von Hallersteins, der sich soeben von einem Stuhl an der gegenüberliegenden Wand des kleinen Raumes erhob, als er sah, daß Marina die Augen offen hatte.

Auch sie lächelte. Ein glückliches, ein ahnungsloses Lächeln.

„Hab' ich denn geschlafen, Erich?"

„Und wie fest!" sagte Coloman Petsch. „Gar nicht mehr munter zu kriegen warst du, nachdem wir den Sekt zusammen getrunken!"

„Ach!" Marina schüttelte den Kopf. Sie fühlte einen nie gekannten Druck in den Schläfen. Meinte einen eisernen Reif unter den Stirnlocken zu tragen. Ihr Gesicht verzog sich zu einem Seufzen.

Da aber schrie sie plötzlich leise auf.

„Um Gottes willen! Was ist denn das?"

Ja, was war das? Schien es nicht, als stelle sich plötzlich das ganze Zimmer schräg? Als neigten sich die Wände? Als stiege der Fußboden steil bergan?

„Erich!" Marina fürte. Sie streckte die Arme aus, wie ein Kind, das sich fürchtet.

Coloman Petsch aber stand breitbeinig da. Er lächelte. „Mußt keine Angst haben, kleiner Schatz! Das ist so auf dem Wasser! Wir haben etwas Dünung!"

Marinas Gesicht zeigte blasse Verständnislosigkeit. „Dünung?" stammelte sie. „Wir sind — auf dem Wasser?"

„Mitten darauf!" Coloman Petsch lächelte noch immer. „Hast du denn das alles wirklich verschlafen? Waren wir uns nicht einig, daß wir . . ."

Aber weiter kam der lächelnde Junge nicht.

Ueber Marina kam plötzlich wildes Leben. Sie sprang auf von ihrem Ruhelager. Stand auf den Füßen. Hatte die Augen kreisrund im blassen Gesicht stehen.

„Wo — bin ich? Sage mir ohne alle Umschweife, wo wir sind, Erich!"

Und da schien mit einem Male etwas abzufallen von dem glatten Kavalier Erich von Hallerstein. Als streife er schlangengleich eine Haut ab. Als sänke eine Maske von seinem lächelnden Gesicht.

Er blieb zwar noch immer sehr freundlich. Aber wie er so die Hände in die Taschen schob und sich grinsend wegwandte, den Blick des erbleichten Mädchens meidend, war er plötzlich nicht mehr der Freiherr von Hallerstein, nicht mehr der vornehm höfliche, werbende Baron, nicht der schmeichelnde Verehrer, nein, einem dreist lachenden, frechen Tagedieb glich er jetzt, einem, dem das schlechte Gewissen unverkäuflich auf der Stirne geschrieben steht.

Und in Marina schien mit schrillem Mißklang etwas zu zerspringen.

„Wo wir sind, möchte ich wissen!" stieß sie noch einmal heraus, während ihre Blicke fremd, kühl und befehlend wurden.

Da lachte Coloman Petsch. Er lachte einfach auf.

„Wo werden wir sein? Auf dem Wasser! Irgendwo auf dem Wasser! Schau nur hinaus durch dieses kleine Bullauge! Da hast du die Antwort. Mehr — kann ich dir auch nicht sagen! Wir fahren. Das ist alles!"

Und Marina lief hin zu dem kleinen, runden, festverschlossenen Fensterchen. Sie erstarrte.

Was sie sah, war das Meer. Das weite Meer, das bis in ihren verworrenen Traum gerauscht. Bleigraue Wogen kamen herangerollt, aichtgefärbt, matt glänzend im Frühlicht des jungen Tages.

Nichts war, soweit das Auge reichte, als diese rollenden Woogen.

Da drehte sich Marina um und stand Aug' in Auge mit dem jungen Manne.

„Ich weiß nicht, welcher Art die Dummheit ist, die . . . Sie mit mir vorhaben, Herr von Hallerstein!" sagte sie gemessen, von einer Sekunde zur nächsten von Grund auf eine andere geworden. „Aber ich möchte Ihnen raten, mir augenblicklich zu sagen, welchen Kurs dieses Schiff hat, wer es befehligt und wo ich Gelegenheit habe, wieder von Bord zu gehen!"

Coloman Petsch stand noch immer, wie zuvor, breitbeinig die Bewegungen des Schiffes abfangend, die Hände in den Hosentaschen.

Jetzt lachte er.

„Aber mein Täubchen, was redest du denn das? Wir sind uns doch einig! Du warst doch mit allem einverstanden!?"

Gegen die Scheibe des Bullauges klatschte ein heftiger Brecher. Der Schiffskrumpf neigte sich. Aber Mariana schien nichts mehr von all dem zu merken.

Sie stand, steil aufgereckt, gegen die Wand gestemmt.

„Unterlassen Sie bitte diese Scherze, mein Herr!" antwortete sie nur. „Ich verlange Antwort auf meine Fragen!"

Einige Sekunden lang tauchten zwei Augenpaare ineinander, die sich lags zuvor noch in heißer Verliebtheit angelacht.

Sie waren jetzt hart und fremd, diese Augen.

Und mit einer trotzigen Schulterbewegung erwiderte Coloman Petsch: „Ich werde dir Auskunft geben, wenn es mir paßt, verstehst du? Dein alberner Kommandoton verfängt bei mir nicht!"

„Dann bitte ich Sie, mir unverzüglich den Weg zur Türe freizugeben!" Marinas Stimme schrillte vor Erregung. Sie war weiß wie Wachs. Sie löste sich von der Wand los und steuerte durch die sich neigende Kabine der Türe zu.

Aber sie kam nicht weit.

Coloman Petsch stand ihr breitbeinig im Weg.

Er sah mit halb zusammengekniffenen Augen Marina entgegen.

Als sie vor ihm stand, griff er jählings zu. Die Finger seiner Rechten umkrallten des Mädchens Handgelenk. Und mit einem groben Schwung fühlte Marina sich herumgerissen, daß sie taumelte.

„Es ist nur", sagte Coloman Petsch und lächelte verzerrt, „es ist nur, damit keine Mißverständnisse aufkommen!"

Marina fühlte einen Augenblick lang den Atem knapp werden. Rasender Zorn und wütende Erbitterung packte sie. Und ohne sich Rechenschaft zu geben, was sie begann, lediglich erfüllt von dem Vertrauen auf ihren wortnotfühlten, jungen Körper und die Kraft ihrer Arme, warf sie sich grimmig von neuem gegen den die Tür verstellenden Mann, keuchend, schäumend, wie eine Amazone, die sich in die Schlacht stürzt.

Coloman Petsch aber griff jetzt mit einem verbissen Fluch nach beiden Handgelenken der Angreifenden. Er griff fühlern zu.

Nach zwei Stunden war der ungleiche Kampf entschieden.

Mit einem Aufschrei sank Marina Parsons in die Knie, verzerrten Gesichts, mit irren, kreisrunden Augen . . .

Da aber erfönte von der Türe her plötzlich ein meckerndes Lachen.

Ein Mann stand dort; ein Mensch, der unbemerkt soeben eingetreten sein mochte, dessen kurzgeschnittenes Haar rabenschwarz war, und der breitschädlig, breitschultrig, derb wie ein südländischer Bauer auslab.

„Hebehe!" lachte Demeter Stoikow. „Hebehe! Das Liebespaar! Wie allerliebst! Welch süße Harmonie der Seelen!"

Coloman Petsch fuhr herum. Sein Gesicht war dunkelrot. „Daß die Schafe, Demeter!" knirschte er. Und Marina war auf den schlanken Beinen. „Mein Herr! Sie werden mir helfen! Man will mich hier festhalten! Man verweigert mir das Recht der freien Bewegung!"

Demeter Stoikow aber hörte nicht auf zu lachen. Er schien sich vortrefflich zu belustigen. „Oh! Wie brutal! Man will Sie in Ihrer Bewegungsfreiheit hemmen? Ich verstehe dich nicht, Coloman! Lasse die junge Dame doch gewähren! Lasse sie ruhig an Deck gehen. Es lässt so behaglich von Nordosten! Miß Parsons wird sich überaus wohlfühlen an Deck. Sie mag sich auch ruhig ein wenig mit unserem Kapitän oder mit dem Maschinisten unterhalten. Oder mit unserem Freund Karic, hebehe! Ganz wie es Ihnen beliebt, Miß Parsons!"

Es war kalter Hohn, was aus des alten Serben Mienen sprach. Eine zynische Herausforderung.

Und Marina wußte nun, wie das Spiel stand.

Wie eisige Kälte fühlte sie es an ihren Gliedern herabfließen. Sie stand erstarrt, mit weiten Augen in das grinsende Gesicht Demeter Stoikows blickend.

Sekundenlang stürmte namenlose Angst über sie hin.

Sie war in Verfuchung, sich einfach in die Knie zu werfen und schluchzend um Gnade und Freiheit zu bitten.

Aber sie verwand diese Schwäche sogleich wieder.

Sie war eine Tochter Amerikas. Sie hatte viel von ähnlichen Schicksalen gehört und gelesen.

Sie war ganz Hoheit, als sie mit zurückgelegtem Kopf die Frage an Demeter Stoikow richtete:

„Wollen Sie mir bitte sagen, wann und wo ich dieses Schiff verlassen kann?"

Und Demeter Stoikow nickte sogleich, als handele es sich um den Beginn einer ganz nüchternen, sachlichen, geschäftlichen Unterredung. „Gewiß will ich das! Sobald Miß Marina die Güte haben wird, mich darüber aufzuklären, welchen Betrag in baren Dollars sie mir für die Spesen dieser kleinen Seefahrt zu zahlen bereit ist. hebehe!"

Lilly, ein kleines Mädchen

Das Viertel um den Görlitzer Bahnhof in Berlin ist keines der bevorzugten Wohnquartiere der Reichshauptstadt.

Die Straßen sind grau, die Häuser einförmig, typische Mietskasernen Berliner Kleinbürgertums.

Als Doktor Artur Pohland seinen Wagen abbremste und anhielt, an den hohen Bäumen emporblickend und die Nummer 29 mit den Augen suchend, kam ihm einen Augenblick lang der Gedanke:

Wozu eigentlich dies alles? Weshalb verbrauche ich meine freien Abendstunden mit solchen — Zweckloſigkeiten?

Er blieb noch einige Sekunden auf seinem Platz am Steuer sitzen und dachte, von einer plötzlichen Müdigkeit erfüllt, nach.

Wozu? Ja, wozu?

Und dann mußte er sich beinahe einen Ruck geben, ehe er sich aus den Polstern des Sitzes erhob, die Wagentüre wieder zuwarf und langsam auf den Hauseingang zuschritt.

Dieser Eingang war keineswegs frei. Kinder umspielten ihn, und ein junges Mädchen lehnte daran, das mit einem Buch in der Hand sich vertieft hatte.

Doktor Pohland hatte einige Mühe, an die Namenstafeln heranzukommen, die neben den Klingeln angebracht waren. Dutzende von Namen galt es zu durchlesen. Und eine Anzahl Schilder obendrein. „Zur Mietwaschküche." „Schnellschlosserei über den Hof!" „Fernbach, Malergeschäft, drei Treppen, „Ria Massot, Masseuse, Hof vier Treppen".

Alle möglichen Schilder und Namen. Nur einer nicht.

Ein Herr Peter Karic schien nicht da zu wohnen.

Doktor Pohland wurde ungeduldig.

Er fragte einen Halbwüchsigen. Aber der zuckte nur unhöflich die Achseln.

Da kam eine Stimme an Artur Poblands Ohr.

„Wenn Sie den Peter Karitsch meinen, wohnt im dritten Stock links bei Zawadzki! Aber . . . er ist nicht zu Hause!"

Es war das Mädchen, welches da an dem Türpfosten lehnte. Ein blasses, hellbraunhaariges Ding, ganz jung noch, aber mit den so tief nicht jungen Augen, wie man sie bisweilen bei Großstadtkindern trifft, die beizeiten viel Not sehen.

Doktor Pohland sah einen Atemzug lang hinein in diese Augen. Und da der Bursche, mit dem das junge Ding sprach, gerade auf einen Pfiff hin nach der jenseitigen Straßenseite ging, wo einige seiner Altersgenossen in einer Gruppe beisammen standen, trat er näher.

„Sie kennen also den Peter Karic, Fräulein?"

„O ja!" Das Mädchen lächelte. Aber es hatte einen seltsam verkniffenen Zug um die jungen Lippen, während es diese Auskunft gab. „Ganz gut sogar! Er ist verreist, der Peter Karitsch! Sehr vornehm! Im Auto! Scheint auf einmal viel Geld zu haben, der Herr!"

Artur Pohland stutzte. Er riet ein wenig unsicher an der Lage herum. „Schade!" sagte er dann zögernd und unschlüssig. „Ich hätte ihn gerne mal gesprochen!"

Das Mädchen besah sich den eleganten Besucher des Herrn Karic mit sichtlichem Interesse. Ihre Augen schweiften auch zu dem Automobil hin.

Dann sagte sie:

„Vielleicht — kann ich etwas bestellen?"

Sie lächelte dabei. Auch Pohland lächelte. Man sah sich einige Sekunden schweigend in die Augen.

„Das nicht!" versetzte schließlich Pohland. „Aber — wenn Sie mir sagen könnten, wohin dieser Herr Karic vermutlich gefahren ist — und mit wem, das könnte mich sehr interessieren!"

Da wurde die kleine Berlinerin plötzlich hellhörig. Sie löste sich von dem Türpfosten und trat einen Schritt näher an Artur Pohland heran. „Sie suchen ihn also?

Ja? Sind Sie etwa — von der Polizei?" Artur Pohland lachte. „Wie kommen Sie darauf?"

„Ach, ich dachte nur so! Weil ich — dem Karitsch schon lange nicht traue! Wo er hingefahren ist? Das hat er mir nicht gesagt. Er hat überhaupt kaum noch ein Wort für mich, seit diese . . . Annette da ist! Dort drüben wohnt sie!"

Doktor Pohland schüttelte trübe. Eine kleine Eifersüchtelei also. Er kam sich ziemlich töricht vor, da zur Dämmerstunde an einer Haustüre zu stehen und mit einem kleinen Mädchen zu tratschen.

Schon wollte er an die Hutkrempe greifen und wieder gehen.

Aber irgend etwas war da, das ihn hielt. Als sähen zwei unvergessene Augen aus der Ferne auf ihn her. Bittende Augen.

Er stand still vor dem kleinen Mädchen aus der Grünauer Straße. Er mühte sich fast krampfhaft, den Faden des Gesprächs nicht abreißen zu lassen.

„Was ist er eigentlich von Beruf, der Herr Karitsch?" fragte er. „Und Deutscher ist er wohl nicht, wie?"

„Nein! Er ist Ausländer! Südslawe nennt man das wohl heute!" Das Mädchen schien zu sinnen. „Und was er von Beruf ist, weiß kein Mensch! Nicht einmal der liebe Gott, glaube ich!"

Sie scherzte, die kleine Berlinerin. Ihre Augen lachten zu Artur Pohland hinauf.

Und plötzlich, als spräche ein anderer für ihn, sagte dieser:

„Ich würde mich ganz gerne ein wenig über den Mann unterhalten, Fräulein! Wie wäre es, wenn ich Sie einlüde, mit mir zu einem Glase Wein zu fahren?"

Ein Lachen. Es zeigte sich, daß die Kleine allerliebste, ganz weiße und tadellose Zähne hatte. „Mit Ihrem Wagen?" fragte sie. als wolle sie sich vergewissern. „Wohin? Nach Treptow? Oder gar nach Grünau?"

„Wohin Sie wollen! Sie brauchen nur einzusteigen!"

„Und wenn ich jetzt ja sage?" neckte das Mädchen.

„Dann freue ich mich!"

Beide lachten.

Und dann ging alles wie im Fluch. Ein Mädchen raunte. Der Duft eines jungen Mädchenkörpers füllte Artur Poblands Wagen. Und er selbst saß, als müsse das so sein, am Steuer und lenkte sein Auto in der Richtung Grünau.

*

„Sie werden ja selbst wissen, wie das so geht! Er ist ein großer, hübscher Mensch, der Peter Karitsch. Und er ist Ausländer. Das interessiert unsereinen. Ist mal etwas anderes als immer Krauses Fritz von gegenüber oder Henkes Justav von um die Ecke!"

Sie lachte verlend, die kleine Lilly aus der Grünauer Straße. Sie hatte jetzt ganz rote Bäckchen und spitzte erschlickt den ungewohnten Wein hinter der weißen, von hellbraunen Löckchen umrahmten Stirne.

„Und so bin ich denn einige Male mit ihm ausgewesen! War sehr stolz darauf und habe mir eine Menge eingebildet!"

(Forts. folgt.)

Und ob ihr diese Schwesterntracht steht!
Jedenfalls würden wir uns gern von **Käthe Haack** pflegen lassen, wenn wir krank daniederliegen sollten

Foto: Ufa

Welt der Frau

Ist jede Spanierin eine Carmen?

Von Teresa Cabarrus zur weiblichen Falange Francos

Wenn bisher von der spanischen Frau die Rede war, so war sie, wie kaum eine zweite ihrer europäischen Schwestern, in der Vorstellung der meisten von einem ganz besonderen Nimbus umgeben. Doch nicht jede Spanierin ist eine Carmen, und nicht jede, die Carmen heißt, gleicht der, die auf der Bühne weltberühmt wurde. Carmen ist die Verkörperung von einer mysteriösen, unnahbaren Schönheit verbreitet, die sich dem Liebhaber nur im Halbdunkel, hinter dem Schutz eines eisernen Gitters zeigt, und auch dieses Versprechen, dieses kaum hingehauchte Versprechen (wie man sie bisweilen bei Großstadtkindern trifft, die beizeiten viel Not sehen.

Doktor Pohland sah einen Atemzug lang hinein in diese Augen. Und da der Bursche, mit dem das junge Ding sprach, gerade auf einen Pfiff hin nach der jenseitigen Straßenseite ging, wo einige seiner Altersgenossen in einer Gruppe beisammen standen, trat er näher.

„Sie kennen also den Peter Karic, Fräulein?"

„O ja!" Das Mädchen lächelte. Aber es hatte einen seltsam verkniffenen Zug um die jungen Lippen, während es diese Auskunft gab. „Ganz gut sogar! Er ist verreist, der Peter Karitsch! Sehr vornehm! Im Auto! Scheint auf einmal viel Geld zu haben, der Herr!"

Artur Pohland stutzte. Er riet ein wenig unsicher an der Lage herum. „Schade!" sagte er dann zögernd und unschlüssig. „Ich hätte ihn gerne mal gesprochen!"

Das Mädchen besah sich den eleganten Besucher des Herrn Karic mit sichtlichem Interesse. Ihre Augen schweiften auch zu dem Automobil hin.

Dann sagte sie:

„Vielleicht — kann ich etwas bestellen?"

Sie lächelte dabei. Auch Pohland lächelte. Man sah sich einige Sekunden schweigend in die Augen.

„Das nicht!" versetzte schließlich Pohland. „Aber — wenn Sie mir sagen könnten, wohin dieser Herr Karic vermutlich gefahren ist — und mit wem, das könnte mich sehr interessieren!"

Da wurde die kleine Berlinerin plötzlich hellhörig. Sie löste sich von dem Türpfosten

Gesandte aus dem Reich der Mitte

Japanische Puppen, der Deutschen Reichsregierung geschenkt

Die Harada-Stiftung in Tokio hat dem Führer und Reichskanzler sowie der Reichsregierung eine Sammlung von 70 kostbaren japanischen Puppen zum Geschenk gemacht, die zusammen mit 12 wertvollen Nachbildungen altjapanischer Wandmalereien von den staatlichen Museen in Berlin in einer Sonderausstellung gezeigt werden. Die Puppen kommen als bedeutsame kleine Gesandte aus Nippon, dem Land, das seit jeher einen wahren Kult mit seinen Puppen treibt, und in dem Puppen eine weit wichtigere Bedeutung haben als in irgend einem anderen Lande. Alle berühmten Helden der japanischen Geschichte finden sich in den Puppendarstellungen wieder und werden jährlich in neuen handwerklich und künstlerisch ausgesuchten Entwürfen von den traditionellen Puppenmacherfamilien hergestellt.

Mit Wanderstab und Tornister — Bild rechts

eilt Saitô Musashibô Benkei, verkleidet als wandernder Priester, durch das Land, um seinen Herrn ungefährdet über die Grenze zu schmuggeln. Auf dem Kopf trägt er die Mütze der Yamabushi, der Bergpriester. (Eine moderne japanische Puppe)

Ein alt-japanischer Krieger — Bild links

mit der Naginata, der japanischen Abart der Hellebarde, die neben dem Schwert eine wichtige Waffe des ritterlichen Kampfes war. Im Knauf steckt das Schwert, die Arme sind mit Schienen bewehrt, die Hände stecken in kunstvoll gestickten Handschuhen, der Kopfputz schmückt die traditionelle Frisur.

Eine japanische Schöne — Bild Mitte

schminkt sich vor dem Spiegelchen. Eine der wenigen modernen Puppen, die nicht nach traditioneller Art aus Pappmaché gefertigt und mit echten Stoffen angezogen ist, sondern ganz aus Porzellan besteht.

„Sturm! Sturm! Sturm!" — Bild unten links

Oishi Kuranosûke gibt mit der Schlachttrommel das Signal zum Sturm auf den Palast des Todfeindes. Seine Freunde, die 47 Rônin, rächen so im Jahre 1702 den schmachvollen Mord an ihrem Herrn. (Darstellung: eine moderne japanische Puppe)

Gruß und Signal vor Beginn der Schlacht!

Dieser japanische General grüßt mit erhobener Hand seine ins Feld ziehenden Truppen und gibt mit dem Fächer das Signal zur Schlacht. In unseren Augen erscheint er wie eine abschiednehmende winkende Frau,— aber nur die Puppendarstellung verleiht der Gestalt so zärtliche Züge.

Haus, Hof und Garten

Wie die Maschine, so der Erfolg

Von Professor Dr.-Ing. Vormfelde

Die Sonnenstrahlen bringen wieder neues Regen und Leben auf dem Bauernhof. Neue Pläne tauchen auf, alles wird gerüstet für das kommende Jahr. Da gewinnt die Frage Bedeutung, wie es mit den alten Maschinen und Geräten aussieht, die jetzt bald hervorgeholt werden und für die Frühjahrsarbeit eingesetzt werden müssen! Ob die in Ordnung sind? Eigentlich ist es ja schon viel zu spät, jetzt erst an diese Maschinen zu denken. Das sollte unmittelbar nach dem letzten Gebrauch geschehen, wenn alles, was Störungen verursacht hatte, noch frisch im Gedächtnis haftet. Es ist das alte Lied: Keine Entschlußkraft, man wartet lieber!

Aber Bauern, in diesem Jahre warne ich jeden dringend davor, mit der Instandsetzung solange zu warten, bis die betreffende Maschine gebraucht wird. Die Maschinenfabriken verzögern oft wegen Ueberbeschäftigung zwei Wochen, vier Wochen, ja Monate Lieferzeit. Es herrscht Mangel an gelernten Arbeitern. Die Fabriken selbst müssen ja aus ebensolchen Gründen auf die Belieferung mit Material warten. Also in diesem Jahre muß es heißen: **Nicht morgen, sondern heute, sofort die Instandsetzung der Maschinen nachholen, sofort Ersatzteile bestellen.** Und nach der Instandsetzung gehört alles schön eingefettet in den Schuppen. Da müssen sie stehen wie die Spritze der Feuerwehr, die nur auf das Vorspannen von Pferden wartet, um Arbeit zu leisten.

Die Maschinen sind die treuesten Helfer. Lassen wir ihnen dann doch wenigstens die Pflege zukommen, die sie gebrauchen. Es ist einfach unverantwortlich, wenn die vorhandenen Geräte nicht in Ordnung gehalten werden, wenn sie im entscheidenden Augenblick nicht einsatzbereit sind und dadurch Schaden entsteht. Es ist bestimmt nicht zu schwer, alle Teile nachzusehen, Lager und Reibungsstellen mit Petroleum zu reinigen, blank zu machen und wieder zu fetten, beschädigte Teile auszubauen und wieder zu ersetzen. Wer es nicht selbst kann, übergibt die Arbeit an einen Schlosser oder Schmied.

Der Düngerstreuer

Wir wollen daran denken, daß in einigen Tagen damit angefangen wird, im Laufe eines Jahres z. B. in jeder Provinz den Wert von etwa 40 Millionen RM durch die Stelle der Düngerstreuer auf den Acker zu streuen. 80 Millionen RM müßten es eigentlich sein, wenn überall der notwendige jährliche Bedarf an Kunstdünger gestreut würde. Aber auch 40 Millionen RM in einer einzigen Provinz geben zu denken, und wenn sich jeder die hunderte oder tausende von RM überlegt, die auf seine eigene Wirtschaft entfallen, so ist es selbstverständlich, daß für Gleichmäßigkeit beim Ausstreuen gesorgt wird. Das ist doch der Witz des Düngerstreuens, der Maschine, daß sie besser arbeitet als die Hand, die wohl billiger, aber nicht annähernd so gleichmäßig streut. Aber in Ordnung muß der Düngerstreuer sein, sonst zeigen Geilstellen und Notstellen des Ackers den unordentlichen Landmann.

Also schleunigst die beiden Schienen des Düngerstreuers nachsehen und eine kurze Streuprobe machen auf dem Platze. Beim Streuen selbst fährt man beim einfachen Schlitzsteuer alle halbe Stunde mit einem scharfen Gegenstand durch den Schlitz und klopft dagegen, um ihn sauber zu halten. Der Handelsdünger hat die dumme Eigenschaft, sich an den Kanten festzusetzen, und dann kommt der „Streuschwund", wie man es nennt; es fällt immer weniger Dünger heraus. Mit scharfem Auge kann man das nicht sehen; manche bilden sich zwar ein, sie könnten es, drehen deswegen auch nicht ab. Durch Versuche aber ist festgestellt, daß Unterschiede bis zu 30 v. H. und mehr mit dem Auge nicht wahrgenommen werden können.

Die Drillmaschine

Bei Vollausnutzung mit 125 Hektar macht sich eine 2 Meter breite Drillmaschine allein durch Saatgutersparnis gegenüber Handsaat in einem Jahr zweimal bezahlt. Sie verdient also dem Besitzer bei Vollausnutzung jedes Jahr 1000 RM.

Und was würde das deutsche Volk an Devisen ersparen, wenn jedes Stück Getreideland gedrillt würde? Mindestens 120 Millionen RM an Saatgutersparnis! Mehrertrag des gedrillten Getreidelandes gegenüber Handsaat mindestens 60 Millionen RM. Leider wird noch gegen 30 v. H. Getreideland nicht gedrillt. Jeder kleine Winkel läßt sich nicht drillen, aber mindestens ¾ dieser 30 v. H. Das ist ein Verlust an Devisen von heinahe 40 Millionen RM jährlich. Warum ist dieser Zustand noch nicht geändert? Drillmaschinen sind, um diese 30 v. H. mitzudrillen, an den meisten Orten genügend vorhanden. Kosten entstehen dem Bauern, der eine Drillmaschine borgt, auch nicht, denn er kann mit dem gesparten Getreide die Leihgebühr bezahlen.

Ein anderer Weg in die gemeinschaftliche Beschaffung. „Kumpanei ist Lumperei!" höre ich sofort einen sagen. Ein Spruch, der wohl nicht grundlos entstanden ist, der aber heute seine Berechtigung verloren haben sollte. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn heute, in einem Staate der Volksgemeinschaft, wo der deutsche Bauer eine Ehrenstellung einnimmt, beraten und unterstützt wird wie kein Bauer der Welt, wo es darauf ankommt, auch die letzte Möglichkeit einer Verlustminderung und Ertragssteigerung zu nutzen, derselbe Bauer aus geistiger Trägheit nicht mitmacht!

Es gibt viele Maschinen und Geräte, die sich zu gemeinschaftlicher Verwendung eignen, ich denke nur an Hackmaschinen, Obstbaumspritzen, Dreschmaschinen, Walzen, Wiesenegen, Kartoffelroder, aber, wie gesagt, kaum eine eignet sich besser dazu wie die Drillmaschine.

Das sagt schon ihre für Landmaschinen hohe Lebensdauer von 20 bis 30 Jahren. Richtig schmieren, sauber halten und nicht in Wind und Wetter draußen stehen lassen, natürliche Verschleißschäden, wie stumpfe Messer, ausgeschlagene Scharbelagleiste und Radbuchsen rechtzeitig beheben, alle sechs oder sieben Jahre Anstrich erneuern, vielleicht einmal ein Zahnrad — das ist alles!

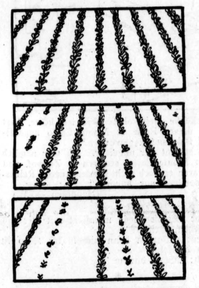
2, 3 und 4 Bauern auf eine Maschine, nicht mehr! Es sei denn, daß es sich um Kleinbetriebe handelt, wo die Maschine auch von vier Teilhabern nicht annähernd ausgenützt würde. Jedenfalls darf es auch in einem nassen Frühjahr oder Herbst, wo die Bestellzeit knapp wird, keine Schwierigkeiten und Reibereien geben.

Aber richtig drillen, und wie das geschieht, lernt man am besten aus unseren Abbildungen. **Jede Drillmaschine spart und gewinnt Volksvermögen. Jeder Samann verschwendet es, und deshalb muß der Vergeudung Einhalt geboten werden, deutsche Bauern!**

Zum Schluß ein unbedingtes Gebot: **Beschaffe alle 2 bis 3 Jahre, spätestens 5 Jahre hochwertige oder erste Absaat und lasse dein selbstgewonnenes Saatgetreide in den nächsten Jahren zur Saatgutreinigungsanlage bringen, reinigen und beizen!**

„Vor dem Säen, Bauer hör:
Jedes Korn durch den Trieur!"

Und wenn man zwei Stunden zu fahren hätte bis zur nächsten Saatgutreinigungsanlage. Aus Windfegen, Klappern usw. kann man niemals Saatgetreide bestellen. Und aus der Dreschmaschine kommt immer nur Marktgetreide.



So sollte es sein! Ein Abstand wie der andere, keine Lücken, gleichmäßige Saatstärke. Die Maschine war gründlich nachgesehen vor der Arbeit, gewissenhaft abgedreht, die Aussaatmengen untereinander verglichen und richtiggestellt. Und der Steuermann hat sein Handwerk richtig verstanden!

Ein häufiges Bild: Lücken im Bestand, dann wieder dicke Büschel. Nimm den Jungen einmal bei den Ohren, der hinter der Maschine geschlafen hat, anstatt acht zu geben, daß die Leitungsauslässe immer frei blieben von verstopften Erdschollen. Vielleicht lag die Schuld aber auch an verrosteten, verbogenen, geknickten Säleitungen, in denen sich das Saatgut manchmal staute.

Das ist Schlamperei! Warum sind die festgerosteten Bodenklappen nicht vor dem Säen auf Gangbarkeit geprüft und geölt worden? Warum sind die Bodenklappenabstände von den Schrädern nicht gleichmäßig richtiggestellt? Auf all das wäre der Bauer gekommen, wenn er seine Maschine abgedreht hätte

Wo ist das Säbrett? Natürlich ist es längst Brennholz geworden. Kein Wunder, wenn dann die Drillreihenabstände nicht stimmen und ein Kunststück, hier eine Hackmaschine einzustellen und so zu treffen, daß sie die Pflanzen nicht reihenweise abschneidet!

Wer ist hier schuld? Die Maschine, weil sie in ihren ausgeschlagenen Radnaben und Achsen wie betrunken hin und her torkelt, oder der Steuermann „mit dem guten Augenmaß"? Gerade steuern kostet nicht mehr als krumm fahren; wer soll in diesen Schlangenlinien einmal hacken?

„Landw. Bilderdienst" M

Möglichst früh wollen wie Erbsen ernten

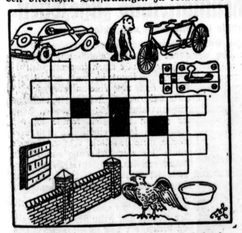
Nach der langen Winterzeit haben wir alle Hunger auf frisches, zartes und vor allem gesundes Gemüse, und jeder, der einen Garten bebaut, hat mit Recht bestrebt sein, möglichst früh ernten zu können. Jedoch nicht wir, sondern die Witterung entscheidet, wann wir die ersten Aussaaten machen können. Ein wenig kann man sich allerdings von dieser „Bevormundung" freimachen, selbst wenn man kein Mistbeet zur Verfügung hat. Wir können die ersten Erbsen in einen Kasten aussäen, der in einem mäßig warmen Raum am Fenster aufgestellt wird. 8—10 Zentimeter tief muß dieser Handkasten sein und mit guter Erde gefüllt werden, dann säen wir darin im Februar eine frühe Erbsensorte aus. Es schadet nicht, wenn die jungen Pflanzen dicht stehen, nur leben wir zu, sie nach der ersten Entwicklung bald an die frische Luft zu gewöhnen. Und wenn neben den Keimblättchen die richtigen Blätter entfaltet werden, nehmen wir ein schönes Frühlingswetter wahr, um die Erbsen auszupflanzen. Sie kommen nicht einzeln, sondern in kleinen Büschen auf das vorbereitete Beet im Garten. Wenn später, nachdem sie angewurzelt sind, ein wenig Frost eintritt, so schadet ihnen das nicht, auf diesem Wege können wir zu einer Erbsenernte kommen, die etwa 14 Tage früher liegt, als eine solche von im Freien ausgesäten Erbsen.

Feiner Bananensalat

Schöne, reife, von der Schale befreite Bananen schneidet man in Scheiben, überstreut sie mit 1 Eßlöffel Zucker, und läßt sie mit etwas Rum übertränkelt, zugedeckt eine halbe Stunde ziehen. Vor dem Anrichten gießt man süße Sahne darunter und richtet hergartig auf einer Schüssel aufgehäuft, mit geriebener Schokolade überstreut, an.

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Die in die waagerechten und senkrechten Feldereihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die



Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Wo bleibt die Kraft?

Neulich stand ich auf der Straße und sah einigen Kindern zu, wie sie ihre Kreisel tanzen ließen. Auf einmal trat ein guter Bekannter zu mir. Wie ich, hatte er anscheinend seine Freude an diesem Treiben, denn auch er stellte sich neben mich auf die Straße. Ich war tief in Gedanken versunken, als mich seine Stimme aufschreckte: „Hoffentlich wissen Sie es noch", meinte er. „Ein Kind, das mit dem Kreisel spielt, gibt ihm Bewegungskraft aus dem lebendigen Arm. Wenn nun aber der Kreisel — sehen Sie, schon geschehen — umgefallen ist, wo bleibt denn da diese Kraft?"

Ich muß gestehen, daß mich diese Frage in Verlegenheit gesetzt hat. Denn, ehrlich gestanden, ich wußte es nicht, ich mußte mich also belehren lassen. Wie lautet die Belehrung?

Doppelsinnrätsel.

Es sind acht Wörter zu suchen, von denen ein jedes zwiefache Bedeutung hat.

Diese nennen in ihren Anfangsbuchstaben, verbindet man selbige miteinander, einen im Winter die Gastfreundschaft suchenden Küstenvogel.

Die einzelnen Wörter bedeuten:

1. Liegesofa — Empfangssaal morgenländischer Herrscher, 2. Bühnenleiter — Wirtschaftsverwalter beim Heere, 3. plötzlicher Gedanke — feindlicher Einmarsch, 4. samtartiger Stoff — Stadt in England, 5. Verdienstauszeichnung — Klostergemeinschaft 6. physikalische Arbeitsleistung — Tatkraft 7. Pfad des Hochwilds — Handelsurkunde, 8. kürzere Rast — Inskriebe.

Verbindungsaufgabe.

Art — Bein — Bella — Eck — Hof — Ja — Not — Ohr — Pad — Preis — Rast — Rauch — Ring — Rot — Stift — Strick — Tag — Tana — Trost — Weiß — Wehr — Zeug

Aus obigen 22 Wörtern sind 11 neue Wörter zu bilden, in der Weise, daß zwei von ihnen immer ein neues ergeben.

Sind die Wörter richtig gebildet und richtig geordnet, so nennen die Anfangsbuchstaben, zu einem Wort vereinigt, eine Liebhaberei.

Rätsel.

Gebst du, des Anfangs dir bewußt,
Ohn' Zaudern in des Rätsels Tiefe,
Erhellt ein Bild in deiner Brust,
Treu, als ob man den Namen riefe:
Hell strahlt der Mann in Ruhm und Ehr',
Ein Mensch und Dichter hoch und hehr!

Bilderrätsel.

Wortkette.

Es ist eine Kette von elf Gliedern zu bilden, derart, daß jedes Doppelwort zugleich den Schluß des vorangegangenen und den Anfang des nächstfolgenden Wortes bildet.

Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Zubehör zur Wahrsagekunst, 2. unterirdische Wasseransammlung, 3. Sternbild, 4. Stadt in Baden, 5. Beendigung eines Autoausflugs, 6. verkehrstechnischer Begriff, 7. leichtathletische Sportübung, 8. verheerender Brand, 9. italienische Sicherheitseinrichtung, 10. Reichsbeer.

Letztes Aufgebot.

Wenn je ein Feind das „Erste" bekriegt,
Im „Zweiten" genommen alle Schanzen,
Dann noch die letzte Hoffnung liegt
Im schnellen Anruf meines „Ganzen".

Gleichklang.

'ne Stadt in Asien, oft genannt,
Sie wird in einem andern Land —
Der Atlas wird es dir bekunden —
Just zweimal zwanzigmal gefunden.

Vielerlei.

Er ist von Papier und auch von Stein,
Von Holz sogar; am Himmel ein Schein.

Ergänzungsaufgabe.

Sack — Arzt — Land — Tag — Zeit — Pilz — Kuh — Tor — Halt.

Einem jeden der vorstehenden einsilbigen Wörter ist eins der nachfolgenden einsilbigen voranzusetzen, so daß neue, und zwar zweisilbige, Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben alsdann einen in jetzter Zeit vielgenannten Ort im Fernen Osten.

Au — Au — Chef — Gift — Hirsch — Hoch — In(n) — Nacht — Schub.

Rätsel.

Ich leb' in dem, was einstens war,
Und auch von dem; ist dir dies klar?

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: a) 1 Ob, 3 Fakir, 6 Erato, 7 Glaser, 9 Ala, 10 Stil, 13 Herd, 15 Ewe, 16 Gebiet, 18 Abana, 19 Sauer; — b) 1 Organ, 2 Bulle, 3 Fes, 4 Ares, 5 Kartell, 8 Margau, 11 Zwein, 12 Leite, 14 Yene, 17 Bar, 18 As.

Silbenkaffeerätsel: Das Glück ist die Liebe, die Liebe ist das Glück! Camillo.

Silbenrätsel: 1. Edam, 2. Hanau, 3. Erwe, 4. Raimund, 5. Tolstoi, 6. Ossag, 7. Dreieck, 8. Ache, 9. Latai, 10. Stakel. — Eher Tod als Mutigkeit.

Rätsel: Die Erde.

Die rätselhaften Mitlauterreihen: Wenn du gibst, nib angelehn / Gang dem Freund / Und mild dem Armen: / Tu's aus innigem Erbarmen / Und vergiß es, wenn's geschehn. Emanuel Geibel.

Gleichklang: Kletschen.

Tätigkeitsrätsel: Landgericht.

Scherzbilderrätsel: Scheinwerfer.

Ergänzungsrätsel: Ich kam, ich sah, ich siegte.

Synonym: 1. redlich, 2. originell, 3. dreist, 4. elendig, 5. läppisch, 6. schmächtig, 7. charmant, 8. haltbar, 9. lässig, 10. inständig, 11. langlich, 12. trifftig, 13. eingebildet, 14. niederträchtig — Rodelschlitten.

Auf Umwegen

„Weißt du, Liebling, daß die Wissenschaft festgestellt hat, eine Frau brauche mehr Schlaf als ein Mann?"

„Na und?"

„Dm! Ich meine bloß — es wäre vielleicht besser, wenn du heute abend nicht auf mich wartest!"

*

„Horst, hast du dir schon mal überlegt, was du werden willst?"

„Klar — Weihnachtsmann."

„Wie kommst du gerade auf Weihnachtsmann?"

„Weil der bloß einmal im Jahre zu tun hat."

„Du, Ellen, neulich habe ich dem Maler Quastolini Modell gestanden für sein Bild ‚Eva nu'! die Schlange'!"

„Ist ja reizend, Ruth, — und wer war denn die Eva?" (Edler — M.)

Weise Entscheidung

In einem Streit darüber, welches von zwei Geschossen das tödlichste sei, riefen zwei Offiziere das Urteil eines militärischen Sachverständigen an. Nach längerem Nachdenken entschied dieser dahin: „Am gefährlichsten ist dasjenige Geschoß, welches trifft!"

(Chicago State Journal.)

*

O'Hearty kommt zum Friseur:

„Was kostet bei Ihnen das Haarschneiden?"

„Sieben Pence."

„Und was kostet das Rasieren?"

„Drei Pence."

„Gut, dann rasieren Sie mir bitte den Kopf!" (Neue JB.)

*

Hunkel macht mit seinem Geschäftsfreund Kunkel eine Segelpartie. Plötzlich kentert das Boot. Das Ufer ist weit, Nachdem sie eine Weile geschwommen sind, prustet Hunkel: „Können Sie sich noch lange über Wasser halten?"

Darauf schreit Kunkel wütend: „Reden wir nachher von Geschäften!"

Falsch kalkuliert

Lehrer: „Sage mal, Peterle, du hast mich ja gestern belogen. Du hast mir doch erzählt, du konntest nicht zur Schule kommen, weil bei euch ein Brüderchen angekommen ist. Eben sagt mir aber dein Vater, du hättest ein Brüderchen und ein Schwesterchen bekommen, stimmt das?"

Peterle: „Ja, Herr Lehrer, ich dachte aber: die Kleene hebste dir bis nächste Woche uff, dann hatte nochmal schulfrei."

*

Peters beugt sich über den Gartenzaun: „Hier", wendet er sich an seinen Nachbar, „haben Sie die Mark wieder, die Sie mir vor sechs Monaten geliehen haben."

„Behalten Sie getrost die Mark bei sich", erwiderte der Nachbar ärgerlich, „ich habe keine Lust, einer Mark wegen meine Meinung über Sie zu ändern!" (Karikaturen.)

*

„Vater", forschte der kleine Max ängstlich, „wen liebst du mehr: Wagner oder Beethoven?"

„Das ist schwer zu sagen, mein Junge, ich glaube aber, daß ich Beethoven am liebsten höre."

„Da habe ich noch Glück gehabt, Vater, daß mir die große Wagnerbüste vom Klavier gefallen ist." (Husmodern.)

Der rechte Ort

Fremdenführer: „Und nun kommen wir zu dem Burgverließ, durch dessen dicke Mauern kein Schrei der unglücklichen Gefangenen an die Außenwelt drang!"

„Das wäre ein passender Ort für deine Gesangsübungen!"

Alle Erwartungen übertroffen

Eine Dame fährt nach Heidelberg und schreibt sich an der Universität ein. Aber schon nach einem Semester verheiratet sie sich mit ihrem Lehrer.

„Geraldine", sagt ihre Freundin, „ich denke, du bist nach Heidelberg gefahren, um deinen Doktor phil. zu erhalten!"

„Gewiß", meint die Glückliche, „aber ich hätte nie gedacht, daß es so schnell gehen würde!" (Neue JB.)

*

Kuno schwor Liebe.

Das Mädchen sagte nicht nein.

Kuno erzählte: „Ich rauche nicht, ich trinke nicht, ich spiele nicht —"

„Sie haben also gar keinen Fehler?"

„Doch — ich lüge." (Lustige Blätter.)

Vorsichtig

Der berühmte Autor fragte den noch berühmteren Kritiker:

„Ihre ganz private, Ihre ganz ehrliche Meinung über mein Stück?"

Der Kritiker lächelte:

„Wollen wir nicht lieber Freunde bleiben?"

Ein tapferes Mädel

„Wenn ich Sie nun küssen würde, Fräulein Irene, was würden Sie dann tun?"

„Ich denke niemals an eine Gefahr, bevor sie da ist!"

„Und was tun Sie dann?"

„Dann blicke ich ihr ins Auge!"

*

Untermieter zur Wirtin: „Warum haben Sie mich um 6 Uhr nicht geweckt?"

Frau: „Aber, Herr Lehmann, Sie sind ja um 6 Uhr erst nach Hause gekommen!"

„Gaal, dann hätten Sie mich wecken sollen, als ich kam!"

*

„Hat denn dein schüchterner Verehrer noch immer nicht um dich angehalten?"

„Nein, es geht wirklich recht langsam mit dem. Als er zum ersten Male bei uns war, hat er immer ein Buch auf seinem Schoß gehabt, am zweiten Abend nahm er unsere Katze in seine Arme, gestern durfte meine kleine Schwester auf seinem Schoß sitzen, und ich hoffe nun, daß ich heute abend an die Reihe komme." (Münchener Illustrierte Presse.)

„Glückliche Heimkehr! Wie ich höre, hast du auf deiner Reise in Monte Carlo hunderttausend Reichsmark gewonnen."

„Das stimmt nur ungefähr. Ich war nämlich nicht in Monte Carlo, sondern in Zoppot, und dann waren es auch nicht hunderttausend Reichsmark, sondern nur hundert." (Hannesen — M.)

Wally: „Willst du so unrasiert mit mir ins Kino gehen, Bruno?"

Bruno: „Warum denn nicht? Im Kino ist es doch dunkel."

Wally: „Eben darum."

*

„Nun, Herr Müller, haben Ihnen die Moorbäder bei Ihrem Fußleiden geholfen?"

„Jadselbst! Das Moor hat seine Schuldigkeit getan, und ich kann gehen."

(Schweizer Illustrierte.)

*

„Ihr Schicksal, Fräulein Springer, steht unter dem Zeichen der Jungfrau."

„Ach, besteht denn gar keine Möglichkeit, daß sich das bald ändert?"

(Allgemeiner Wegweiser.)

*

„Ist es nicht unangenehm, einen so zerstreuten Mann zu haben?"

„Es hat auch seine guten Seiten! Manchmal gibt er mir das Wirtschaftsgeld zweimal!" (Fra. Ill.)

Voreilig

Eine junge Frau war in die Samenhandlung gegangen, um Samen einzukaufen.

„Und sind Sie auch sicher", fragte sie den Verkäufer, „daß es große, starke Bäume werden?"

„Bei richtiger Pflege ganz bestimmt!" garantierte er ihr.

„So" meinte die Frau, „dann nehme ich auch noch eine Hängematte!"

Der wunde Punkt

„Mit meinem Mann ist es schlimm, jeden Abend geht er zum Preiskat. Und immer gewinnt er was. Mal eine Gans, einige Pfund Karpfen, mal einen Schinken oder eine Kiste Harzer Käse."

„Aber, da können Sie sich doch freuen."

„Freuen? Nee, er zieht mir ja die Gewinne vom Wirtschaftsgeld ab!"

„Kinder halbe Preise"

„Mutter, du hast mir versprochen, daß ich einen kleinen Bruder bekommen soll, wenn sie ganz billig sind. Sieh, dort steht es: Kinder halbe Preise!"

Großartiger Erfolg

„Du hast also Gemüse in deinem Garten? Wie war denn der Erfolg in diesem Jahr?"

„Großartig. Mein Nachbar bekam auf der Geflügelausstellung lauter erste Preise für seine Hennen, und sie hatten fast nichts anderes gefressen als mein Gemüse."

*

Verkäufer: „Wünschen Sie das große Kochbuch zu drei Mark oder das kleine zu einer Mark?"

Kundin: „Ach, geben Sie mir, bitte, das kleine, wir sind ja keine starken Esser."

*

„Sie prahlen immer mit Ihrer Bildung", donnerte der Korporal, „aber die einzige Bildung, die ich bisher bei Ihnen festzustellen vermochte, ist die Bildung von Rost auf Ihrem Gewehr!" (Simmerlt.)

Gute Empfehlung

„Wie teuer sind hier im Hotel die Zimmer?"

„Sie können Zimmer zu zwei oder zu drei Mark haben."

„Worin besteht da der Unterschied?"

„In den Zimmern zu drei Mark haben wir Mausefallen aufgestellt." (Marx Aurelio)

„Bengel, du rauchst ja!"
„Ick nich, aber meine Zigarre."
(Zeichnung: Radestock — M.)

Verbesserung

In der Zuckerschrift auf deinem Geburtstagskuchen war ein orthographischer Fehler, Mutter — ich habe ihn bereits verbessert und ein „F", das zuviel war, aufgegessen!"

(Fliegende Blätter.)

„Haste schon jefrühstückt, Orje?"
„Nee, nich n' Tropfen!"
(Zeichnung: Edler)

8. Jahrg. – Nr. 11 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 12. März 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

DAS DUNKLE HEER

Ewig ist das dunkle Heer der Toten
Auf dem Marsch zu euch.
Weil wir unser rotes Blut verlohten,
Ziehn wir stumm und bleich.
Aber immer sind wir nah.
Ewig steht der Turm der Mahnung da:
Ihr seid von den Toten aufgeboten.
Denn wir starben für euch.
Tut ihr recht die Pflicht,
Lebt ihr uns ins Licht.

Gerhard Schumann

Der Toten Vermächtnis

„Hoi, hui, hi, hei."

Der Wind sprang um den Hinterhof, hoch oben auf winterkahler Höhe. Aechzend rieb sich der alte Birnbaum auf dem Dach die Aeste wund, die Leien des schiefen Giebels klapperten, die Türen ächzten in ihren Angeln.

Knurrend lag der Hofhund in der Hütte, schaute nach der tollen Jagd der Wolken, deren stürmende Meute eben auseinanderriß, so daß der Mond sein sanftes Gesicht hindurchblicken ließ, ob der rasende Geselle noch nicht das einsame Bauerngehöft umgerissen hätte.

Der Hinterbauer schlief. Die Knechte und Mägde hörten das Toben und Poltern des Sturmes und dachten im Halbschlummer: „Jetzt wird's bald Frühjahr: das kündet sich hier so an!", und schliefen um so fester wieder ein.

Wütend ob seiner Machtlosigkeit an dem festen Gemäuer, fuhr das Sausen in die Krone des alten Birnbaumes, riß ihn hin und her, sprang kreuz und quer, krachend schmetterte ein mannsstarker Ast zu Boden.

In dem buntgemusterten Bettzeug fuhr erschrocken der alte Hinterbauer auf. Etwas Seltsames mußte es sein, das ihn so aufgeregt nach dem Feuerzeug greifen ließ, um das Licht auf dem Nachtschrank anzuzünden: denn Furcht kannte der Siebzigjährige nicht.

Hastig ging ihm der Atem. Schweißtropfen standen auf der wetter- und sorgengefurchten Stirn, der Bauer tastete über die Bettdecke, die Bettstelle hinauf, wahrhaftig: er war wach.

Doch das konnte nicht wahr sein? Seinen einzigen Sohn, der vor einem Jahre — im Februar 1918 — sein schönes, starkes, junges Leben dem Vaterlande auf Frankreichs blutgetränkten Fluren geopfert hatte und die Mutter, die im wohen Gram über des Jungen frühen Tod ein halbes Jahr später das Irdische segnete, hatten an seinem Bette gestanden. Ein Lächeln ging über ihr Gesicht, gerade so, als ob ein großes Glück sie dem Vater zu künden hätten. Ganz deutlich klang's ihm noch in den Ohren, was der Sohn gesprochen hatte: „Vater, Vater, nun sind wir immer bei dir, bleiben bei dir. Du wirst heute nacht . . ."

Da war der Bauer aufgewacht. Sinnend saß er da, sein Blick fiel auf die beiden Bilder an der buntgemusterten Wand. Ernst blickte ihn aus dem einen sein selig Weib an. Mit breiten Schultern, darauf ein Sack Korn bequem Platz hatte, stolzen Auges, im schmucken Grau der Uniform, lächelte aus dem anderen der Sohn. Des Bauern Herz wollte in Weh fast zerspringen.

Ewig lebt der Held!

Zeichnung: E. H. Grunwald, Bavaria Verlag-Gauting

„Ja, ein Bub! Du bist Großvater geworden zum ersten Male heut' nacht!"

„Ich muß ihn sehen!"

Und so eilte der Alte hinaus in den Sturm zu seiner auf einen Bauernhof geheirateten Tochter.

Sie gingen schnell, trotz Nacht und Sturm und Berg.

Als sie in den Ruppertshof kamen, lagen Mutter und Kind in tiefstem Schlummer. Zitternd strichen die schwieligen Hände des Alten über die Bettdecke.

Ja, nun waren sie immer bei ihm, sein Weib, sein Sohn, immer bei ihm; es wird leben sein Geschlecht, der Acker wird seinen Knecht haben und die Berge hier oben ihren Herrn. Alle Trauer war von dem Alten genommen. Licht war es geworden in ihm.

Der Sturm hatte sich gelegt, ein Säusein wehte um den Bauern, als er nach Hause schritt. Weich quoll die Erde unter seinen Tritten. Bald wird es Zeit sein, dem Acker seine Saat zu geben, auf daß es wachse, wachse . . .

Hermann Müller

Der Motor der Familie
immer frisch und mit Energie geladen. Trotz aller Arbeit, Sorgen, Hast und Aufregung gesunde Nerven, lebensfroh und erfolgreich durch den Kraftstoff Quick mit Lezithin für Herz und Nerven
Packg. RM 1.15, Kurpäck. RM 2.— in Apotheken u. Drogerien

Nikotin vergiftet d. Körper. Verstd. Nichtraucher ohne Gegen. Nik frei. Ch. Schwarz Darmstadt 15 167 Herbe.

Kieler Matrosen-Kinder-Anzüge, Kleider u. Mäntel, Alter, Körpergröße (Scheitel b. Fußsohle) Knabe o. Mädch. u. Beruf angeb. Maße ohne Offiziersstoffe, Jachtblauwiegen, ferd. Kammgarne für Anzüge, Damen-Mäntel, Kostüme, Kleider. Fertigstellung, Anzüge, blau und farbig, Alter, Damenmäntel, Kostüme, Kleider. Körper- u. Konfektionsgröße unbedingt erforderl. Bemust Angeb. u. Preisliste gratis 3-monatl. Ratenzahlung. Bei Handkauf 5. Preller, Kiel 84.

Auf ein Bauernhof im Kr. Bünde wird zum 15. März ein zuverlässiges kath. Fräulein ob eine Pflegerin zur Aufwartg. u. Pflege einer eingeleitig gelähmten alt. Dame gesucht. Die Verrichtung eine leicht. Hausarbeit u. Beaufsichtigung d. Kind. bei den Schularb ist erwünscht. Zwei Mädch. vorhanden. Bewerberinnen wollen ihre Anfrüche senden an: Bauer Konrad Schulte Brens, Ernstinghausen a. Lippstadt.

Billige aber gute Uhren
m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 1 Herrenarmbanduhr m. gepolst. Schutzdeckel, Ankerwerk, vernickelt, M. 1.90. Nr. 4. Versilbert, Qualität, 2 vergold. Ränder, M. 2.30. Nr. 5. Besser Werk, flache Form, M. 2.40. Nr. 6. Zuverlässiger Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, m. Lederarmband, M. 2.60. Nr. 85. Herren-Uhr, für Damen, kleine Form, mit Nickelband, M. 4.—. Nr. 99. Die „Goldschelle", 5 Jahre Garantie, für Damen, mit Kapsband, M. 6.90. Nr. 642. Taschenuhr, moderne Form, 16 Steine-Werk, Ersatzteile, M. 6.—. Nr. 1461. Geschnitzte Kuckucksuhr, echt. ein echt. Kuckuck rufend, M. 2.80. Weckeruhr, genau gehend, M. 1.60. Nickelkette - 25. Doppelkette, vergold. M. -.70. Kapsel M. -.25. Nr. 614. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, einschl. Monogramm M. 1.10. Nr. 614. Siegelring, Fassung Platte, Double-Ring mit Simili, M. -.80. — Alle Ringe Papierinnenmaß. Katalog mit ca. 600 Bildern gratis!
Fritz Heinecke Braunschweig Abt 257

Heiraten
Nettes, gebildetes Mädel, 28 Jahre, berufst., wünscht die Bekanntschaft eines geb., soliden Herrn in sicherer Stellung zwecks Heirat. Auszuführen w. Bermögen vorhand. Bildzuschr. erb. unter Nr. 1104/1 an „Der 7. Tag", Paderb.

Eisenbahnung Fährer, vermehrte Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich Rouland-Verfahren. Herne 1. W. Mühlenstr. 7.

Bitte deutliche Schrift bei Anzeigen Manuskripten

Der tortschrittliche Kaufmann bedient sich zu seiner Werbung in allererster Linie der Zeitungs-Anzeige

Grauе Haare Verschwinden wieder! Prämiert mit gold. Medaille Aufklärung kostenlos Kosmetik-Kurinstitut Berlin-Charlottenburg 9

Damenbart Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Heiwakakur. Sehr bewährt v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Gold. Medaille, Groß. Preis Brüssel Sept. 32, London März 33. Tägl. Dankschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Heiwaka mit Stern patentamtl. Wz. 466609 schützt vor Enttäuschg. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für groß. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Heiwaka-Köln 114

RM 2500.- und mehr als Haupt- od. Nebenerwerb d. Champignonsbrutzucht in Keller, Schuppen, Stallungen usw. Bin Käufer der Pilzernte. Auskunft erteilt: Buderow, Koblenz. Schließfach 333

Krämpfe Fallsucht Es gibt ein Mittel, mit dem man dem Leiden wirks. energisch entgegentreten kann: „Epilepsan" Nr. I–IV. Fragen Sie Ihren Arzt. Nur in Apoth. erhältl. Aufklärende Druckschrift durch Dr. Curt Schaefer, Fabrik pharm. Präparate, Leipzig N 22 625

Durch Wasch- und Putzarbeiten Gelenkrheumatismus zugezogen.
„Jetzt fühle ich mich wohl und schaffe gut".
Frau Jos. Figenser, Entheim-Bergen bei Hanau, berichtet uns am 28. August 1938: „Ich war lange Jahre als Wasch- und Putzfrau tätig. Durch diese nasse Arbeit hatte ich mir einen schweren Gelenkrheumatismus zugezogen. Manches Mal konnte ich kaum noch stehen.

Da ich auch noch eine mehrköpfige Familie habe, war ich gezwungen, morgens früh und abends spät zu arbeiten. Trotz der großen Müdigkeit konnte ich vor Schmerzen kaum einschlafen und verbrachte viele schlaflose Nächte. Immer konnte ich nur Besserung von kurzer Dauer erzielen. Als letztes Mittel versuchte ich Togal. Nach wöchiger Kur fühle ich mich wohl, schlafe gut und bin sehr zufrieden."
Die Erfahrungen anderer sind wertvoll! Der Bericht von Frau Figenser ist einer von vielen, der uns unaufgefordert aus Dankbarkeit zugegangen ist. In der Tat hat Togal Unzähligen bei Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen sowie Erkältungskrankheiten, Grippe und Influenza rasche Hilfe gebracht. Keine schädlichen Nebenerscheinungen! Die hervorragende Wirkung des Togal wurde von Aerzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal! In allen Apotheken. Mk. 1.24.
Lesen Sie das Buch „Der Kampf gegen den Schmerz"! Es ist mit interessanten, farbigen Illustrationen ausgestattet und für Gesunde und Kranke ein guter Wegweiser. Sie erhalten es auf Wunsch kostenfrei und unverbindlich vom Togalwerk, München 27k 431

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Rötriger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link (z. Z. mil. Uebung); Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": 4. V. 38: 43181. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

DIE DREI KRÄHEN

Erzählung von Henry Bleckmann

Der Bauingenieur Marckert hatte an der Tür des niedrigen, langgestreckten Gebäudes geläutet, er zupfte beinahe beklommen an seinem dunklen Anzug, der im Koffer leicht verknittert worden war, und hielt mit schlagendem Herzen die drei Blumensträuße in der behandschuhten Linken, als auch schon ein schleppender Schritt über einen offenbar mit Sandsteinplatten belegten Gang hörbar wurde.

Die Tür wurde einen Spalt breit geöffnet und heraus sah ein mürrisches Mädchen unbestimmbaren Alters mit lichtem, aber fadenscheinigem, eng an den Kopf gelegtem Haar, das irgendetwas vor sich hin brummte. Marckert bat darum, bei den Damen des Hauses gemeldet zu werden und wurde widerwillig eingelassen. In der Tat führte ein langer, nur von den Oberlichtfenstern der Pforte schwach erleuchteter Gang tief in das Gebäude, ehe er sich zu zwei Treppenaufgängen mit knarrenden Stiegen von peinlich glatter Sauberkeit teilte, die sich wiederum zu einer nüchtern mit ein paar Sitzgelegenheiten bestandenen, fensterlosen Diele im ersten und einzigen Stockwerk vereinten. Die Luft stand hier wie die Zeit still. Eine schmiedeeiserne Ampel unter der Decke entsandte das gelbliche Licht einer elektrischen Kohlenfadenbirne, die wohl ein Dutzend Jahre sparsam benutzt worden sein mochte. Es roch nach Naphtalin und Bohnerwachs.

Bauingenieur Marckert nahm Platz auf einem der knarrenden Stühle und wurde der seltsamen Beklommenheit nicht Herr, die ihn befallen hatte seit der Stunde, da er sich entschloß, diesen gänzlich sinnlosen Besuch bei den Tanten Annamarias zu machen. Aber vielleicht konnte er dem Mädchen helfen, aus der Enge ihrer erzwungenen Daseins herauszukommen? Marckert war unzufrieden mit sich; denn wozu opferte er Zeit, Ruhe und Energie, wo ihm in langen Stunden ernsthaften Ueberlegens klar geworden war, daß er Annamaria gern hatte, sie aber nicht liebte. Wußte er denn, ob es überhaupt ehrliche Freundschaft war, soweit es möglich war für einen gesunden, tätigen und lebensfrohen Mann, mit einer blassen, jungen Person so unklaren Wesens Freundschaft zu halten, da alle Neigung allein in einem langen Händedruck und einem tiefen Seufzer gegipfelt hatte? Was ging ihn hier in dieser fremden, öden, kleinen Stadt Leben und Bekümmernis einer Frau an, die nur eben seinen Weg meilenmal gekreuzt hatte, und der er ein paar jener Blicke hinsandte, mit denen er auf allen seinen Fahrten so freigebig gewesen? Bald war die neue Straßenbrücke über die schmale, forellenreiche Aette abendlich fertig, die Zeit des abendlichen Herumsitzens in den schläfrigen Gaststätten der Stadt und der dumpfen Skatnächte in der Bauführerbaracke mit den Schnapsflaschen vorbei.

Gewiß, er war auch auf den sanft ansteigenden Waldhängen der Umgebung herbarmt lange umhergewandert, hatte sich eine Rute abgerissen und pfeifend mit ihr den Takt an seine langschäftigen Stiefel geschlagen. Es waren ruhige, gute Stunden unter Buchenlaub und Sturzbächen, und wenn er so auf das Tal gesehen hatte, zog die leidige Melancholie in ihm ein, die zu seinem Unstetigen und Flüchtigen gehörte, und der beständig jenes verzehrliche abgewehrte Verlangen nach Ruhe, Haus, Weib und Anhang entwuchs, das ihn unsicher und mürbe machte und ihn daran erinnerte, wie schnell das vierzigste Lebensjahr überschritten und das langsame Eintrocknen haftloser Verspätung heraufbeschworen ist.

In diesen unkontrollierbar verdächtigen Stunden, die die Selbstsicherheit untergruben, war immer wieder das Bild jenes Mädchens Annamaria aufgetaucht, das er mit hastenden Schritten aus dem langen, schilderstenhaft schwerfälligen Haus am Markt hatte eilen sehen, wie es mit einer Einkaufstasche in ein, zwei Läden trat und ebenso schnell zurückkam, während seine Miene unruhig und wie unstillbar sein zur Seite führen und wie erschreckt an Marckerts Augen haften geblieben waren.

Am ersten Tage der Begegnung hatte wie zufällig sein Blick die blanken, buckligen Fensterscheiben dieses Hauses gestreift, und ihm war, als haben sich hinter dreien, nebeneinandergelegenen von ihnen die Gardine bewegt und seien lockende Augenpaare wie erschreckt zurückgefahren. Irgendwie peinlich berührt, hatte er sich umgewandt und war gegangen. Dreimal traf er das Mädchen, und er folgte ihm beinahe wider Willen in einen der trüben, überladenen, hunderttrockenen Gerüche gefangenhaltenden Läden, wo es ihm mit Mühe gelang, Annamaria in ein Gespräch zu ziehen.

Nichts an ihr war gelöst und direkt, alles oder beengt und furchtsam. Doch allüberall ihre Augen seltsam, wenn er sie ansah. Ein Abenteuer? Aus der Langeweile seines Wanderdaseins mochte ihn anfangs etwas dazu anstacheln, ein einfältiges Kleinstadtmädchen zu verwirren und zu plündern. Nein, dieses Verlangen hielt nicht stand, wenn er durch die Wälder lief. Annamaria hatte keine Freiheit, geängstigt widerstand sie allen Verlockungen. Sie war blaß und unsinnlich und saß in einem übermäßig gebohnerten und mottenvulvrigen Neste dreier alter Frauen, die das Kind einer vierten, verstorbenen Schwester, das väterlose Kind einer unrühmlichen Entgleisten bewachten.

Wie kommt er, Marckert, ein Fremder und Unbeteiligter dazu, sich hier als Retter einer gefesselten Seele aufzuspielen? Weshalb sitzt er hier, in der beunruhigten Absicht, wie ein ehrsamer Bewerber um die Hand seiner heimlich Angebeteten, um ein paar Feierstunden für Annamaria, das ihm beinahe gleichgültige Mädchen zu bitten, für den Nachmittag, gleich laute und rüden Ball im „Wassermann"? Er zerdrückt scheu seine drei Blumenbündel. Noch wäre es Zeit, wieder davonzugehen. Das alles gibt nur schlechende, nachhängende Verwicklungen, wenn nicht Aergeres. So etwas wie Gewissen belastet seine Ueberlegung dem blassen Mädchen gegenüber. Trostlos stumme Stadt, die ihn zu solchen Ungewöhnlichkeiten hinriß! Wäre die Brücke aber fertig gewesen so hätte alles dies seine Bedeutung gewinnen können. Ein dämliches Gefühl vor der Verantwortung hatte Marckert aufstehen lassen, aber es war zu spät, sich still zu entfernen; die Tür rechterhand öffnete sich und das fade, unbestimmbare Mädchen stand unaelenk einladend da. So trat er denn in ein weißlackiertes Zimmer ein, das sich an Nüchternheit und kalter Blitzsauberkeit in nichts von der Diele unterschied. Auf drei geschweiften, trübblauen Stühlen saßen die drei Tanten, altsgrau und verwittert anzusehen, mit mißtrauischen, farblos fremden Augen. Eine, offenbar die älteste, fragte rostig:

„Was verschafft uns den Voraus?"

Marckert, dem sein Stuhl angeboten worden war, überreichte, sich schnell fassend, linkisch die Blumen, die achtlos auf einen polierten, ovalen Tisch gelegt wurden. Der durchdringende Geruch des gewachsten Fußbodens stach ihm in die Nase.

„Ich erlaube mir, Sie, meine verehrten Damen, um eine besondere Gunst zu bitten; es findet am kommenden Sonnabend im Hotel „Wassermann" ein kleiner Festabend statt, zu dem ich gern Ihre Nichte eingeladen hätte."

Die drei Frauen rührten sich nicht. Es hatte Reif und hrüchig gefungen. Ihre Blicke ruhten farblos, fremd auf dem Manne, der so Ungeheuerliches verlangte, daß es unbeschreiblich, also unglaublich war. Die erste Sprecherin wiederholte tonlos mechanisch:

„. . . am kommenden Sonnabend im Hotel „Wassermann" ein kleiner Festabend . . ." Und dann, es war grotesk anzusehen, erhoben sich alle drei, nickten kurz und schnrften aus dem Zimmer in einen Raum, der diesem angegliedert war und sich, wie Marckert flüchtig sah, wiederum in nichts unterschied. blankgebohnert, durchdringend riechend nach diesem vermaledeiten Konservierungsmittel. Endlos schienen hier die Räume mit einander verkettet zu sein, zehn, hundert, zahllose Räume, nüchtern, kahl, irrational vielfältig und bei aller Ordentlichkeit ohne Ordnung, wie Spinnengewebe, die ihr eigenes Bild unendlich oft vervielfältigen und ineinanderschieben zu grundloser Wiederholung.

Den verlassen Wartenden grauste. Die Tür hatte sich wieder geschlossen. Er war somit verabschiedet? Was waren das für graue, fürchterliche Menschen, die soeben davonschlichen? Sie drehten sich einfach auf dem Absatz herum und gingen, wenn man ihnen mit ungewöhnlichen Dingen nahte. Die Welt bestand nur aus ihrer hagrensten Vorstellung, und die war ein Fußboden, der peinlich poliert und von Wänden umgeben war, deren Fenster dichte Gardinen verhellten; und alles durchdrang mit dem chemischen Mittel der ängstlich auf Bewahrung bedachten Desinfektion die schauerige Enge mürben Alters und blutloser Entsagung.

Marckert, den jäh das Gefühl eigener Freiheit befiel, holte tief Atem und wandte sich dem Ausgang zu. Er eilte über den trübe beleuchteten Korridor die Treppe hinunter und hörte seinen Schritt von den Sandsteinplatten des langen Ganges widerhallen; die Haustür fiel ins Schloß, und der herbe Tau umach tin, als er fast laufend über den Markt schritt.

Wie töricht, als ein Fremder in diese behütete Grabesenhsamkeit einzubrechen! Wozu das alles; mochte doch das Mädchen Annamaria sich bescheiden, aber sich mit einem Kreise seiner Verlorenheit entringen, wenn es nur so drinalich wollte, wie es in seinen Blicken glühend versprach!

Der Bauingenieur, den frischen Duft der leichten, lächelnden Welt durchwehend, stand tief und fühlte sich beinahe schuldlos. Törichtes Mädchen Annamaria, murmelte er vor sich hin; und da stand sie vor ihm, blaß, fröhlichtern. Blond und heißen Auges. Sie trug Kämmer an einem Koffer. Sie blickte mit unsaabar selbstverständlichem Vertrauen zu ihm auf. Nun bleibe ich bei dir, sagte ihr Blick. Nun trennt uns nichts mehr. Du hast mich erweckt, jetzt zeige, ob du das Leben bist.

Der Mann, verstört und doch wirr gerührt, hielt seinen Schritt an. Er starrte auf sie, er fühlte, wie alles in ihm krachte. Nun war sie da, die Wende, die er fürchtete und doch ersehnte. War die Brücke schuld, die nicht fertig geworden war? Nein, es war die Zeit, die sich erfüllt hatte. Marckert nahm die Hand Annamarias, und er nahm auch ihren Koffer. Und ging, selsam benommen und beinahe ärgerlich, vorwärts, irgendwohin auf ein ganz und gar Neues zu, das langsam, immer deutlicher in wunderlamen, lockenden Farben entbrannte, und von dem er nicht wissen konnte, daß sie das einzige und ewige Glück umlohten.

Auf Genesungsurlaub

Erzählung von Erich Holnkis

Der achtundzwanzigjährige Reserveartillerie-Leutnant d. R. Guido von Lienven hatte in wochenlangen Großkampfmaterialschlachten der gefürchteten Westfront seinen Mut unzählige Male bewiesen. Seine zweitausendste Probe mußte er überraschenderweise auf seinem Heimaturlaub im Dezember 1917 ablegen.

Nach Ausheilung seiner dritten schmerzhaften Granatsplitterverwundung hatte er noch kurze zehn Tage Genesungsurlaub erhalten, den er bei seiner jungen Frau in München verlebte, in täglich neuer rührender Verebrung; denn Frau Beate stand nahe vor ihrer ersten Mutterschaft.

Da schlug am dritteltenen Urlaubstage den harten Frontsoldaten das Schicksal so grimmig, wie nur ein rechter eherner Mann es ohne Schmerzenslaut ertragen kann.

Frau Beate hatte das Unglück, in der hiesigen Wohnküche infolge ihrer schon etwas behinderten Beweglichkeit bei der Bereitung des Frühstücks auf dem glatten Linoleumfußboden auszugleiten und dabei dem Gasherd einen großen Topf kochenden Kaffeewassers über sich herunterzureißen.

Die Hautverbrühungen waren so schwer, daß Frau Beate sofort im Sanitätskraftwagen nach der chirurgischen Klinik geschafft werden mußte.

Dort forderte der Chefarzt nach kurzer Untersuchung der halb ohnmächtigen Verunglückten den Frontoffizier barsch zu einer sofortigen Unterredung unter vier Augen im nahen Sprechzimmer auf.

Die Zwiesprache der beiden Männer verlief denkwürdig. Der sechzigjährige schmächtige Professor mit dem jugendlich frischen Gesicht, in dem herrliche Augen funkelten, war ergriffen tief und gerührt wegen seiner geradezu erschütternden Grobheit, aber zugleich von allen Operationsschwestern und Assistenzärzten wegen seiner fast märchenhaften chirurgischen Kunst wie ein Uebermensch begeistert verehrt.

Den schlanken, steil stillstehenden Frontoffizier musterte er erst ein paar kritige Augenblicke durchdringend. — Dann fragte er schorf: „Mut, Herr?"

Blitzend kam die erbitterte Gegenfrage: „Zweifeln Sie etwa daran?"

Die stahlgrauen Augen des Professors flammten erfreut kurz auf: „Schön! — Abwarten! — Also: Die kleine schöne Frau ist in unmittelbarer Lebensgefahr. Mehr als ein Drittel der Haut ist verbrüht! Nach menschlichem Ermessen muß der Tod binnen 24 Stunden eintreten, wenn nicht binnen hüchstens einer Stunde ein Mensch bereit ist, sich zu einer sogenannten ‚Hauttransplantation' zur Verfügung zu stellen. — Kennen Sie einen solchen Kerl?"

„Mich, Herr Professor!"

„Halt, Herr! — Vorher müssen Sie noch wissen: Diesem Kerl muß ich etwa 200 Quadratzentimeter Haut herausschneiden! Das ist ungefähr so viel, wie hier meine beiden ausgebreiteten Handflächen! Verstanden?"

„Ich verstehe!"

„Gut, Herr Leutnant! Ich mache Sie außerdem darauf aufmerksam, daß ich Ihnen diese anständige Hautfläche ohne Schmerzbetäubungsmittel, ohne Narkose, ebledern muß! Die Haut muß lebendig sein! Heiße Sache, Herr verstanden?"

„Herr Professor, Sie sagten selbst, es geht um das Leben meiner Frau!"

„Es geht um noch mehr! — Ich hoffe nämlich, daß ich im Falle eines glücklichen Verlaufes der Operation Ihnen auch den kleinen neuen Erdenbürger erhalten kann, der da unterwegs ist."

Bei diesen Versprechen mußte der Frontoffizier doch die Zähne sehr fest zusammenbeißen. Seine Augen wurden ihm brennend heiß. Er nickte nur langsam bestätigend: Verstanden!

Der kleine schmächtige Chirurg im weißen Leinenkittel nickte auch mehrmals und sagte dann mit rauher Stimme: „Nach! ich bestimmt, wenn . . . wenn das Schicksal seinen Segen dazu gibt. Ohne den gebt es nämlich nie! . . . Mhm! . . . Noch eine Frage: Haben Sie oder Ihre Frau in den letzten Tagen etwa ein Alkoholfest gefeiert — was ich verstehen könnte —, oder haben Sie viel geraucht?"

„Nein, Herr Professor! Wir sind zwar sonst nicht abstinent. Aber ich muß doch meine Verwundung noch schnell ganz ausheilen lassen. Und meine Frau muß doch in richtiger Erwartung ihrer großen Aufgabe mit Alkohol auch sehr vorsichtig sein, und mit Nikotin!"

Der Professor holte befreit tief Atem: „So! Dann bin ich in der Beziehung beruhigt. Jetzt aber noch für Sie als Frontoffizier eine schwere Sache: Eine solche Hautabnahme ist auch für einen so kräftigen Mann wie Sie eine schwere Verwundung. Sie werden dadurch natürlich erneut frontdienstunfähig werden!"

„Auf wie lange?"

„Auf zwei oder drei Monate! — Je nach Ihrer Wundheilfähigkeit."

„Herr Professor! Denken übernehme ich auch diese Verantwortung. Zur letzten Entscheidung an der Westfront komme ich dann schon noch rechtzeitig raus! Und jetzt bitte, machen Sie schnell!"

Da bietet der alte kleine berühmte Grobian und Künstler dem Frontoffizier seine beiden feinen Hände glückstich bereit hin: „Gleich werde ich Sie schwarz schinden, mein Lieber! Dann darf ich nicht mehr wissen, wer Sie sind. Sonst würden mir diese wichtigen Poren hier zu zittern anfangen. Verstanden? Also nehmen Sie sie erst noch einmal so in Ihre Artilleriefäuste! — Ich bin sehr stolz auf die Begegnung mit Ihnen. — Meine beiden Jungen sind in Flandern schon gefallen. Viel, nicht wahr? — Und deshalb würde ich mich sehr freuen, wenn Sie diese Lücke bei mir nach Rückkehr aus dem Kriege als mein . . . nein, also . . . als junger großer Freund — verstanden? — so die Lücke auffüllen könnten. auch so ein hiesiges ‚Transplantation'! — Also auf ein glückliches Wiedersehen nach dem Kriege!"

Sehr ernst und ergegend leise bekannte der Feldgraue: „Ich würde gern dann zu Ihnen kommen. Aber es wird nicht sein. Ich weiß: Ich werde an der Westfront fallen!"

Der Arzt schwieg eine Weile, verschwieg sogliche Gegenrede. Schließlich sagte er verlommen: „Ihr Frontsoldaten seid eigentlich zu beneiden. Ihr habt noch diese sicheren Ahnungen, von denen wir Zivilisationsmenschen keinen Schimmer mehr haben. — Meine beiden Jungen haben es auch vorher gewußt. — Also dann: Fahr wohl, mein Junge! Und nimm die Zuversicht von mir mit 'raus: Ich werde dir dein Vermächtnis, deinen Buben oder dein Mädel, in die Wiege legen . . ."

Der erste und einzige „Bube" des ehemaligen Feldartilleristeleutnants d. Ref. Guido von Lienven fiel am 11. 11. 1918 an der Westfront, 11 Uhr, eine Stunde vor Beginn des berüchtigten Waffenstillstandes!) — gilt bereits heute, 1939, als bewundertes Sprachgenie. Er spricht eff der wichtigsten europäischen Sprachen wie seine deutsche Muttersprache.

Der stattliche einundzwanzigjährige Jungherr steht zur Freude seiner immer noch feschen schönen Mutter schon früh in einer wichtigen Sonderdienststellung.

Dies nebenbei

In Owmby in der englischen Grafschaft Lincolnshire feiert Mrs. Eliza Kirk ihren 101. Geburtstag. In ihrer Jugend galt sie als eine der schönsten Frauen Englands, um die sich Dutzende von Männern duelliert haben. Unbeschreibliche Triumphe hat die schöne Eliza gefeiert, aber dann trat auch an sie, die vom Schicksal Verwöhnte, das Alter heran. An ihrem 45. Geburtstag verbannte Mrs. Kirk sämtliche Spiegel aus ihrer Villa. Seitdem hat sie nie mehr ihr Ebenbild gesehen. „Das hat mir über die Bitternis des Alterns hinweggeholfen", erzählt Mrs. Kirk. „Ich habe mich heute noch so in Erinnerung, wie ich vor 60 Jahren aussah und ahne nur, daß ich jetzt eine runzlige Greisin bin, ohne es mit eigenen Augen im Spiegel gesehen zu haben, wie die Haare ergrauten, die Haut welk und das Gesicht von Falten durchzogen wurde."

*

Wer viel raucht, hat guten Grund, sich vor dem Nikotin zu hüten. Sicherlich bietet reicher Nikotingehalt im Tabak ein Anregungsmittel, das von manchem gesucht wird. Jedoch gerade in unserer Zeit geht das Streben dahin, den Rauchgenuß zu verharmlosen und nikotinarmen oder gar nikotinfreien Tabak zu bieten. In einem Aufsatz, den Dr. Gustav Pitt über deutschen Tabak im Märzheft von Velhagen & Klasings Monatsheften veröffentlicht, finden wir unter anderen interessanten Darlegungen auch die, daß der Tabak mit dem höchsten Nikotingehalt in Ostpreußen bezogen wird, aber er findet nur in der chemischen Industrie zur Herstellung von Pflanzenschutzmitteln Verwendung. Bei einem Nikotingehalt von 6—16% müssen diese Tabaksorten teilweise sogar mit Handschuhen geerntet werden, um eine Nikotinvergiftung durch einfache Berührung zu verhüten. Nikotingehalt ist eine Frage der Sortenauswahl und kann außerdem weitgehend durch die Behandlung der Pflanzen beeinflußt werden. Die Tabakollanze baut im allgemeinen bis zum Höhenunkt des Wachstums, der etwa bei der Blüte liegt. Nikotin auf und zum Teil später wieder ab. Auf diese Grundtatsache stützt sich auch die Industrie, wenn sie auf die Nikotinarmut besonderer Tabake hinweist. Die Nikotinbildung kann weitgehend beeinflußt werden, insbesondere durch den Zeitpunkt der Ernte.

*

Drei französische Knaben sind dieser Tage gewissermaßen Opfer des Weltkrieges geworden. Sie spielten mit noch zwei Kameraden in einem alten Unterstand, den die britischen Truppen während des Krieges an der Somme benützt hatten. Hier, auf dem meist umstrittenen Kampffeld der Westfront, wo während der fünf Monate dauernden Sommerschlacht buchstäblich um jeden Fußbreit Boden erbittert gerungen wurde, wo 500 000 Deutsche und 750 000 Franzosen und Engländer fielen, erinnern noch viele Schützengräben, Granattrichter und Unterstände an das gewaltige Ringen. Während die fünf Knaben in ihrem Unterstand das „Herannahen des Feindes" erwarteten, stürzte der Erdbau plötzlich, von den Regengüssen aufgelockert, zusammen und begrub die fünf jungen „Krieger" unter sich. Zwei der Knaben gelang es, sich aus den zusammenfallenden Erdmassen herauszuarbeiten, die übrigen drei wurden, wie es vor 23 Jahren an der Somme so oft vorkam, verschüttet und lebendig begraben. Die Hilfe der Dorfbewohner, die von den zwei der Katastrophe Entkommenen alarmiert worden waren, kam zu spät. Die drei Knaben waren in dem verschütteten Unterstand erstickt.

*

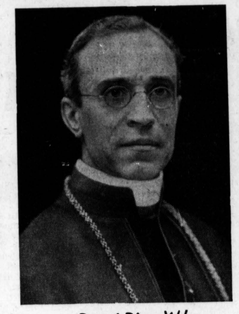
Eine seltsame Entdeckung machten vor kurzem Wissenschaftler der australischen Tasmania-Universität, die im Nordosten der dem australischen Festland vorgelagerten Insel Tasmanien einen Heißwasser-Fluß fanden. Die Expedition war auf der Suche nach Oelquellen, als sie auf diesen merkwürdigen Fluß stieß, der sein heißes Wasser vermutlich vulkanischen Einflüssen verdankt. Nach dem nach London gelangten Bericht war die Wassertemperatur des Flusses stellenweise so hoch, daß man kaum mit der Hand hineinfassen konnte. Man ist gegenwärtig damit beschäftigt, die Ursachen der eigenartigen Naturerscheinung näher zu untersuchen. Tasmanien, der kleinste Bundesstaat Australiens, wurde 1642 von dem Holländer Tasman entdeckt, und hieß, solange er zu Holland gehörte, nach dem Generalgouverneur von Niederländisch-Ostindien Vantiemensland. Erst als die Engländer im 19. Jahrhundert hier Fuß faßten und eine Verbrecherkolonie anlegten, erhielt die Insel ihren heutigen Namen. Die Ureinwohner des Eilandes, die die älteste Gruppe der austromelanesischen Rasse bildeten, sind länast ausgestorben, nachdem sie die britischen Eindringlinge zu Tausenden auch grausamste ausrotteten. Sie zählten 1803 noch 8000 Köpfe. Die letzte Tasmanierin ist im Jahre 1876 gestorben.

Das Diplomatische Korps beim Führer

Beim Führer fand zu Ehren des Diplomatischen Korps eine Abendtafel statt, an der sämtliche in Berlin beglaubigten Botschafter, Gesandten und Geschäftsträger, sowie die Reichsminister, mehrere Reichsleiter und leitende Beamte des Auswärtigen Dienstes des Reiches mit ihren Damen teilnahmen: Der Führer im Gespräch mit dem britischen Botschafter Sir Neville Henderson, in der Mitte Gesandter Dr. Schmitt, hinten links der Chef des Protokolls, Freiherr von Dörnberg.
(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Der Führer noch einmal auf der Auto-Ausstellung

Zum Abschluß der Internationalen Automobil- und Motorrad-Ausstellung besuchte der Führer noch einmal die große Schau der deutschen Automobilindustrie. — Eingehend besichtigt der Führer das Fahrgestell des in der Ehrenhalle aufgestellten Kdf.-Wagens. (Presse-Hoffmann)



Papst Pius XII.

Die im Konklave versammelten Kardinäle wählten am 2. März im dritten Wahlgang den bisherigen Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli zum Papst, der den Namen Pius XII. angenommen hat. — Papst Pius XII. ernannte Kardinal Maglione zu seinem Staatssekretär. Zuletzt war der neue Kardinalstaatssekretär päpstlicher Nuntius in Paris. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Kardinalstaatssekretär Maglione

(Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Die Reichsfrauenführerin ehrt in Rom die Gefallenen der faschist. Revolution

Vor der Audienz, die der Duce Frau Scholtz-Klink gewährte, wurde die Reichsfrauenführerin in Begleitung ihrer Mitarbeiterinnen vom Generalsekretär der Faschistischen Partei, Minister Starace, im Parteihaus empfangen, wo Frau Scholtz-Klink, (zweite von links) in der Gedächtnishalle der Gefallenen der faschistischen Revolution einen Kranz niederlegte. Von dieser eindrucksvollen Totenehrung berichtet unser Bild.
(Scherl Bilderdienst, Zander-Multipl.-K.)

Das Diplomatische Korps bei Dr. Ley

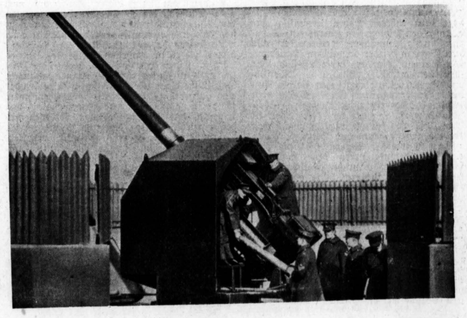
Reichsleiter Dr. Ley und Frau gaben in den schönen Räumen des NS.-Gemeinschaftshauses „Kraft durch Freude" in der Tiergartenstraße einen Empfang für das Diplomatische Korps und die führenden Männer von Partei und Staat: Reichsleiter Dr. Ley und seine Gattin begrüßen den Gesandten von Mandschukuo, Li-Wen.
(Presse-Hoffmann, Zander-Multipiex-K.)

50 Zentner mit zwei Händen gehalten

Das ist mit dem 2500 kg schweren Delmak-Stampfer möglich, den unser Bildberichterstatter auf der großen Technischen Messe in Leipzig sah. Trotz seines riesigen Gewichtes erfordert dieser Stampfer nur eine Einmann-Bedienung. Er dient zur Bodenverdichtung bzw. -befestigung, zum Beispiel für den Untergrund der Reichsautobahnen u. Chausseen.
(Scherl Bilderdienst, Zander-M.)

Marschall Pétain Frankreichs erster Botschafter bei Franco

Der greise Marschall Pétain, den die Franzosen den „Sieger von Verdun" nennen, ist Frankreichs erster Botschafter bei Franco. Die Wahl dieses Mannes, der größtes persönliches Ansehen genießt, und den auch persönliche Beziehungen mit Franco verbinden, beweist, daß Frankreich durch den Einsatz einer hervorragenden Persönlichkeit Versäumtes aus der Vergangenheit wiedergutmachen will. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)



„Irgendwo in der Grafschaft Kent . . ."

wurde von Vertretern des englischen Kriegsministeriums und Generalstabes dieses geheimnisvolle, modernste 11,4-cm-Flugabwehrgeschütz übernommen, dessen wirklicher Standort geheimgehalten wird. Im Vordergrund das Gerät zur Distanzberechnung, Wind- und Pluggeschwindigkeit. (Presse-Hoffmann, Zander-Multipl.-K.)

Ein Gericht reiste 4 000 Meilen:

Mord in der Arktis

Auch jenseits des 60. Breitengrades gilt das Gesetz — Schauprozeß am „Rande der Welt"

4 000 Meilen weit ist das Gericht der kanadischen Stadt Edmonton gereist, um mitten in der Arktis an der Eismeerküste Kanadas, eine Bluttat abzuurteilen. Es wäre freilich einfacher gewesen, man hätte die beiden Angeklagten Tatamagaaga und Alikomiat, zwei Eskimos vom Stamme der Coqmollok, nach Edmonton kommen lassen und dort das Todesurteil über sie verhängt. Aber man wollte mit dieser Gerichtssitzung in der Arktis einem fern von jeglicher Zivilisation lebenden Eingeborenenstamm die Macht des Gesetzes zeigen und eine Art Schauprozeß am „Rande der Welt" veranstalten, um den Coqmollok-Eskimos, die kaum jemals mit Weißen in Berührung kommen, zu beweisen, daß die Justiz auch noch nördlich des 60. Breitengrades ihres Amtes waltet.

Es ist seine einfache Aufgabe. Menschen, die bis vor 15 Jahren noch nie einen weißen Mann gesehen haben, den Gesetzen einer bürgerlichen Ordnung zu unterwerfen. Hier oben am Tree River, wo selbst im Hochsommer die Flüsse kaum von ihrer Eisdecke befreit werden, wo Eisbär, Moschusochsen und Polarfüchse sich ein Stelldichein geben, leben die Probleme der Welt anders aus, als in südlichen Zonen. Selbst die Tötung eines Menschen gilt bei den Coqmolloks nicht als ein Kapitalverbrechen. Sie ist sozusagen eine Privatangelegenheit, die ausschließlich zwischen den Familien der Betroffenen ausgetragen wird. Aber nach dem Gesetz darf auch ein Mord in der Arktis nicht ungesühnt bleiben — schon gar nicht, wenn ihm zwei Beamte der „Canadian Mounted Police", jener Polizei-Elitetruppe, die hier ihm Norden ihren Dienst tut, zum Opfer fielen. Und so rollte die Tragödie, die hier Todesopfer forderte, nun vor dem Tribunal ab, das, bestehend aus Richter, Geschworenen, Staatsanwalt und Verteidiger, sowie einem Stab von Beamten, begleitet von einer starken Polizeitruppe, wochenlang, in dicke Pelzdecken gehüllt, durch die Eiswüsten fuhr, um vor den Inuits der Coqmolloks sein Urteil zu sprechen.

Frauenmangel bei den Coqmollok-Eskimos

Die Vorgeschichte dieses Dramas läßt einen erschütternden Blick in eine schwer zu begreifende, von unserer himmelweit verschiedene Welt tun, die ihre eigenen, häufig aus der Not geborenen Sitten hat. Eine andauernde Hungersnot zwang die Eingeborenen am Tree-River jahrelang, eine große Anzahl der weiblichen Neugeborenen zu töten. Demselben grausamen Schicksal verfielen auch die Kranken und Greise, die man als unnütze Brotfresser betrachtete. Man hat damals wohl nicht an die Folgen einer solchen Brutalität gedacht, die in ihren vollen Ausmaßen niemals an die Ohren der zivilisierten Welt gedrungen ist. Heute, da 17 Jahre seit dieser gewaltsamen Geburtenbeschränkung vergangen sind, macht sich bei den Coqmolloks ein Mangel an heiratsfähigen Frauen bemerkbar. So steht im Mittelpunkt des arktischen Dramas der Kampf um eine Frau.

Tatamagaa, ein junger Eskimo, der sich vergebens nach einem Eheweib umgesehen hatte, begehrte die geschmeidige Kupak, die Frau seines Nachbarn. Er beschloß mit Hilfe seines Vetters Alikomiak, Kupaks Ehemann zu beseitigen und nahm Kupak, die Frau des Toten, in sein Zelt. Alikomiat beseitigte, um das Ehepaar nicht zu stören, auf Tatamagamas Wunsch das Baby der jungen Witwe Kupak und erhielt dafür ein Gewehr geschenkt. Die Verwandten des Ermordeten nahmen scheinbar den Vorfall ruhig hin, fanden aber heimlich einen Boten nach Fort Norman, der nächstgelegenen kanadischen Polizeistation, die 23 Tagereisen entfernt ist, um die Unterstützung der Behörde in diesem mysteriösen Fall zu erbitten.

Korporal Doak und Konstabler Woolams machten sich auf die gefahrvolle Reise. Man nahm sie nicht eben freundlich im Eskimodorf auf, aber man störte sie nicht bei ihren Untersuchungen. Bald hatten die beiden Beamten durch geschicktes Kreuzverhör die Bluttat in der Arktis aufgedeckt und sprachen die Verhaftung der beiden Täter aus, die ihnen scheinbar willig Folge leisteten und mit ihnen die Rückkehr nach Fort Norman antraten. Von dort aus sollten sie ins Untersuchungsgefängnis von Edmonton weiterbefördert werden. Die Gefangenen schienen sich mit ihrem Schicksal abgefunden zu haben. Als man aber eines Nachts in der Hütte eines Eskimos namens Taput, bei dem zufällig auch gerade Mr. Binder, ein englischer Agent der Hudsonbai-Gesellschaft, zu Besuch weilte, Quartier bezog, schoß Alikomiak die beiden Polizisten im Schlaf nieder. Die zwei Eskimos warteten sodann auf Mr. Binder, der ein nahegelegenes Seal-Camp besucht hatte, um auch diesen als gefährlichen Mitwisser der Vorgänge zu beseitigen.

Die Justiz gibt ein Schauspiel

Sie glaubten, daß ihr eingeborener Quartiergeber auf ihrer Seite stehe und weihten ihn in ihre Pläne ein. Der alte Eskimo schickte jedoch heimlich seinen Sohn dem ahnungslosen Mr. Binder entgegen, um ihn zu warnen. Der sandte von dem Seal-Camp aus einen Funkspruch nach Fort Norman, und da sich zufällig eine Polizeipatrouille in der Nähe befand, konnten Tatamagama und Alikomiak, die immer noch in der Hütte des alten Eskimos die Rückkehr des Pelzagenten erwarteten, gestellt und verhaftet werden. Sie hatten nicht einmal die Leichen der beiden Polizeibeamten beseitigt. In der Hütte des Eskimo Toyuk warfen die weiteren Weisungen der Behörden ab.

Die Regierung beschloß, ein Exempel zu statuieren. Man wollte mitten in der Arktis den Mordprozeß aufrollen, um den Naturmenschen im ewigen Eis zu zeigen, daß auch sie den Gesetzen des Staates unterstehen. So reiste das Schwurgericht von Edmonton 4000 Meilen weit bis zum Tree-River, um hier unter freiem Himmel und in Gegenwart des ganzen Stammes der Coqmollok seinen Spruch zu fällen. Es war ein seltsames Schauspiel, das seinen Eindruck auf die Gemüter der Eskimos nicht verfehlte. Wie nicht anders zu erwarten war, wurde nach fünftägiger Verhandlung ein zweifaches Todesurteil ausgesprochen. Dann trat das Gericht mit den beiden Verurteilten unter polizeilicher Bedeckung die Rückreise an. Das Urteil wird in Edmonton vollstreckt werden.

Lisette und der schöne Installateur

Ein verliebtes Zimmermädchen bohrte die Gasleitung an — „Ich liebe ihn und wollte ihn wiedersehen"

Liebe kennt keine Schranken! Den Beweis hierfür hat ein 16jähriges Zimmermädchen, das in der Rue de Rennes in Paris beschäftigt war, geliefert. Sie nahm die Möglichkeit, daß ein ganzes Haus in die Luft flog, auf sich und setzte auch ihr eigenes Leben aufs Spiel, nur um den Mann, den sie liebte, sehen zu können. Dabei ahnte dieser, seines Zeichens ein Installateur, nicht das Mindeste von den leidenschaftlichen Gefühlen der kleinen Lisette, die sich nun, die großen Augen voller Tränen, vor dem Gericht zu verantworten hatte.

Es begab sich in letzter Zeit im Hause des Rentierehepaares C. H., wo die niedliche kleine Lisette mit Besen und Staubsauger ihres Amtes waltete, erstaunlich oft, daß die Gasleitung defekt wurde. Als man das erste Mal dieses Uebel feststellte, rief man einen in der Nachbarschaft wohnenden Installateur herbei, der den Schaden rasch wieder heilte. Lisettes Herz aber ging stürmisch an zu schlagen, als sie den jungen stattlichen Handwerker sah, der ganz dem Bild ihrer Träume entsprach. Er ging ihr nicht mehr aus dem Sinn, und sie überlegte, was sie anstellen könnte, um ihn wiederzusehen.

Eva im Paradies betörte den Mann ihrer Wünsche mit einem Apfel. Die kleine Lisette nahm ein spitzes Messer zu Hilfe, mit dem sie die Gasleitung anbohrte. Das war der sicherste Weg, um den Installateur wiederzusehen, und in der Tat wurde der junge Handwerker auch logisch wieder gerufen, als am nächsten Morgen die ganze Wohnung von Gasgeruch erfüllt war. Leider lümmerte er sich keineswegs um das verliebte Zimmermädchen und sah scheinbar nicht wieder von ihnen, als die Arbeit beendet war. Aber Lisette ließ nicht locker. Immer wieder bohrte sie die Gasleitung an, um den Mann, der ihr Herz erfüllte, wiedersehen zu können. Bald rückte sie mit einer Schere, bald mit Hammer und Nagel der Gasleitung zuleibe, und man wunderte sich, daß der Schaden so oft eintrat. Schließlich wurde dem Installateur die Sache zu bunt. „Das ist nun die zehnte Gasausströmung, die sich bei Ihnen ereignet", sagte er zu dem Hausherrn." So etwas kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Es muß hier eine böswillige Beschädigung der Gasleitung vorliegen, die leicht zu einer Explosion führen kann."

Während man sich noch im ganzen Haus den Kopf zerbrach, wer solche verbrecherische Anschläge verüben könnte, erfüllte sich die Prophezeiung des Installateurs. Nachdem Lisette zum elften Male die Gasleitung angebohrt hatte, strömte soviel Gas aus, daß eine Explosion erfolgte, als sich der Bruder des Hausherrn nachts auf dem Korridor eine Zigarette anzündete. Zum Glück kam dabei niemand zu Schaden, nur die Wohnungseinrichtung wurde demoliert. Man rief die Polizei herbei. Weinend legte Lisette, die einem strengen Verhör unterzogen wurde, das Geständnis ab, die Explosion verschuldet zu haben. Man glaubte, eine jugendliche Mörderin, die ihre Arbeitgeber beseitigen wollte, entlarvt zu haben. Umso überraschter war man, als das Zimmermädchen ihr „Liebesdrama" enthüllte. „Der Installateur ist ein schöner Mann", schluchzte sie. „Ich liebe ihn und wollte ihn wiedersehen!" Und sie warf sich reumütig dem Richter zu Füßen und bat um Verzeihung. Man verurteilte Lisette mit Bewährungsfrist, und ihre Arbeitgeber erklärten sich bereit, sie zu behalten, wenn sie sich den Installateur aus dem Kopf schlage, der, wie die Gerichtsverhandlung ergab, glücklich verheiratet ist und selbst durch die Explosion in seiner ehelichen Treue nicht wankend wurde.

Hochzeit mit diplomatischen Folgen

Eine Verbindung zwischen dem iranischen und ägyptischen Herrscherhaus — Goldbarren als Mitgift

Eine Hochzeit, die zwei regierende Familien miteinander verbindet, kann allerlei heitle diplomatische Situationen herbeiführen. Die bevorstehende Vermählung des iranischen Kronprinzen mit der ältesten Schwester des Königs Farut von Aegypten verknüft zwei Länder miteinander, die sich des besonderen Interesses Englands erfreuen.

In dem Vertrag, in dem England Aegypten seine Unabhängigkeit zusicherte, wurde die Bestimmung getroffen, daß der britische Botschafter, der den früheren Hohen Kommissar ersetzte, unter den Diplomaten Kairos eine Sonderstellung einnehmen werde. Da alle übrigen Staaten bei der ägyptischen Regierung nur durch einen Gesandten vertreten sind, war der britische Botschafter ohnehin der Wortführer und Doven des diplomatischen Korps. Nun haben die Regierungen von Iran und Aegypten aus Anlaß der bevorstehenden Hochzeit beschlossen, als äußeres Zeichen der Verbundenheit zwischen beiden Ländern ihre diplomatischen Vertretungen in Teheran und Kairo zu Botschaften zu erheben. So ergibt sich die Tatsache, daß in Zukunft neben dem englischen Botschafter auch ein iranischer Botschafter in Erscheinung tritt. Letzterer wäre aber automatisch der erste Mann des diplomatischen Korps von Kairo, wenn der gegenwärtige britische Botschafter durch einen an Dienstjahren jüngeren Nachfolger ersetzt wird.

Diese Möglichkeit bereitet in London, wo man seine Sonderstellung in Kairo einzubüßen fürchtet, einiges Kopfzerbrechen. Auf den oben erwähnten Unabhängigkeitsvertrag pochend, hat England gegen die Errichtung der iranischen Botschaft in Kairo Einspruch erhoben. Man ist bereit, in Aegypten einen zweiten Botschafter zu „dulden" unter der Voraussetzung, daß der iranische Botschafter jeweils dann, wenn sein englischer Kollege aus Kairo abberufen wird, formell zurücktritt, bis der neue Vertreter Englands sein Amt angetreten und seine Vorzugsstellung als Doven des diplomatischen Korps wieder eingenommen hat. Erst dann soll der Vertreter des iranischen Reiches wieder seinen Posten übernehmen, damit er stets der „zweite Mann" bleibt.

Aegypten hat sich zu dieser Forderung noch nicht geäußert, die ja im Grunde genommen nur eine Formalität bleibt. Immerhin zeigt sich, daß eine orientalische Märchenheirat recht reale Folgen haben kann. Und eine Märchenheirat soll es im wahrsten Sinne des Wortes werden. Einen ganzen Monat werden die Festlichkeiten in Kairo und Teheran andauern. Das junge Paar aber wird durch beide Länder eine ausgedehnte Hochzeitsreise unternehmen, ehe es in das schimmernde Marmorpalais von Teheran, das seinen künftigen Wohnsitz bildet, einzieht. Selten hat eine Braut im 20. Jahrhundert eine derartige Mitgift erhalten, wie sie Prinzessin Fawsia ihr eigen nennt. Hunderte von Kisten mit Goldbarren im Werte von zwei Millionen Pfund sind das Hochzeitsgeschenk, das ihr das ägyptische Königshaus mit auf den Weg gibt. Zweihundert Schrankkoffer enthalten die kostbaren Kleider, Pelze und sonstigen Garderobenstücke der zukünftigen Kaiserin des Iran.

Kronprinz Mohamed Reza Schahpur wird seine Braut persönlich in Kairo abholen. König Farut wird ihn in seiner Privatjacht in Beirut empfangen. Dann erfolgt die Abreise des jungen Paares, das von der ägyptischen Königinmutter Nazli begleitet wird. Auf dem Seewege geht es bis nach Bendar Schapur und von dort aus mit einem Sonderzug nach Teheran.

Der Tod
in Hausschuhen

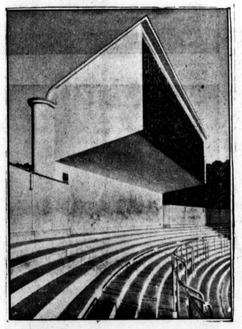
Auch in seinen vier Wänden kann man verunglücken – Explosion durch eine Maus

Wenn man amerikanischen Statistiken Glauben schenken darf, dann ist es 166 mal so gefährlich, in bequemen Hausschuhen zwischen den vier Wänden zu sitzen, wie in einem Passagierflugzeug zu reisen. Im vergangenen Jahr haben über fünf Millionen Einwohner der Vereinigten Staaten einen Unfall im eigenen Heim erlitten, während von den 561 000 Fluggästen des Jahres nur 157 einen Unfall erlebten. Während also jeder 24. Mensch in seinem Hause auf irgendeine Weise zu Schaden kam, wurde nur jeder 3 184. Luftreisende in einen Unfall verwickelt.

Auf welch seltsame Weise man in seinen vier Wänden verunglücken kann, erzählen uns die Akten der größten amerikanischen Versicherungsgesellschaft. So gilt eine Mrs. Barker in Fort Wayne im Staate Indiana in der Badewanne aus, als sie auf ein Stück Seife trat, und stürzte durch das nahe offene Fenster bei dem Versuch, sich festzuhalten, aus dem dritten Stock auf das Straßenpflaster. Dem kleinen Jonny Andrejs aus Chicago wollten es die Eltern aus Angst vor den Gefahren des Großstadtverkehrs nicht erlauben, mit dem Fahrrad auf der Straße spazieren zu fahren. Jonny benützte daher das große flache Dach des Sternhauses als Radfahrweg. Plötzlich verlor er die Gewalt über das Rad und fuhr gerade an jener Stelle über den Rand des Daches, wo in der vergangenen Nacht ein Stück des Schutzgitters heruntergebrochen war.

Eine kleine Maus gab den Anstoß, daß ein ganzes Haus in die Luft flog. Eine Familie in Kentucky machte Jagd auf diese Maus, die man in der Speisekammer entdeckt hatte. Das verängstigte Tier schlüpfte schließlich in ein Ausgußrohr, das seit Jahren nicht mehr benützt worden war. Die Hausfrau stieß mit dem glühenden Schürhaken in das Rohr hinein, um die Maus zu töten. Sie wußte nicht, daß ihr Mann, ein Anarchist, dort Sprengstoffe versteckt hatte. Die augenblicklich eintretende Explosion sprengte das ganze Haus in die Luft und forderte 14 Todesopfer. Auf sehr merkwürdige Weise kam ein kalifornischer Plantagenbesitzer namens George Howard in seinem Schaukelstuhl um sein Leben. Er saß gemütlich vor seinem Hause, als ein Kraftwagen in rasendem Tempo vorüberfuhr. Eines der Räder erfaßte einen etwa taubeneigroßen Stein, der mit großer Wucht gegen die Schläfe des Mr. Howard geschleudert wurde. Vor den Augen seiner Frau sank der Unglückliche tot zu Boden.

In Los Angeles wollte ein junger Mann seinem Leben ein Ende bereiten und drehte zu diesem Zweck den Gashahn auf. Als leidenschaftlicher Raucher erwartete er den Tod mit einer brennenden Zigarette. Die Folge war eine Explosion, die ihn durch die Zimmerwand in die Nachbarswohnung schleuderte. Im Sturz verletzte er ein friedlich spielendes Kind. Er selbst kam mit einigen Quetschungen davon. Nachdem er einen nicht unerheblichen Betrag als Schadenersatz entrichtet hatte, aab der junge Mann seine Selbstmordabsichten auf. Weniger harmlos verlief ein Unglücksfall, dem Mr. Crawford, ein Architekt aus Kansas City, zum Opfer fiel. Er stellte eines Morgens fest, daß infolge des starken Frostes die Wasserleitung eingefroren war. Mit einer Lötlampe ging er, der sein Leben lang Häuser gebaut hatte, daran, das Eis im Wasserleitungsrohr aufzutauen. Unglücklicherweise irrte er sich und hielt die Lötlampe nicht an die Wasserleitung, sondern an die Gasleitung. Das merkte er selber erst, als das Haus in die Luft flog.



Das Olympia-Stadion in Helsinki
Die große Anzeigetafel, auf die sich im nächsten Jahr Tausende von Augenpaaren richten werden. (Schirner, Zander-Multiplex-K.)

Innsbrück
DAS HERZ TIROLS

Kleine Tiroler Geschichten

In dem ruhm- und blutreichen Jahre 1809, in dem Tirol auftrand und die napoleonischen Heere immer wieder aus dem Land hinauswarf, geschah Vieles an Heldentum, Tapferkeit, Selbstaufopferung. Es geschahen aber natürlich auch viele andere Dinge, neben dem großen Geschehen lief das kleine einher, oft einfach und schlicht, manchesmal rührend und lächerlich, und auch wiederum furchtbar und grausam. Es sind zumeist vergessene Geschichten, aus vergilbenen Büchern genommen, die nicht mehr gelesen werden, aber auch aus materien, aus Schriften und Aufsätzen, die nur mehr schwer zugänglich sind. Die kleinen Geschichten dürften umsomehr interessieren, weil sich der Tag jährt, an dem die Ostmark ins Reich heimkehrte.

*

Im Innsbrucker Hofgarten stobt seit altersher ein Musikpavillon, in dem im Sommer die Militärkapelle mehrmals in der Woche Konzerte zu geben pflegt. Die Legende will wissen, daß dieser heiterlustige Pavillon im Jahre neun zu einer nächtlichen Stunde als Hinrichtungsstätte gedient habe und daß unter ihm der Hingerichtete auch eingescharrt sei. Das Opfer soll ein sächsischer Oberst gewesen sein, dem in der dritten Berg Isel-Schlacht am 18. und 14. August seine Bataillone den Gehorsam versagten und sich weigerten, noch einmal zum Sturm gegliedert zu werden. Der Oberst sei in der darauffolgenden Nacht eben in diesem Musikpavillon enthauptet worden, und zur Zeit, als der Vorfall im Jahre 1886 in der „Volks- und Schützenzeitung" erzählt wurde, soll es auch noch einen Augenzeugen gegeben haben, der in jener Nacht gerade durch den Hofgarten ging, als er durch das Tor vom Rennplatz her eine Abteilung Kavalleristen mit gezogenen Säbeln zu Fuß kommen sah, in der Mitte der Oberst. Der verspätete Spaziergänger versteckte sich und sah dann, wie die blutige Tat vollbracht wurde.

*

Im allgemeinen hielten die französischen Generale auf strenge Mannszucht, und es wurden wegen Exzesse und Plünderungen genug Soldaten füsiliert. So hieß es wenigstens, aber die argwöhnischen Tiroler bohmpieten, daß man ihnen dies nur vorspiegele und daß sie den angeblich Erschossenen später oft wieder begegnet seien. Einst beschwerte sich ein Geistlicher bei dem französischen Kommandanten über Erpressungen seiner Soldaten. „Ich lasse sie sogleich erschießen!" sagte der General. „Damit ist nicht geholfen", erwiderte der Pfarrer, „wenn Sie mir Genugtuung schaffen wollen, so erlauben Sie, daß ich die Kerle selbst erschießen darf." — Wie? Sie, ein Geistlicher, wollen das?" fragte der General erstaunt. „Nun ja", sagte der Pfarrer, „ich würde mich nur in einem solchen Falle vor ihnen sicher fühlen." Der General ließ es aber doch nicht darauf ankommen, denn der Pfarrer sah ganz darnach aus, daß er Ernst machen könnte.

*

Die Bayern hatten einen General, Reckberg, der sich durch ganz besondere Zerstreutheit auszeichnete. Im November, als das aufständige Tirol erschüttert zusammensank, rückte er in Kufstein ein und gab Befehl, den Ort in Brand zu stecken. Inzwischen begab er sich in ein Wirtshaus und machte es sich dort so bequem, als ob er auf einer Landpartie wäre. Langsam wurde es ihm zu kalt in der Stube, und er verlangte, daß eingeheizt werden solle. Der Hausknecht meinte, daß ohnehin schon das ganze Dorf in Flammen stehe und daß es nun auch bald hier warm genug sein werde. Der General blieb aber bei seinem Verlangen und rief: „Ich will Feuer!" Erst nach einigen Stunden, als schon der größte Teil des Ortes vernichtet war, brach der feuerflüchtige General auf und hatte gerade noch Zeit, aus den Gassen herauszukommen und nach Telfs zu ziehen.

*

Vom 16. August bis 21. Oktober herrschte in der Innsbrucker Hofburg das Bauernregiment, und Andreas Hofer, bisher Oberkommandierender, war nun auch Regent des Landes, „im Namen des Kaisers", wie er stets versicherte. Mit allen möglichen Anliegen kam man zu ihm, eines der drolligsten war jenes, von dem der Priester Danzl, einer seiner Berater erzählt. Er kam zu Andreas Hofer und fand ihn gerade in übelster Laune, weil er sich einer kleinen Unpäßlichkeit wegen Ader gelassen hatte und eben im Begriffe war, eine sogenannte Kreuzscheitsandienz vorzunehmen. Vier Personen waren die Parteien, ein Bauer, sein Weib, ein Knecht, eine Magd. Alle bezichtigten einander unerlaubter Beziehungen, es war kein Ehebruch mehr, sondern schon ein Quartett. Die vier schrieen durcheinander, da wurde es Andreas Hofer endlich zu dumm, und er schrie auch: „Schamts enk nit, ös Fackn (Schweine)! Fackn seids alle viere. Is jatz dös a Streit? Seids ös Christen? Lumpenjust seids! Wie tiets denn ös beichen? Marschiert enk, amb wenns mir no amal mit solchen Fackereien kemmt, laß i enk alle vier einsperrn. Marsch fort, geht mir ausm Gsicht, ös Saumagen!"

*

Im Pariser Kriegsarchiv liegt ein Bericht des Marschalls Lefebre, am 19. August, dem Tag vor der dritten Berg Isel-Schlacht, an Napoleon erstattet. Der Marschall schreibt darin: „Es ist also gesagt, daß ich meinen ersten Rückzug im Leben vor rasenden Bauern antreten mußte . . . Diese Wilden in Tirol sitzogen mit rasendem Geschrei ins Inntal herniider, das Kruzifix an der Spitze, mit ihren Priestern, rasend wie die Tiger. Ich erwarte Ihre Befehle, Majestät, auch wenn ich mich unter den Ruinen Innsbrucks begraben lassen muß . . . Sire, lassen Sie ab, mich diesen Revolutionskampf führen zu müssen." Die Legende will wissen, daß Napoleon, als der Marschall nach dem verunglückten Feldzug zu ihm gekommen war, ihn mit der Frage begrüßt habe: „Nun, Herr Marschall, haben Sie von den Tirolern Kriegstaktik gelernt?"

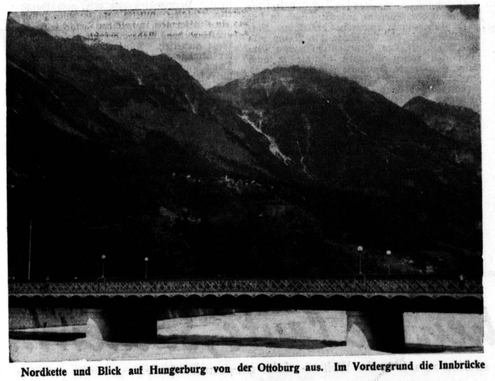
*

Im Februar 1810 wurde Tirol aufs neue verteilt und noch mehr gerissen, als es schon früher war. Nordtirol kam an Bayern zurück, Südtirol an Italien und der östliche Landesteil an das Königreich Illyrien. Da fragte General Marigrelich eine Wirtstochter, ob ihr nicht leid tue, von Bayern getrennt zu werden. Die gute Frau aber erwiderte: „Wir werden jetzt türisch(!), und die Leute sagen, türisch oder tamrisch, das sei alles eine Suppe."

Eine ähnliche Antwort wurde dem bayrischen Kronprinzen zuteil, der nach der Kriegszeit, als Napoleon endgültig besiegt und Tirol Oesterreich wieder zurückgegeben war, einmal auf einer Reise nach Italien eine Stunde vor Innsbruck ausstieg und einen ihm von früher bekannten Fußweg nach der Stadt einschlug. Da begegnete ihm ein Bauer, den er fragte, ob die Tiroler nun mit dem Kaiser zufriedener wären als mit dem König von Bayern. Der Bauer, der den Prinzen nicht kannte, antwortete treuherzig: „Es ist halt a Schwanz wie der ander!"

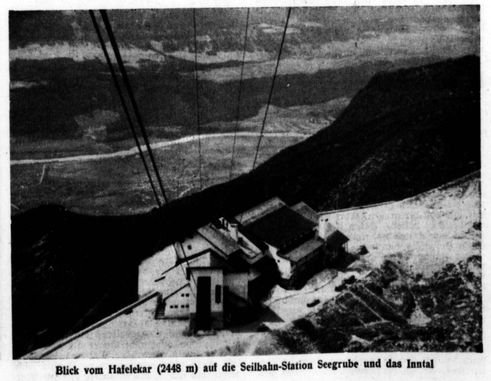
Hugo Greinz

Das berühmte Barockhaus in Innsbruck
Es ist eines der herrlichsten seiner Art (4 Fotos: Theo Gockel)



Nordkette und Blick auf Hungerburg von der Ottoburg aus. Im Vordergrund die Innbrücke

Alt-Innsbruck vom Stadtturm aus — eine allerliebste Idylle



Blick vom Hafelekar (2448 m) auf die Seilbahn-Station Seegrube und das Inntal

Abenteuer im tropischen Urwald

10. Fortsetzung

Flirten völlig unangebracht

Vom Matto Grosso über Chile nach Cayenne

Erlebnisse aus fünf abenteuerlichen Jahren, geschildert von F. W. Dinger

Was hält man davon?

Was die Angaben von Hermann C. Becker betrifft, so lassen sie die folgende Konstruktion zu: Fawcett suchte die verfallenen Bauzeugen einer alten Indianerkultur. Er wandte sich nach den Ausläufern, die Dyott von den Eingeborenen am Kulanefluß gemacht wurden, in fünf zweifelfrei beobachteten Tagesmärschen landeinwärts. Kaum 200 Kilometer von seinem Aufbruchplatz entfernt führt ein kleiner Fluß nordwestlich in den Rio das tres Barras. Es ist denkbar, daß Fawcett am sechsten Marschtag das ufer dieses Wasserlaufs erreicht hat, und daß in der Flußniederung der Rauch seines sechsten Lagerfeuers dem Dyottschen Indianerstamm daher verborgen bleiben mußte. Wenn aber Fawcett diesen Nebenfluß ungehindert erreicht haben sollte, dann wird er auch unschwer am Wasser oder auf dem Fluß weiter gekommen sein. Genau auf dem zehnten Breitengrad aber, den Fawcett und seine beiden Begleiter in wenigen Tagen auf diese Weise erreichen konnten, mündet — von Westen kommend — ein zweiter Nebenfluß in den Rio das tres Barras. Fawcett, der sich an dieser Stelle angesichts am Ziel seiner Forschungsfahrt glaubte, zumal er selbst diesen Bezirk als die Wiege der Indianerkultur bezeichnet hatte, wird sich zwanglos dem Nebenfluß hinauf gegeben haben. Diesen Weg nahmen auch Becker und sein Freund Fred, als sie den Rio das tres Barras auf dem 10. Breitengrad verließen.

Nur wenig vom Unterlauf dieses Nebenflusses entfernt fließt der Curuna nordwärts dem Xingu zu, der sich mit dem Lingu vereinigt und im Amazonenstrom endet. Es blieb Fawcett, sollte er mit oder ohne Erfolg sein Ziel erreicht haben, nichts anderes übrig, als auf dem Curuna nach Norden und zurück in die Zivilisation zu fahren. Auf dieser Heimreise kann er dann in die Gefangenschaft von Indianern geraten sein, die seinen Sohn und den andern Begleiter vielleicht töteten, falls diese beiden nicht schon vorher an Erschöpfung zugrunde gegangen waren.

Becker findet für den Aufenthalt des Engländers am Rio Curuna die folgende Erklärung: Fawcett hütete sich ängstlich, uns zu verraten, von wem seine Plantage in Wirklichkeit in Ordnung gehalten wurde. Wir sahen so viele Brandstellen verwittert, daß wir kein Zweifel mehr in das Vorhandensein von einheborenen Hilfsarbeitern gesetzt werden konnte. Wir nahmen aus diesem Grunde an, daß Fawcett bei diesen notwendigerweise etwas von Fluß entfernt wohnenden Indianern als ein höheres Wesen galt, dem sie dienten. Es kann sein, daß er eine Zusammenkunft zwischen uns und den Indianern vermeiden wollte, um seinen Nimbus bei den Indianern, die bestimmt noch nie einen Weißen außer Fawcett gesehen hatten, nicht zu zerstören. Das klingt vielleicht romanhaft; aber Fred und ich wußten aus eigner Erfahrung, daß es leicht ist, sich bei den Indianern der abholuten Wildnis Respekt zu verschaffen, falls sie nicht von Anfang an gleich als Sklaveren gedacht haben.

Fawcett wird vermutlich aus Erbitterung und aus Leid um das Ende seines Sohnes in einen Zustand von geistiger Umnachtung verfallen sein, der nur noch selten von lichten Augenblicken unterbrochen werden dürfte. Diese normalen Zustände sind aber zu kurz, um zu großen Rückkehr-Entschlüssen anzuspornen. Nun aus seiner Wildnis herauszukommen, dürfte nur einer kleinen Expedition möglich sein, die den zahlreichen Stromschnellen und Wasserfällen des Xingu-Juruh-Curuna ohne erhebliches Zeitverlust auszuweichen imstande ist. Lobt Fawcett heute noch — ich zweifle nicht daran —, so wäre seine „Rettung" durch eine solch kleine und schnelle Expedition nicht nur denkbar, sondern durchaus sicher.

Der Weg nach Cayenne

Nach unserer langen Unterhaltung über Fawcett setzte Becker seine Erzählung fort und schilderte die letzte Etappe seiner Reise, die ohne nennenswerte Zwischenfälle und Ereignisse von Fawcetts Lieblingsfluß Fawcett über die Flüsse zum Amazonas hin bis Belem do Para verlief. Er fuhr dann fort:

In Belem do Para schloß sich uns ein finnischer Schriftsteller mit Namen Hakan Mörne an. Er wollte etwas erleben und glaubte, in uns die Richtigen gefunden zu haben, nachdem wir ihm von dem großen Jaguar durch die Wildnis berichtet hatten. Hakan ließ sein größeres Gepäck zurück und nahm außer einem greulichen Halbaffen nur wenig mit.

Die Zusammenkunft mit Hakan hatte für uns zur Folge, daß nun plötzlich auch ein paar Geschichten mit Frauen begannen. Wir waren dank unserer Kenntnis der südamerikanischen Sitten dabei äußerst vorsichtig, aber Hakan, ein unerfahrener Tropenneuling flirtete unbesümmert und wedte dadurch die gefährliche Eifersucht gewisser Männer von Belem do Para. In Vigia, wohin wir uns dann wandten, machte er es ebenso. Sein Verhalten trieb mich zur Nachahmung, und so wurde aus dem harmlosen Fluß, den ich der Tochter des Potefea gab, am andern Abend im Beisein der Eltern eine förmliche Verlobung. Hakan und Fred aber waren noch schlimmer dran, weil sie sich für junge Damen interessiert hatten, die bereits, wie man so sagt, in festen Händen waren. Bedrohliche Anzeichen sprachen dafür, daß wir für unsre leichtsinnigen Liebesabenteuer von den diesbezüglichen Sennhores gewaltig verprügelt werden sollten. Wir kamen ihrer verständlichen Rache zuvor, indem wir in der Nacht ausrissen und uns auf dem von Hakan in Belem erworbenen Segelbötchen im Küstenwasser des Amazonas hinaustreiben ließen.

Hakan feierte unsre geglückte Flucht mit einer unheimlichen Menge Schnaps und half uns als geborener Segler nur beim Steuern, nicht aber beim Entleeren des Bootes, das immer mehr vom eindringenden Wasser heruntergedrückt wurde. Die Lage wurde bedrohlich, als sich zum Ueberfluß auch noch einer jener berüchtigten Wasserberge, für die es noch keine wissenschaftliche Erklärung gibt, in die Flußmündung hineinwälzte und uns hilflos wieder stromauf trieb. Ohne die aufopfernde Arbeit einiger Fischer, die uns mit ihrem Boot Rettung brachte, wären wir verloren gewesen. Bloß Hakans Aeffchen mußte bei dieser Fahrt sein Leben lassen.

Freiwilliger Küstenbummel zur Teufelsinsel

Wir trieben uns wochenlang im Mündungsgebiet des Amazonas umher und beschlossen dann auf Vorschlag Hankens, der Küste entlang zu segeln, um nach Französisch-Guyana zu kommen, wo Hakan als Schriftsteller die Erlaubnis zur Besichtigung der Strafgefangenen-Kolonie Cayenne zu erlangen hoffte. Es war eine wundervolle Zeit des Bummelns. Die Tage waren herrlich blau und trotz der Aequatornähe recht erfrischend. Hin und wieder gingen wir ans Festland. Ich erinnere mich noch des Tages vor unsrer Ankunft an der Ovapokmündung. Wir hatten nichts gejagt und waren ziemlich ratlos. Da sahen wir einen regelrechten Wald von Flamingos vor uns. Aber dieses Heer hatte Wachtposten ausgestellt und ließ uns nicht näher als 50 Meter heran. Plötzlich setzten die Tiere zum Flug an, und eine rosarote Wolke verdunkelte im nächsten Augenblick die Sonne. Es war ein unbeschreiblich und einzigartiger Anblick.

Am Abend fanden wir in einer verlassenen Hütte eine zerfallene Fitterne und waren heilfroh, als wir mit einem heraufgezogenen Weißreimer auch unsäßig eine Riesenfritze gefischt hatten. So gab es zum Abendessen Reis. mit Kröte. Hakan wußte nichts von der seltsamen Zusammenstellung unsers Mahls und aß munter mit. Uns zwei alten Wilden machte eine Kröte absolut nichts aus. Sie sättigte und schmeckte nicht mal schlecht.

In Foz de Oyapok verbrachten wir lustige Tage mit den Grenzsoldaten, die uns im Militärboot nach Saint Georges fuhren, wo wir den Dampfer nach Cayenne bestiegen. Wir hatten das Glück einer Fischerfamilie geschenkt und unsre Waffen der Vorschrift entsprechend, daß nach Guyana keine Waffen mitgebracht werden dürfen, verkauft.

Unsre Pässe, die in La Paz ausgestellt und uns nach Belem nachgeschickt worden waren, erweckten nicht das Mißtrauen der Gendarmerie von Cayenne. Sie wurden anstandslos gestempelt. Aber dann fragte man uns nach dem Zweck unsrer Reise. Wir wären Pflastinder und wollten nach Saramaribo hinauf, erklärten wir unschuldig. Der wachthabende Offizier führte daraufhin ein Telefongespräch mit dem Büro des Gouverneurs und forderte uns auf, am Nachmittag im Gouvernementsgebäude vorzusprechen.

Das neue Cayenne leuchtete uns mit freundlicher Miene an: aber die Mistadt mit ihren verbreckten Häusern und Gassen, ihren lepratranken Aussätzenden, den abgemergelten, tierhaft dahinlebenden Strafgefangenen, die sich wegen guter Fischerei frei bewegen dürfen, und den verwahrlosten Weibern gab uns einen Begriff von der wirklichen Hölle Südamerikas, die nicht in Brasilien, sondern in Cayenne liegt.

Otto Jentsch - Nummer 14 118

Im stark bewachten Palast des Gouverneurs halten wir durch einige glückliche Umstände Gelegenheit, ganz kurz den Bibliothekar zu sprechen, einen bereits seit zwanzig Jahren dort festgehaltenen Sträfling, der, wie er uns rasch erzählte, im Verlauf einer Eifersuchtstragödie, bei der er den Geliebten seiner Frau erschossen hatte, zu 15 Jahren Cayenne verurteilt worden war. Die Tat geschah in einem französischen Hafen. Der Täter, der vor uns stand und eigentlich nur noch ein Gerippe mit lederartigem Fell war, stammte aus Dresden-Blasewitz. Er hieß Otto Jentsch. Seine Nummer war 14 118. Er hatte die Bibliothek von Cayenne aufgebaut und in fast zwei Jahrzehnten mehrere dickleibige Manuskripte über die Geschichte, die Natur und die Wirtschaft von Französisch-Guyana verfaßt. In freien Stunden schnitze er auch kleine Kunstwerke, Amulette aus Haifisch- und Krokodilzähnen. Die Nahrung, auf die er Anspruch hatte, bestand morgens und abends aus Schwarzen Kaffee mit Brot und mittags aus Bohnen mit fünfzig Gramm Fleisch.

Die Erlaubnis zur Besichtigung der Sträflingskolonie, einer vorgelagerten Insel, bekamen wir nicht. Wohl wurde uns gestattet, das Ufer der Insel de Salut zu betreten, das heißt, die Anlegestelle mit dem einzig sichtbaren Gebäude, dem Wachhaus der Teufelsinsel. Mehr von diesem Mißerfolg sehr beeindruckt; wir trösteten ihn aber mit einigen Aufnahmen, die wir trotz strengen Verbots mit seinem Apparat heimlich gemacht hatten. Es konnte es doch nach einen Bildbericht für seine finnische Zeitschrift liefern. Es war uns u. a. gelungen, einen Zug von etwa hundert Sträflingen zu beobachten und zu knipsen, die nach vierzehntägiger harter Urwaldarbeit in gerwelten nicht das Mißtrauen der Gendarmerie von Cayenne. Sie wurden anstandslos geltemvelt. Aber dann fragte man uns nach dem Zweck unsrer Reise. Wir wären Pflastinder und wollten nach Saramaribo hinauf, erklärten wir unschuldig. Der wachthabende Offizier führte daraufhin ein Telefongespräch mit dem Büro des Gouverneurs und forderte uns auf, am Nachmittag im Gouvernementsgebäude vorzusprechen.

Das neue Cayenne leuchtete uns mit freundlicher Miene an: aber die Mistadt mit ihren verbreckten Häusern und Gassen, ihren lepratranken Aussätzenden, den abgemergelten, tierhaft dahinlebenden Strafgefangenen, die sich wegen guter Fischerei frei bewegen dürfen, und den verwahrlosten Weibern gab uns einen Begriff von der wirklichen Hölle Südamerikas, die nicht in Brasilien, sondern in Cayenne liegt.

Transradio setzt den Schlußstrich darunter

In einem solchen Falle weiß man auf einmal wieder um die Bande, die eine Familie umschlingen. Als Bittender mußte ich mich an die Eltern wenden, zu denen ich als gemachter Mann wieder hatte zurückkehren wollen. Ein Funkspruch ging zu einem entfernten Verwandten von mir nach Nordamerika. Dieser fakelte nach Köln-Wilhelm. Mein Vater ließ sofort das erforderliche Geld und noch etwas mehr auf kinkentelegraphischem Wege anweisen. Fünf Stunden später hatte der herzlose Bursche von Arzt seine Dollars. Dann bequemte er sich zur operativen Behandlung des Zahnleidens.

Der Gruß der Heimat, der mir in der nüchternen Form einer Geldüberweisung durch Radiogramm gesandt worden war, entzündete in meinem Herzen den Wunsch des Heimwehs. Was alle Gefahren in der Wildnis nicht bewirkt hatten, diese von meinem Vater veranlaßten Funkworte vermochten es, daß ich auf einmal das Bild meiner Heimat mit fünf Jahren erzog, und mir der Sehnsucht bewußt wurde, die mich bei einer Weiterführung dieses Zufallsdenens nicht mehr loslassen würde.

Es war genug.

Drei Freunde trennten sich.

Drei Schiffe verließen die Insel Martinique.

— Ende —

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Bei einer der letzten Sitzungen des englischen Unterhauses wies Premierminister Chamberlain auf den bevorstehenden Besuch des französischen Staatspräsidenten Lebrun in London hin. Die Unterhausmitglieder seien herzlichst eingeladen, an dem offiziellen Empfang teilzunehmen und man bitte sie, „in Begleitung einer Lady" zu erscheinen. Diese Aufforderung löste ein herzliches Gelächter aus, aber sogleich ergossen mehrere weibliche Abgeordnete auf, die erklärten, es sei ein Skandal, daß man sie, die doch ebenfalls „Ladies" seien, nicht auch zur Teilnahme an dem Empfang einlade. Einen Augenblick schwieg Chamberlain, dann fragte er mit ironischem Lächeln: „Muß ich vielleicht die Damen vom Parlament auffordern, einen Mann mitzubringen?" Da rief ein Vertreter der Konservativen brummig dazwischen: „Sie werden keinen finden!" Ein Lachsturm tobte über das Unterhaus hinweg, und es dauerte eine geraume Weile, ehe Chamberlain seine Rede fortsetzen konnte.

*

Als Mr. Berg die Ehe mit der hübschen Jennie Boles einging, mußte er einen Vertrag unterschreiben, der angeblich die Garantie für eine glückliche Ehe bieten sollte. Dieses waren die acht Regeln, denen sich der Ehemann zu unterwerfen hatte: Erstens durfte er nicht das Haus ohne Jennies Erlaubnis verlassen. Zweitens durfte er selbst mit Genehmigung nicht länger als eine halbe Stunde allein fortgehen. Drittens durfte er sein Auto nicht benutzen, wenn Jennie nicht neben ihm saß. Viertens durfte er seine Mutter nur mit Zustimmung seiner Frau besuchen. Fünftens mußte er Jennie Einblick in seine geschäftlichen Transaktionen gewähren und ihr sofortigen Vollmacht über sein Bankkonto einräumen und sonstens mußte er den Hausmeisdiener aus seiner Jungagsellenzeit entlassen, achtens aus sämtlichen Klubs, deren Mitglied er war, austreten. Mr. Berg muß sehr verliebt gewesen sein, daß er diesen Vertrag, der ihn erbarmungslos zum Pantoffelsticker machte, unterschrieb. Aber nach fünf leidenschaften Jahren hat er eines Tages nicht nur den Vertrag, sondern auch das Nasenbein seiner Frau gebrochen. Damit war es mit dem garantierten „ehelichen Glück" vorbei, und der Scheidsrichter waltete seines Amtes, nicht ohne dem grausamen Mr. Berg die alleinige Schuld zuzusprechen.

*

Das Lenham-Hospital in der englischen Grafschaft Kent ist in peinlicher Verlegenheit. Es fanden keine Pflegerinnen und mußte nun an das Innenministerium den Antrag stellen, Ausländerinnen als Krankenschwestern zu beschäftigen. Und warum will keine englische Kurse ins Lenham-Hospital? Ganz einfach! Man höre und staune: weil sich kein Kino in der Nähe der Klinik befindet. Nicht weniger als zehn Meilen muß man zurücklegen, um Clark Gable und Robert Taylor spielen zu sehen, und unter Umständen ziehen es die jungen Pflegerinnen vor, in der Stadt zu bleiben. Auf eine Zeitungsanzeige, in der Schwestern, die sich nichts aus Kinobesuchen machen, gesucht wurden, meldete sich nur eine einzige Bewerberin. Man sieht, wie weit die Einflüsse der Weltmacht Film reichen. Da man aber für die Krankenschwestern des Lenham-Hospitals nicht eigens ein Kino aufmachen kann, bleibt nichts anderes übrig, als dafür einzutreten, daß einige Ausländerinnen Arbeitserlaubnis erhalten, um die Klinik von ihrem Personalmangel zu befreien.

*

Ein geschickter Geschäftsmacher hat ganz Newyork in Verwirrung gebracht und den oberen Tausend ihre Rube geraubt. Niemand vermag zu sagen, auf welche Weise Mr. Jerrafuson zu den Besitz der Geheimnummern gelangt ist, mit denen die Newyorker Millionäre ihr Telephon vor unerwünschten Anrufen schützen. Auf alle Fälle müssen sie sämtlich ihre Nummern neuerdings bei Mr. Jerrafuson konnte man gegen angemessenes Honorar jede gewünschte Geheimnummer erhalten. Das brach sich unter den Interessenten sehr schnell herum, und so erwies sich der Handel, den Jerrafuson mit geheimgehaltenen Telefonnummern trieb, als recht einträglich. Die Millionäre aber wurden von früh bis spät mit Anrufen von Bittstellern, geldbedürftigen Leuten und Erpressern heimgesucht, bis sie völlig verzweifelt die Polizei alarmierten. Man deckte zwar das seltsame Geschäftsunternehmen Mr. Jerrafusons auf, konnte ihm aber nichts anhaben, da es selbst für Geheimanschlüsse keinen gesetzlichen Schutz gibt. So blieb nichts anderes übrig, als die Geheimnummern von Newyork umzuändern.

Xaver Xanten

Copyright 1936 by A. H. Payne-Verlag, Leipzig

9. FORTSETZUNG

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

Sekundenlang wurde das Jungmädchengesicht wieder ernst. Ihre Augen richteten sich groß und ohne Bewegung in eine Ecke, als sähe sie dort allerlei unvergessene Bilder auftauchen. Aber das ging rasch vorüber. Lilly schüttelte das Köpfchen, daß ihre kurzen Haare lustig flogen.

„Nun ja! Er hat es nicht anders gewollt! Die andere gefällt ihm wohl besser! Wollen wir nicht einmal tanzen?"

Tanzen? Artur Pohland hätte fast aufgelacht. Um zu tanzen war er weiß Gott nicht hier herausgefahren. Aber man saß da in einem Gartensaal am Wasser, hatte einen weißgedeckten Tisch mit einer verlockend glänzenden Flasche Wein zwischen sich stehen, und auf dem Parkett des Saales tangten junge Paare ihren Slow Fox.

Warum sollte man also schließlich nicht auch einmal tanzen? Doktor Pohland erhob sich, und die kleine Lilly glitt mit einem beseligten Lächeln an seine Brust.

„Wissen Sie, was hat ein armes Ding, wie ich, viel anderes vom Leben, als das bißchen Tanzen?" flüsterte sie nach.

Dann gab sie sich mit halbgeschlossenen Augen ihrem „Vergnügen" hin.

Artur Pohland betrachtete sie während des Tanzes bisweilen lächelnd von der Seite. Wie hübsch sie ist, dachte er. Wie fein dieses kecke Näschen da ragt. Und dieser Schmelz der jungen Lippen.

Du bist ein Esel, Peter Karic! dachte er weiter. Und damit war er wieder ganz bei der Sache.

Na, weiß Gott, allzuviel hatte er noch nicht erfahren, was ihm irgendwie dienlich sein könnte. Ich muß die Kleine viel energischer ausfragen! nahm er sich vor.

Aber gerade in diesem Augenblick bog sich Lilly während des Tanzens ein wenig ab von ihm und schaute ihn mit weiten Augen an.

„Nicht wahr, Sie sind verheiratet?"

Artur lachte. „Wie kommen Sie darauf?"

„Ach — ich weiß das! Alle netten Männer sind verheiratet! Oder zum mindesten fest vergeben! Und Sie — sind so anders, wie alle die jungen Kerlchen hier!"

Der schlanke Mädchenkörper war plötzlich wieder ganz nahe an Artur.

Und Lilly war, als man wieder am Tische saß, seltsam verändert. Sie mied Arturs Blick. Es sah aus, als schäme sie sich. Als bereue sie irgend etwas.

Sie drängte sogar mit einem Male zur Heimfahrt. Artur Pohland widersprach ihr nicht.

Man ging und nahm wieder im Auto Platz.

Aber als der Wagen noch keine fünf Minuten gefahren war, fühlte Artur Pohland plötzlich einen Arm der Lilly um seinen Nacken. Sie weinte, die arme Lilly aus der Grünauer Straße, sie schluchzte haltlos.

Artur ließ den Wagen langsam ausrollen und hielt. „Aber liebes Fräulein Lilly . . ." begann er taktend zu fragen.

„Ach lassen Sie mich! Ich kann nichts dafür. Ich weine nun mal. Weil — alles schon wieder zu Ende ist. Und weil ich nun wieder — unsere armselige Küche sehe und die Enge in unserer Wohnung. Morgen um sechs kommt wieder dieses Einerlei meiner Arbeit. Ich bin — in einer Tralinenfabrik. — Sie sind so nett zu mir gewesen und so gütig. Haben mit mir gesprochen, wie man mit — einer Dame spricht! Ich möchte . . . mich so gerne dankbar zeigen, lieber Herr Pohland . . ."

Sie wußte plötzlich Arturs Namen. Es war nicht herauszubringen, woher. Artur frogte auch nicht weiter. Er war ein wenig nachdenklich. Ein leises Mitgefühl für das hübsche, weinende Mädchen da an seiner Seite erfüllte ihn wie eine süße Traurigkeit.

Der Wagen stand am Rand der Straße.

Lilly hatte sich in sich zusammengekauert. Sie saß mit zuckenden Schultern wie ein kleiner, verflogener Vogel.

Man schwieg. Artur Pohland wartete. Und auch Lilly schien auf etwas zu warten. Aber als einige Minuten verstrichen waren, hob sie die Augen in seltsamer Scheu zu Artur und flüsterte:

„Wir wollen — weiterfahren!"

Erst kurz bevor es Zeit war zum Aussteigen, fing sie wieder zu sprechen an:

„Herr Pohland! Ich — danke Ihnen auch schön für den Abend! Und wenn Sie mir sagen, daß Sie wegen dieses Peter Karic noch weiteres wissen wollen, so werde ich alles tun, was ich kann, um möglichst viel zu erfahren. Soll ich Ihnen — dann schreiben?"

Der Wagen hielt wieder, Artur nahm die kleinen Hände Lillys in die seinen.

„Dafür wäre ich Ihnen sehr dankbar, liebes Kind! Ich werde Ihnen später auch mal sagen, um was es sich handelt. Wollen Sie — sich ein wenig Mühe geben?"

„Morgen schon!" Lilly nickte mit glänzenden Augen. „Diese Nacht noch, wenn es geht!"

„Sie sind sehr gütig!" lobte Artur.

Lillys Augen waren weit geöffnet und blickten leuchtend zu dem Manne auf. „Darf ich dann kommen und Ihnen sagen, was ich weiß? Und wieder ein Stückchen — mit Ihnen fahren?"

Jetzt lachte Artur. Es wurde ihm ganz warm ums Herz. Er zog das Mädchen etwas näher an sich heran. „Gewiß, mein Kind! Gern!"

— Als Lilly ausgestiegen war, fühlte er noch wie einen Hauch den leisen Druck ihrer Lippen auf seinem Mund.

Er lächelte versonnen, während er den Wagen wieder anfahren ließ. Und seine Gedanken machten seltsame Wege, wie sie Artur Pohlands strenges, von hundert Pflichten erfülltes Hirn nie gekannt hatten.

Beratung am Alexanderplatz

Höflich, halblaut nur, in korrekt gewählten Sätzen sprach der Herr Polizeirat. Er war voll nachsichtlender Rücksichtnahme gegen die gereifte Dame vor seinem Schreibtisch. Er war liebenswürdiger Weltmann und gütiger Berater zugleich. Und er führte in beinahe freundschaftlichen Wendungen aus, daß der „Fall Parsons" ja zunächst noch nicht übermäßig beunruhigend sei. Es bedurfte allerdings eines nicht alltäglichen Tartgefühls, die Wahrheiten, die notwendig gesagt werden mußten, so mattiert als möglich vorzubringen.

„Sie sagten ja selbst aus, gnädige Frau, daß dieser Wiener Herr nicht nur ein guter Bekannter von Ihnen war, sondern auch die . . . Freundschaft Ihres Fräulein Tochter besaß. Miß Marina Parsons ist nicht nur zuvor schon mit dem Herrn von Hallerstein eine ganze Nacht . . . außerhalb gewesen, sie hat sich auch nachher mit ihm getroffen, als Sie, gnädige Frau, ihr den Verkehr mit jenem Herrn bereits verboten hatten. Und daß dieses Zusammentreffen durchaus freiwillig war, wird wohl niemand von den hier versammelten Herrschaften bezweifeln."

Man saß in einem weiten Halbkreis in dem großen, ziemlich kahlen und nüchternen Dienstzimmer am Alexanderplatz um den Schreibtisch des Polizeirats herum. Man hörte schweigend die Worte mit an, die der Beamte, die bisher getührten Beratungen noch einmal zusammenfassend mit sachlicher Stimme sprach. Es war heiß in dem Raum. Der Sommer brütete über Berlin, und Mistreß Edith schien sich auflösen zu wollen vor Hitze und Sorgen. Sie trug der schlankeren Linie wegen einen dreiviertellangen, weißen, leinenen Mantel, aber so dünn das Kleidungsstück auch war, es bereitete der Aermsten Qualen der Hitze, und auf ihrer Stirne standen die Schweißtropfen Perle an Perle.

Nein, niemand konnte es leugnen, daß Marina am Morgen ihres Verschwindens durchaus freiwillig zu jenem Menschen gegangen war, der, wie jetzt ziemlich sicher feststand, niemals mit Recht den adligen Namen eines Herrn von Hallerstein aeführt hatte. Niemand konnte das in Abrede stellen, selbst die Mutter nicht, so laut sie auch auf ihrem Standpunkt verharrte, daß ihre Tochter „so etwas" niemals tun würde.

Miß Marina hatte in der Morgenfrühe das Hotel verlassen. Freiwillig. Ohne ein Ziel anzugeben.

Und sogar Mister Wilmot, der in zwei Schritten Abstand neben seiner Herrin auf seinem Rohrstuhle saß und einen Strohhut in den erregt zappelnden Händen balancierte, mußte insgeheim sich gestehen, daß die Wahrscheinlichkeit, Marina habe eine Unbesonnenheit, um nicht zu sagen eine Dummheit gemacht. hundert Prozent größer sei, als die Annahme, die junge Dollarprinzessin sei einem Verbrechen zum Opfer gefallen.

Erhard Pramstaller vollends — auch er saß in dem weiten Halbkreis um des Polizeirats Schreibtisch — war restlos davon überzeugt. Diese verwöhnte, kleine Millionärin, natürlich wagte sie allem Trotz zu bieten, was an kleinen „bürgerlichen" Vorurteilen etwa sich ihr in den Weg stellen wollte. So erzog man ja heutzutage die reichen Halbgöttinnen jenseits des Ozeans, ihnen als unmündigen Kindern schon den Glauben an unbeschränkte Vorrechte ihres Geschlechts einimpfend, und die Folgen zeigten sich dann in mehr oder weniger unliebsamer Weise.

Er war beinahe belustigt bei der ganzen Sache, der gelassene, knorrige, österreichische Künstler, und das einzige, was das „Intermezzo" für ihn interessant machte, war die leidenschaftliche Anteilnahme seines Freundes Pohland, der in diesen Tagen ein restlos anderer Mensch geworden zu sein schien. „Der Narr!" dachte Erhard Pramstaller zwar wegwerfend. Aber er ertappte sich doch dabei, daß er immer wieder vor dem begonnenen Entwurf zu Miß Marinas Büste stand und, wenn auch adhelgelnckend und sich selbst verspottend, manche Stunde an dem kleinen Werke arbeitete, erstaunt, wie das liebliche Gesichtchen der Verschwundenen immer deutlicher aus dem Ton herauswuchs, ohnedaß er doch nur nach der Erinnerung arbeiten konnte, ohne ein Modell vor Augen zu haben.

Es waren noch mehr Leute an Mistreß Ediths Seite. Einer der Direktoren des Hotels, ein Beamter des amerikanischen Generalkonsulats, ja sogar der phlegmatische, schweigsame Tommy, Frau Parsons' Chauffeur, den seine Herrin mit herausgenommen, ohne sagen zu können, was der gute Mann eigentlich bei dieser Sitzung verloren habe.

Alle diese Leute saßen da im Halbkreis und sahen schweigend auf den Polizeirat, hinter dessen Stuhl ein hochgewachsener Kriminalkommissar ragte, dem die Bearbeitung des Falles Parsons anvertraut worden war.

„Ich kann nur wiederholen", schrie die Dame Parsons und ächzte. „ich kann nur sagen, daß das freiwillige Weggehen meiner Tochter in meinen Augen nicht der mindeste Beweis dafür ist Marina habe auch — zu ihrem weiteren Fernbleiben ihr Einverständnis gegeben. Ich muß der hiesigen Polizei den Vorwurf machen, daß sie sich auf diese Annahme ganz einfach versteift und darüber vielleicht wichtige Maßnahmen unterläßt. Ich werde mich beschweren und zu dem Herrn Polizeipräsidenten persönlich gehen. Ich suche den amerikanischen Botschafter auf, wenn . . ."

Sie schnaufte, die erregte Dame Parsons. Und der Herr Polizeirat wußte, was er einer so prominenten Amerikanerin schuldig war.

Ammerhin, diese amerikanische Lady war just keine Annehmlichkeit. Die beiden Beamten sahen sich an. „Erläutern Sie bitte der Dame, daß von uns aus nichts unterlassen worden ist, um Licht in die Angelegenheit zu bringen!" sagte dann der Polizeirat. Der Kriminalbeamte räuspelte sich. Er bemühte sich, seine dienstlich strenge Soldatenstimme nach Kräften zu mäßigen.

„Wir haben alle etwa in Frage kommenden Oesernate von der Angelegenheit unterrichtet", begann er. „Wir haben noch ein übriges getan und die Witwe Gerstafius eingehend vernommen. nachdem wir erfahren hatten, daß jener angebliche Herr von Hallerstein mit einem gewissen Iwan Solowjew, den unsere Abteilung Glücks- und Falschspiel sucht, in Verbindung gestanden haben soll. Wir haben ferner sofort die Fahndung nach jenem Solowjew alias Stoffow in verstärktem Grade fortgesetzt, wobei wir auf eine Spur gekommen sind, die nach der Küstriner Straße führte, ohne allerdings bisher einen endgültigen Erfolg gezeitigt zu haben. Schließlich haben wir Hand in Hand mit dem Dezernat für Autodiebstähle alle einschlägigen Fälle verfolgt, da wir annehmen, daß der Herr von Hallerstein in einem entwendeten Wagen sich aus dem Staube gemacht haben wird. Wir stellten an einem Platz in Pommern, ferner in einem Dorort Hamburgs und drittens an der Ostseeküste, etwa dreißig Kilometer westlich von Kolberg, Berliner Wagen fest, bei denen teils die Papiere nicht stimmten, teils ein Besitzer überhaupt nicht auffindbar war. Alle diese Fälle werden noch eingehend von uns geprüft!"

Der Kommissar schwieg. Er hatte seinen ausführlichen Bericht beendet. Und der lächelnde Polizeirat fügte noch mit einer kleinen, höflichen Verbeugung gegen Mistreß Edith hinzu, daß es gegen alle Gepflogenheit der Behörden sei, über ein im Gange befindliches Ermittlungsverfahren so viel bekanntzugeben, wie dies soeben geschehen, aber man habe eine Ausnahme gemacht, um Mistreß Parsons zu beweisen, daß die Berliner Polizei in größter Pflichterfüllung auch dieser Angelegenheit sich annähme.

In Mistreß Ediths Kopf wirbelte es.

„Bade in Holz" und Du wirst gesund!

Ziegenhaler Papierarbeiter entdeckten neue Rheumabäder

Einige Arbeiter einer Papierfabrik im oberschlesischen Badeort Ziegenhals, die an Rheuma litten, machten die Entdeckung, daß die zur Papierverarbeitung gebrauchten Holzschliffbäder ihr Leiden nicht nur linderten, sondern teilweise sogar Heilung brachten. Die Kuranstalt Ziegenhals hat diese Heilmethode nunmehr beim Reichspatentamt angemeldet, um sie für ihren Badebetrieb auswerten zu können.

Zuerst trauten sie der Geschichte nicht recht oder wollten sie, argwöhnisch, wie man schon einmal gegen alles Neue und Unbekannte ist, nicht glauben. Einige Arbeiter einer Papierfabrik im oberschlesischen Städchen Ziegenhals, die von Rheuma geplagt waren, machten nämlich die Erfahrung, daß sich ihr Leiden lindern ließ, wenn sie zur Papierverarbeitung gebrauchten Holzschliffbädern ihr Leiden bedeutend mildere oder gar die ersteren Heilung brachte. Also warf sogar mehr als nur eine Arbeiter, die über die gleiche Krankheit klagten, es einmal mit Holzschlamm zu versuchen und wartete still und verschwiegen die Ergebnisse ab. Nach ein paar Wochen, in denen sich die Kranken mit Holzschliff regelmäßig behandelt hatten, waren auch diese Patienten des Lobes voll und drängten darauf, dieses neue Heilmittel der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen.

Bald sprach es sich nicht nur im Werk, sondern in der ganzen Badestadt herum, was die Ziegenhalser Papierarbeiter für eine medizinische Entdeckung gemacht haben, und es dauerte nicht lange, da erschienen bekannte Forscher und Aerzte und nahmen sich Proben des Holzschlamms zur eingehenden Untersuchung mit. Das neue Heilverfahren wurde von wissenschaftlicher Stelle aus an zahlreichen Rheumatkranken ausgeprobt und die Erfahrungen, die man damit machte, waren so günstige, daß das Bad Ziegenhals sofort die Holzschlammbäder für seinen Kurbetrieb übernahm und sie beim Reichspatentamt anmeldete.

Was ist eigentlich Holzschliff, werden manche fragen. Nun, der Name schon sagt es: Holz wird diese Masse durch Abschleifen von vorher gekochtem oder gedämpftem entrindetem Holz gewonnen. Die Holzfasern werden mit viel Wasser verdünnt und in Sortierern verschiedener Bauart durch gelochte Bleche nach der Größe sortiert und dann der Papierverarbeitung zugeführt. Holzschliff ist mengenmäßig der wichtigste Rohstoff für die Papierfabrikation, er deckt etwa 40 Prozent der Papier- und Pappenerzeugung. Verarbeitet wird in der Hauptsache Fichten- Tannen- und Kiefernholz.

Seit einigen Wochen erfährt nun der Arbeitsgang in der Ziegenhalser Papierfabrik eine kleine Veränderung. Der gewonnene Holzschlamm wird zunächst mit einem Wasergehalt von 80 Prozent in die Kuranstalt geliefert, um dort für Heilzwecke Verwendung zu finden. Der rheumatkranke Patient badet in dieser braunen Masse, die von allen groben Bestandteilen befreit ist, dreimal wöchentlich. Nach dem Gebrauch geht der Holzschliff wieder in die Papierfabrik zurück, um, nachdem er vielen Menschen Linderung oder Genesung von ihrem Leiden gebracht hat, endgültig zu Papier verarbeitet zu werden. „Bade in Holz, und Du wirst gesund" — das ist die neue Devise, die in Ziegenhals geprägt wurde. Es ist zu hoffen, daß diese Heilmethode bald allen Rheumatkranken zugeführt wird.

Bommern, Hamburg, Kolberg . . . Die Witwe Gervasius und der „gewisse" Iwan Solowjew, Namen über Namen tanzten vor ihren Augen herum und führten in ihrem Hirn einen tollen Kreislauf aus.

„Sie tut so etwas nicht, meine Herren! Sie dürfen gewiß sein, meine Tochter Marina macht so etwas nicht!"

Wie ein Automat plapperte sie diese Worte ein um das andere Mal.

Vorauf Mitter Wilmot, der Sekretär, es für angezeigt hielt, sich zu erheben und seiner Herrin den gewinkelten Arm hinzuhalten, denn die Sitzung schien ja beendet, und Mitreß Edith zeigte deutliche Spuren der

Paul Körbiger

wie er leibt und lebt! Uebrigens stammt diese Fotografie des Künstlers aus seinem letzten großen Film: „Der Blaufuchs"

Foto: Ufa

Erschöpfung. Stühle wurden gerückt und Verbeugungen gewechselt.

Die Dame Parsons bemühte sich, einen würdigen Abgang zu mimen.

Und nur Erhard Pramstaller lachte, als er sich von dem Polizeirat verabschiedete. Für ihn war es noch nie vor klar, daß der Fuchs von Hallerstein das Günstein Marina beschwatzt hatte und mit ihr auf eine durchaus freiwillige Hochzeitsreise gegangen war.

„Armer Artur Pobland!" dachte er noch in heiterem Spott, während er hinter den anderen die vielen Stufen des Polizeipräsidiums hinabschritt, „Wieviel Nervenverschleiß um solch ein verwöhntes Fräuchen . . ."

— Schon auf der Straße angelangt aber blieb Mitreß Edith Parsons plötzlich im Kreise ihres Gefolges noch einmal stehen.

Es war ihr noch etwas eingefallen.

Und Mister Wilmot mußte alsbald noch einmal die Treppen hinaufrennen, sich abermals beim Polizeipräsidium aufblickenden Polizeirates und den Willen seiner Herrin dahin kundtaben, wonach Mitreß Parsons für „kabbinettliche" Mitteilungen in der Angelegenheit des rätselhaften Verschwindens ihrer Tochter eine Belohnung von fünf-, nein von zehntausend Reichsmark aussetzte.

Und wiederum Lilly

Es war spät am Abend, und Artur Pobland war müde. Mötelhaft abgespannt. Wie erschlagen. Nie hatte ihm seine Arbeit so erschöpft, so ausgepumpt geradezu, wie in diesen Tagen, da er ihr nicht mehr allein lebte, da etwas anderes noch in seinem Dasein war, etwas Neues, etwas, das täglich mehr und mehr Raum einnehmen zu wollen schien, von Stunde zu Stunde gebieterischer seine Rechte forderte.

Es war Abend.

Artur Pobland hatte alle Lichter in seinem Arbeitszimmer gelöscht, bis auf eines, das an der Wand neben dem Schreibtisch brannte.

Er war allein, die Wohnung leer, wie alle Abende, wenn die Haushälterin „Gute Nacht" gesagt hatte und nach oben gegangen war.

Die Stille des kleinen Landhäuschens in einer verschwiegenen Villenstraße Zehlendorfs war in solchen Stunden beinahe wie etwas körperlich Greifbares, jeder Schritt draußen auf der Straße wie ein unerhörter Alarm.

Und wie ein Alarm durchfuhr es Artur Pobland, als er plötzlich die niedrige Eisentüre des Vorgartens klappen und flinke Füße auf den Eingang zukommen hörte.

Kurz, zirpend nur, schüchtern gleichsam schlug gleich darauf die Glocke an.

Doktor Pobland ging selbst öffnen. Es war niemand da, der es für ihn hätte tun können. Aber er wäre auch selbst zur Tür gelaufen, wenn sechs dienstbare Geister zur Verfügung gestanden hätten. Eine jähe Unruhe war in ihm aufgeflackert. Sein Herz pochte lauter als sonst.

Er schaltete das Licht der Treppe ein und riß die Türe auf.

„Ah!" machte er und fühlte sofort die Gewißheit bevorstehenden Geschehens auf sich eindringen.

Es war Lilly, in deren weite, etwas ängstliche Augen er blickte, es war das Mädchen aus der Grünauer Straße.

Ihre Stimme war etwas benommen, als sie jetzt zu sprechen begann. „Störe ich nicht, Herr — Doktor? Ich — hätte Ihnen etwas zu sagen. Ueber diese Karitsch, wie — wie es eingemacht hatten!"

„In der Tat?" Artur griff nach des Mädchens Händen. „Treten Sie ein, Lilly! Ich bin Ihnen dankbar!"

Und sie trat ein. Wenigstens bis in den Flur. Dann stand sie nahe der Wand wieder still, und Artur sah die großen Mädchenaugen in einer seltsamen Spannung auf sich gerichtet. Es fiel jedoch kein Wort.

Als Artur Pobland leicht den Arm um des Mädchens Körper leate, sie ins Zimmer zu geleiten, fühlte er, daß Lilly zitterte.

Da ließ er die Kleine wieder los und bot ihr mit betonter Höflichkeit einen Stuhl an.

„Nun erzähle!" sagte er, unwillkürlich das vertraute Du benützend.

Und Lilly hob den Kopf.

„Na! Ich — weiß jetzt, wo er steckt!"

„Wo dieser Herr Karitsch ist?"

„Jawohl! — Er hat geschrieben An seine neue Freundin. An diese Annette! Er ist in Schweden, der Herr Doktor! Annette soll ihm wieder schreiben. Nach Stockholm, postlagernd. Ich habe es selbst gelesen und auch den Poststempel der Karte gesehen, die er schickte. Es war leicht. Annette zeigte sie ja überall herum: Norrköping steht darauf. Norr—kö—ping!"

Artur Pobland stand vor dem jungen Ding, dessen Wangen vor Eifer erblühten und dessen Augen erwartungsvoll an ihm hingen. Aber er sah weder diese glühenden Wangen noch diese wartenden Augen.

Ist dies die Spur? dachte er. Ist dies der Weg?

Ist nicht alles nur Trug, Narretei und eitler Zufall?

Wie ich am Ende dabei, mich heillos zu blamieren?

„Norr—kö—ping!" sprach er endlich nach. Und wußte: dies ist eine Stadt in Schweden, eine Industriestadt an der reißenden Motala, eine der auftrebendsten, lebendigsten Städte dieses an Stille und Einsamkeit so reichen Landes.

Schweigen sank in das nächtliche Zimmer, so tief, daß Artur wie ein Erwachender erschreckt zusammenfuhr, als plötzlich nach langer Pause wieder Lillys Stimme ertönte:

„Meinen Sie, daß Sie etwas damit anfangen können, Herr Doktor?"

Es klang bangen Fragen in dieser Stimme mit. Artur Pobland erwiderte sie mit Nicken. Er trat an das Mädchen heran und legte eine Hand unter ihr Kinn.

„Es wird sich erst zeigen müssen, Lilly! Aber glaube mir, ich werde nicht undankbar sein, mein Kind!" sagte er.

„Ich — werde jetzt wieder gehen!" stammelte Lilly verwirrt. Sie schien immer verlegener zu werden, je länger das Zusammensein in diesem schweigenden Zimmer währte.

„Darf ich dir nichts anbieten? Ein Brötchen? Einen Likör? Eine Zigarette?"

Lilly lächelte. Um ihren Mund zuckte es, wie von Scheinerei. Aber dann kam von neuem diese Beklemmung über sie, und sie schüttelte nur den heißen Kopf. „Ich — muß wieder fort!"

„Dann begleite ich dich wenigstens!" schlug Artur Pobland vor. „Vielleicht trinken wir irgendwo noch ein Gläschen Wein?"

Da lachten die Augen des Mädchens wieder auf. Wie Festesfreude blitzte es darin.

„Ja? Wirklich?"

Es war beinahe rührend. Und Artur Pobland wußte nicht, wie es kam, daß er plötzlich den Arm um die schmalen Schultern des jungen Mädchens legte.

Ihre gleichen Atemzuge aber schienen beide Körper auch schon zu verschmelzen, als hätten sie nur darauf gewartet, einander nahe sein zu dürfen. Die kleine, schlichterne Lilly warf ihre Arme um des Mannes Hals, wie zu einer bedinaungslosen Hingabe. Sie küßte mit geschlossenen Augen und halboffenen Lippen, wie eine Verdurstende.

Eine Minute lang schien beiden die ganze Welt versunken und untergegangen.

Schrill, als sollten die Töne den weltvergessenen beiden Zärtlichen bis ins Herz gehen, rasselte auf Artur Poblands Schreibtisch der Fernsprecher.

Und Lilly riß sich so heftig los, daß sie beinahe taumelte.

Doktor Pobland aber ging und nahm den Hörer auf.

„Ja?" fragte er ziemlich unwirsch.

Es war Erhard Pramstallers Stimme, die an sein Ohr kam.

„Du, Pobland, denke dir mal an, welch neue Entwicklung der Fall Marina genommen hat! Ich dachte, du sollst es als erster wissen. Aus verschiedenen Gründen. Also, Mister Wilmot ist gerade hier. Ich weiß nicht, wie ausgerechnet ich dazu komme, sein besonderer Vertrauter zu sein. Aber . . ."

„Nun sprich doch endlich!"

Artur Pobland wurde beinahe grob vor Ungeduld.

„Na, also höre: vor einer halben Stunde hat Mitreß Parsons ein Telegramm bekommen, aus Schweden, folgenden Inhalts: Bitte bereithalten fünfsiotausend Dollar, auszahlen zu benennenden Vertrauensmann, eilt sehr, Marina! — Hast du gehört, Pobland?"

„Ja!" aab Artur Pobland nach kurzer Pause endlich Antwort. „Die Sache ist also klar!"

„Nun, wenn du das klar nennst . . ." Prompt sagte Lilly.

„Es ist eine Erpressung, weiter nichts!" schrie Pobland.

„Na, allerdinas! Das scheint wohl so!"

„Das Telegramm ist niemals von Marina selbst!"

„Meinst du nicht?"

„Niemals! Aber wir wollen nicht lange reden! Ich fahre sofort zu Mitreß Parsons! Und es wäre mir lieb, wenn du veranlassen könntest, daß ich schon einen Begleiter von der Polizei vorfinde, wenn ich komme. Ich bin nämlich in der Zwischenzeit auch nicht müssig gewesen und habe bereits eine Spur, die vielleicht zu einer raschen Erledigung der ganzen Sache führen kann . . ."

Im Fernsprecher wurde es einige Sekunden still. Man konnte sich einbilden, den guten Erhard Pramstaller den Mund aufsperren zu sehen.

„Was hast du, Pobland? Eine Spur?" kam dann seine Frage, als wolle er sich vergewissern, recht gehört zu haben.

„Wir wollen keine Zeit verlieren, Erhard!" schrie Pobland zurück. Er sinn schon an zu zappeln vor Unruhe. „Ich bin in zwanzig oder dreißig Minuten am Ratsdamer Platz. Rufe sofort beim Präsidium an. Erstatte für Mister Wilmot Anzeige und bitte einen Beamten ins Hotel. Aber einen, der die Maßnachten hat, rasch zuzupacken. Wir müssen in dieser Nacht noch mit den schwedischen Behörden die Verbindung aufnehmen! Stelle dir vor, was Marina ausstehen mag, die jetzt in den Händen einer Bande von Verbrechern sich befindet. Jede Minute muß ihr eine unerträgliche Qual sein, Erhard!"

„Ich werde alles tun, was du sagst!" Der Detektivchef schien allmählich Achtung zu bekommen vor seinem tatkräftigen, zielbewußten Freunde. „Wir sehen uns also in einer halben Stunde?"

„Jawohl! Auf Wiedersehen!"

Der Hörer flog auf die Gabel zurück.

Und Artur Pobland sah in die weitgeöffneten Augen der kleinen Lilly.

„Das also ist es?" stammelte sie ihm entgegen. Sie war ganz weiß im Gesicht.

Und Artur Pobland lachte. Es klang fast wild. Er war durchaus ein anderer geworden in diesen Minuten, da er die Klarheit gewonnen, auf der rechten Spur zu sein.

„Ja, Lilly! Das ist es! Und dir verdanke ich alles! Komm! Wir fahren!"

Er war wie ein Wirbelwind. Er nahm im Vorwärtsstürmen den schlanken Körper des Mädchens vom Boden auf und trug die leichte Bürde lachend mit sich fort. Die Treppe hinab und bis zur Garagentüre. Dort sieh er Lilly erst wieder zur Erde gleiten. Aber noch ehe man das Auto bestieg, hing das Mädchen noch einmal an des Mannes Hals:

„Artur!" Es klang wie ein Flehen. Doktor Pobland spürte die Lippen Lillys wie einen Hauch auf seiner Wange. „Ich — bin so froh, daß ich dir einen Dienst erweisen konnte!"

Einen Augenblick lang fühlte Artur Pobland, wie es ihm heiß zum Herzen strömte. Wie eine Versuchung kam das über ihn: Sieh sie dir genauer an, diese hingebungsvolle, getreue, mit so viel Liebe zu dir aufblickende Kleine! Vielleicht wird es gar nicht mehr nötig sein, fernen, ganz und gar ungewissen Zielen nachzujagen! Womöglich ist dies schon das Glück, das so bescheiden da neben dir steht und aus großen Augen zu dir aufblickt?

Einen Augenblick lang gab Artur Pobland diesen Gedanken Raum. Aber dann riß es ihn wieder fort.

„Kommt!" rief er, Lilly in den Wagen ziehend. „Glaube mir, ich werde dir nichts vergessen, Kindchen! Komm aber jetzt mit! Es steht so viel auf dem Spiele! Jede Minute ist kostbar!"

Nie war das Auto so schnell aus der Garage gekommen. Wie ein Pfeil schoß es auf die stille Villenstraße hinaus und wandte die Nase der City zu. Mit verwegener Geschwindigkeit brauste Artur Pobland dem Herzen Berlins zu.

*

Mitreß Parsons hatte einen Arzt zu Rate gezogen.

Sie lag auf einer Chaiselongue und nahm stündlich einige Tropfen, die man ihr zur Beruhigung ihrer überreizten Herztätigkeit verordnet hatte.

Sie stand nicht auf, als Mitter Wilmot wieder zurückkehrte, und selbst dann nicht, als Erhard Pramstaller sich teilnehmend über ihre Rechte beugte.

Erst sobald man ihr den Herrn vom Polizeipräsidium meldete, entschloß sie sich, unter Zuhilfenahme eines viertel Dutzends Kissen aufrecht zu sitzen, wobei sie jedoch dem Mister Wilmot noch zuflüsterte, er möge dem Herrn bedeuten, daß sie nicht die geringste Aufregung mehr ertragen könne und geradezu ein Lebensgefahr schwebe, denn ihr Herz sei schon in Philadelphia stets der Gegenstand ernster Sorge aller ihrer Aerzte gewesen.

Aber es wurde nicht die geringste Rücksicht auf das gefährdete Herz und die Gefahr genommen, in der die erschöpfte Mitreß Parsons zu schweben meinte.

Von dem Augenblick an, da Doktor Pobland den Hotelsalon betrat und mit sechs raschen Schritten dem Kriminalinspektor vom Alexanderplatz die augenblickliche Situation darlegte, war das weitere Geschehen von beinahe dramatischer Schnelligkeit.

Artur Pobland war mit einem Schlage der Mittelpunkt.

Er war der Mann, um den sich alles drehte.

Man sah das aus der respektvollen Miene, mit der sich der Kriminalinspektor für die „wertvolle Mitarbeit" bestig bedankte, ehe er sich anschickte, telephonisch weitere Weisungen nach dem Alexanderplatz zu erteilen.

„Wir werden in wenigen Minuten Verbindung mit unseren Kollegen in Stockholm haben. Es ist leicht möglich, daß in aller Frühe schon die erste Festnahme, wenigstens dieses gewissen Karitsch, erfolgen kann!"

„Woraus leider aber noch nicht zu folgern ist, daß wir auch gleichzeitig mit der Befreiung Miß Marinas rechnen können!" warnte Artur Pobland erregt ein. „Ich bin überzeugt, daß von Polizeiseite aus alles getan und nichts verläumt wird. Aber da es sich hier ja nicht um die Wiederherbeischaffung eines Wertgegenstandes von Geldscheinen oder eines Kostens mit toten Juwelen handelt, sondern um einen lebendigen, atmenden — und zweifellos leidenden Menschen, so bin ich der Ansicht, daß noch mehr, noch viel mehr getan werden muß, als Sie bis jetzt anraten, Herr Inspektor!"

Der Beamte blieb sehr freundlich. Er hob höflich lächelnd, aber mit einem bedauernden Zug um die glatten Lippen, ein wenig die Schultern.

„Unsere Befugnisse, mein Herr, hören an den Landesgrenzen auf! Aber ich glaube Ihnen versichern zu dürfen, daß die schwedischen Behörden von sich aus alles tun werden, um eine schnelle Vereinigung dieses Paares herbeizuführen. zumal es sich ja um eine prominente Ausländerin handelt und also auch außenpolitische Interessen dabei berührt werden!"

(Forts. folgt.)

Welt der Frau

Der Modefeldzug der Nationen

„Macht die nationale Mode international" sagen Rom und London — „Macht die Pariser Mode französisch" sagt Paris

Interpress Copyright Bericht für den „7. Tag" von Isabel — Nachdruck verboten

In Italien ist man dieser Ansicht:

Soll man die Mode in den Dienst der Politik stellen? Soll Politik Mode machen, oder war Mode Politik? Vielleicht werden viele Menschen nicht einverstanden sein, wenn man in so ernstes Thema wie die Politik mit man doch gottlob etwas „leichtsinnigen" Thema Mode zusammenmischt. Aber man darf nicht nur nach dem äußeren Anschein gehen: der Damenhut, der nur ein Luxusgeschöpf zu sein scheint, kann eine fein geschliffene Waffe im politischen Kampf werden — ein Regenschirm zum politischen Symbol — und der eingewebte Seidenstoff zur wirtschaftspolitischen Notwendigkeit einer heimatlichen Industrie. Politik und Mode können — nein müssen Verbündete werden.

Es kann eine italienische Mode geschaffen werden — und es wird eine italienische Mode geschaffen werden!" Mussolini selbst hat dieses Wort gesprägt, und er hat es in Taten umgesetzt. Plakaten und Zeitungsartikeln über ganz Italien verteilen lassen. Er hat mit einer „italienischen Mode" nicht die italienischen Volkstrachten gemeint — für die braucht nicht extra Propaganda gemacht zu werden, nein, er hat die italienische, aber international gültige Mode gemeint. Das Kleid der eleganten Römerin, der Florentinerin, der Sizilianerin soll elegant, modern — aber italienisch sein! Wieviel ist es tosar möglich, italienische Modeschöpfungen zu exportieren, die „Via Condotti" in Rom so bekannt zu machen, wie die Rue de la Paix von Paris. Italienische Schuhe kennt man heute in der ganzen Welt — italienische Kleider müssen sich erst ihren Platz erobern. Nicht nur in der Welt — auch in Italien! Der Mann, der mit Feuer und Flamme für Mussolinis „Mode-Feldzug" propagiert, ist Marinetti. Noch steht er fast allein auf der modischen Flur — aber er gewinnt immer mehr an Terrain. Sein schönes Modehaus in der Via Condotti, gleich nebenan von dem weltberühmten Schuhhaus Ferragamo, ist ein flammender Protest gegen alles, was nicht italienisch ist. Er hat „Paris" offenen Kampf angesagt: „Ich bin fest überzeugt, daß wir Paris gewesen! Wenn alle italienischen Modekünstler diesen Mut hätten, dann wäre die Frage einer italienischen Mode-Industrie mit einem Schlage gelöst!" Dieser Mann hat Kontorist nicht nur in ungähligen Interviews immer wieder gesagt, sondern er hat es auch groß und deutlich in seinem Geschäftshaus angekündigt. Montorfi läßt sich durch nichts von einem Weg abbringen. „Vorläufig stehe ich noch ziemlich allein in diesem Kampf um die Durchsetzung der nationalen italienischen Mode — aber ich weiß, daß die Idee siegen wird!" Der lebhafte, elegante Italiener entwirft alle Modelle seiner Kollektion selbst. „Es gibt auf der ganzen Welt nirgends so schöne Seidenstoffe, wie in Italien, aber die Italienerin muß erst lernen, daß man diese Stoffe nicht in Paris — sondern in Rom kauft!" Gräfin Edda Ciano, die Tochter Mussolinis, ist Montorfis „bester nationaler Propagandist". Sie läßt alle ihre Kleider dort arbeiten, sie schafft bewußt mit an der Durchsetzung der italienischen National-Mode. Auch das Brautkleid und die gesamte Brautausstattung von Frau Bruno Mussolini wurde bei Montorfi gearbeitet. „Italien wird seine eigene Mode haben!" ist seine feste Ueberzeugung. Montorfi, mit seiner Energie, seiner modischen Fantasie und seinem Nationalgefühl ist der Seite Träger dieser Idee, die im wirtschaftlichen Budget Italiens eine große Rolle spielen wird!

Und was sagt England dazu

„Die Zeiten haben sich geändert, nicht mehr der englische König, sondern Englands Königin ist tonangebend für die Mode!" Mrs. Garnett der ausfiebt, als sei er eben aus dem Eton-Kollege entsprungen und nur zu jugendlichen Streichen aufgelegt weiß, wie ungeheuer wichtig das Interesse der Königin Elisabeth für die Schaffung der nationalen englischen Mode ist. „Nun britisch!" ist ein Kampfruf, der durch die energische Initiative der englischen Königin gerade auf modischem Gebiet überall gehört wurde. Hartnell ist der Hofschneider der Königin — und damit ist er tonangebend für die englische Aristokratie. Er verwendet fast ausschließlich englische Stoffe und Erzeugnisse, er exportiert sogar nach Frankreich! Diesen Erfolg verdankt er seiner ersten „Feuerprobe", die er für die „nationalbritische" Mode ablegen mußte, beim Besuch des englischen Königspaares in Paris im letzten Jahr. Sein Meisterwerk aber will er schaffen, wenn Englands Königspaar in diesem Sommer nach Amerika fährt. Schon heute ist die Kollektion für Königin Elizabeth fast fertiggestellt — und auf Wunsch der Königin: „rein britisch! „Keine Mode hat einen ausgesprochen eigenen Stil," sagte der blonde Mr. Hartnell, der eigenhändig die Kollektion von wunderbar geschliffenen Halbedelsteinen sortierte, die soeben aus Britisch-Indien eingetroffen war. „Jede nationale Mode ist international beeinflußt — aber meine Aufgabe ist es, aus britischem Material die nationale — aber international gültige Mode zu schaffen!" Die Aufgabe ist für ihn nicht allzu schwer: das riesige britische Empire hat ja fast unerschöpfliche Quellen! Aus den Kolonien kommen Seidenstoffe, Halbedelsteine, Straußenfedern, exotische Stoffarten, aus England selbst die besten Rohmaterialien für Sportkleidung. Früher aber wurde ein bedeutender Teil der englischen Mode exportiert — heute verarbeitet man ihn im eigenen Land zu kreieren. Mit der Weite auf der Nase, in ihrem schmalen Großmutterkleid, nur geschmückt mit dem Purpurbändchen der Ehrenlegion, sitzt Jeanne Lanvin Tag für Tag in ihrem Büro und kämpft den Kampf um die französische Mode. Ihre ganze Liebe gehört der Jugend — ihr ganzes Arbeiten der „echten" französischen Modeindustrie. Aber von allen Modekönigen hat sie den schwersten Kampf zu fechten: nirgends in der Welt ist die Mode so wenig national wie in Paris.

In Frankreich ist das so . . .

Frankreichs Modekönige haben es noch wohl nicht nötig, erst um die Anerkennung einer französischen Mode zu kämpfen! Das ist ein Irrtum: auch die Herren und Frauen der Rue de la Paix und Faubourg St. Honore müssen mit jeder Saison von neuem beweisen, daß sie noch „französisch" — und nicht völlig international sind. Madame Schiaparelli, die gebürtige Italienerin, Mr. Maindocher, der Amerikaner, Mr. Creed, der Engländer, haben Weltruf als „französische Modeschöpfer" — aber sie sind nun einmal nicht: Franzosen! Deshalb ist es gut zu verstehen, daß man kürzlich der Frau, die die „echt französische" Mode immer verteidigt hat, mit einer der höchsten Auszeichnungen, die Frankreich zu vergeben hat, geschmückt hat: Madame Jeanne Lanvin wurde zum „Ritter der Ehrenlegion" geschlagen. Damit wurde sie zur „umkrönten Königin" der französischen Modeindustrie ernannt. Wer Jeanne Lanvin kennt, muß lächeln: sie ist eine der kultiviertesten Schöpferinnen auf modischem Gebiet — aber sie selbst trägt seit mehr als 30 Jahren dasselbe Kleid! Ein schwarzes Voiles-Kleid, das immer wieder klang finden. Aber nun ist etwas Schreckliches geschehen: „Leckermäulchen" kann sich nicht mehr in der Oeffentlichkeit sehen lassen, denn sie hat — keine Zähne mehr. Dabei handelt es sich keineswegs um eine Alterserscheinung, sondern um den Gewaltakt einer Hausmeisterin, in Paris „Concierge" genannt, die die Hochfinsterin mit einem wohlgezielten Vorhieb zu Boden schickte und ihr dabei fast sämtliche Zähne ausschlug.

Es ist eine wahre „Küchentragödie", die sich hier abspielte. Madame Brumen, eine Hausmeisterin in der Rue-Francois-Miron, beschloß, den ewigen Klagen ihres Mannes über das schlechte Essen zu entgehen, indem sie sich von ihm ein Kochbuch von „Leckermäulchen" schenken ließ. Aber das Essen blieb trotz der hundertfach bewährten Rezepte auch weiterhin im Hause Brumen schlecht, so ungenießbar, wenn man Monsieur Brumen glauben darf. Dieser machte seiner Empörung über den Mißerfolg in einem Brief an die Besserin des Kochbuches Luft, indem er erklärte, daß man die Kunst von „Leckermäulchen" offenbar stark überschätze; denn obwohl seine Frau nach ihren Angaben koche, käme kein einziges Zeug dabei heraus. „Leckermäulchen" fühlte sich in ihrem Ehrgeiz getroffen. Sie beantwortete das Schreiben dahin, daß hundertlausend französische Hausfrauen mit ihren Rezepten zufrieden seien, und wenn Madame Brumen trotz des Kochbuches miserabel koche, so müsse das an dem mangelnden Talent der Köchin, nicht aber an „Leckermäulchens" erstklassigen Rezepten liegen.

Das hätte „Leckermäulchen" nicht schreiben sollen; denn nun begann das Drama. Die empörte Hausmeisterin, der der Brief in die Hände fiel, beschloß, ihrer Verleumderin einen Denkzettel zu verabreichen. Sie drang in die Wohnung der Madame „Feinbäuche" ein, ließ auf die Kochkünstlerin eine Schimpfkanonade los, daß diese gar nicht zu Worte kam, und schickte sie sodann mit einem sogenannten Uppercut zu Boden. „Leckermäulchens" Zähne waren dahin. Daran vermochte auch die Strafe, die das Gericht gegen diese gewalttätige Hausmeisterin aussprach, nichts zu ändern. Und nun kommt die zärtliche Seite dieser Tragödie. Madame „Feinbauche" fordert neben dem Ersatz der Zahnarztrechnung 200 000 Francs Schadenersatz, dann, so erklärt sie schluchzend, ein „Leckermäulchen", das ein falsches Gebiß habe, mache sich zum Gespött der Welt und könne zumindestens keine öffentlichen Vorträge mehr halten. Man erwartet mit Spannung das Gerichtsurteil.

Frau im Feuer

Kurzgeschichte von Clara Schünemann-Kruyskamp

Vom Stadtturm schlug es zweimal. Die Nacht war finster. Aber dafür glimmten überall Feuer, sogar der Mond zeigte seine Pausbacken.

Am Pier lagen Lagger vertäut. Einer, auf dem noch gearbeitet wurde, mochte eben erst hereingekommen sein. Die Heringsschiffer hatten stürmische Tage hinter sich. Sie werkten noch und freuten sich auf ihr Zuhause. Einer schickte sich gerade an, das Fensterschiff zu verlassen, ein großer breiter Mann von vielleicht dreißig Jahren. Er stapfte über die Brücke und schritt dann etwa hundert Meter den Kai entlang, bis er hinter einem hochgetürmten Kaffeekarren die Altstadt einbog. Seine Schritte hallten laut; das machte die Stille.

Unweigerlich zur selben Zeit trat eine blutjunge Frau aum drittenmal aus der Tür eines schmalen spitzaiebeligen Hauses. Sie trug ein ängstliches Gedaren zur Schau, lief ein Stück die Straße herauf, blieb unschlüssig stehen, lauschte und hastete zurück. „Heute muß er kommen", murmelte sie dabei, „er kommt, wenn ihm nichts zuestoßen ist!"

Als sie nun den runden Mond entdeckte, der ganz allein in dem alten Stadtteil wachte, erschrak sie. Sie kannte ihn zu kaum. Um diese Stunde schlief sie sonst bei ihrem Kinde. Hilfesuchend warf sie ihren Kopf zur Seite. Aber die Fenster rechts und links waren in Dunkel getaucht, die Leute längst ins Bett gekrochen.

Ergeben senkte sie die Stirn und ließ die Arme hängen. Plötzlich riß ein Laut sie aus der Hoffnungslosigkeit. Schritte tönten auf dem holperigen Pflaster. Ein Mann kam um die Ecke, wo eine schwache Lampe brannte. Wahrhaftig, er! Er trug, wie immer, keine Mütze. Sein helles Haar war wie ein Licht in diesem Halbdunkel.

Sie stürzte ihm entgegen, hob ihr Gesicht zu dem viel Größeren und hatte vor Erregung feuchte Augen.

„Ist er rennt du herum? Der da" — er zeigte auf den Mond — „macht dich wohl unruhig, daß du nicht drinnen bleiben magst, wat?" — Vollmond! Er kannte das von See.

Sie versuchte zu lächeln. Dann traten sie zusammen in das Giebelhäuschen und kletterten die schmale Stiege hinan. Leise schliefen sie in die Kammer, überzeugten sich von dem Schlummer der Kinder und aßen noch. Der Mann war hungrig.

Manchmal horchten sie auf. Eines der Kleinen, halb aus abweisbrig, rührte sich und weinte wohl. Dann ging die Frau hinein und schaute nach dem Rechten. —

Sie konnte ihre Furcht beim besten Willen nicht verwinden und blieb weiter einsilbig. Einen Orkan wie in der letzten Woche hatte sie, die aus der Fremde kam, noch nicht erlebt! Unkaßbare Angst war seitdem in ihr gewachsen. Morgen würde vielleicht wieder ein Sturmtag sein oder übermorgen. Immer wieder, ohne Ende . . .

„Was hast du?" fragte der Mann. „Du hast doch was?"

„Mein", wehrte sie ab und trat mit einem Schächzen an den Schrank, um ein paar Zuckerstücke nachzufüllen. Da sah sie durch das Fenster abermals den grellen Mond, wandte sich und nickte: „Na doch, ja."

Etwas jagernd, gestand sie, daß sie immer und immer fürchte, er bliebe einmal draußen auf dem Meeresgrunde. Sie hätten ja auch dern. Hilfesuchend warf sie ihren Kopf zur Kinder, und sie könne kaum noch ruhig sein.

„Ach du", beschwichtigte der Mann sie und füllte sich zum drittenmal den Kaffeebecher.

„Wie's kommt, so kommt es! Und für die Kinder wird gesorgt, das weißt du!" — Er kaute unbekümmert und ließ sich das kräftige Schwarzbrot schmecken. Er war mit Leib und Seele Fahrensmann.

Die Frau nippte nur an ihrer Tasse. Sie war müde, müde. Ihre Glieder wurden schwer wie Blei.

Sie wußte nicht, wie das nun Folgende geschah: Sie tat Dinge, fiel im Raum und sah doch hier im Stuhl und sah sich selber auf Merkwürdig. Als sie die Petroleumlampe von der Kommode nahm, um dem Mann beim Entkleiden zuzuleuchten, zuckte das Licht ihr

Was tut Herr Becker, wenn er im Sommer nach Hause kommt?

Er greift zur Zeitung und setzt sich auf den Balkon oder in den Wintergarten. Das ist nun einmal sein Lieblingsplätzchen. Es ist aber auch kein Wunder, daß er sich gerade hier so wohl fühlt, denn da blinkt und blitzt alles vor Frische und Sauberkeit. Seine Frau weiß aus Erfahrung, daß ihr bei der täglichen Putzarbeit nicht fehlen darf. Wo es wirkt, da hat's die Hausfrau leicht, denn ihr spart Arbeit, Zeit und Geld.

IM WINTERGARTEN UND AUF DEM BALKON können Sie ihr zum Geburtstag für folgende Sachen verwenden: Fenster, Wände, Fußböden, Bänke, Korbstühle, Rocker und Tische, Blumentöpfe, Keramik-, Porzellan- und Emaillevasen, Untersätze, Gießkannen, Blumentische, Marmor- und Metallgegenstände, Lampenschirme, Aquarien, Vogelbauer, Heizkörper und vieles andere mehr!

Die beste Hausfrau kommt im Haus nicht ohne Mi's Hilfe aus!

Drama um ein Kochbuch

„Leckermäulchen" hat keine Zähne mehr — Gastronomische Auseinandersetzung mit den Fäusten

Schon ein Jahr zieht sich in Paris ein aufsehenerregender Prozeß hin, in dem es um die Zähne von „Leckermäulchen" geht. Wer „Leckermäulchen" ist, das weiß in Frankreich jedes weibliche Wesen, das sich je bemüht hat, in die Geheimnisse der Kochkunst einzudringen. „Leckermäulchen" ist für jeden bürgerlichen Haushalt, in dem man auf eine abwechslungsreiche Speisekarte Wert legt, einfach unentbehrlich.

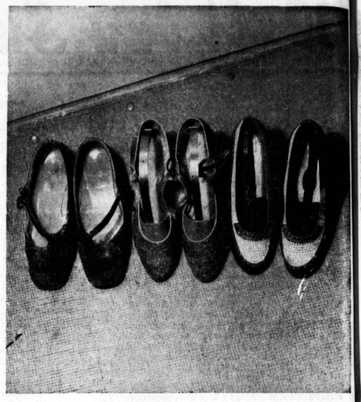
Man wird es erraten haben, daß „Leckermäulchen" ein Pseudonym ist; unter diesem Namen — französisch „Finebouche" — schreibt Madame Jean Aialbert ihre erfolgreichen Kochbücher, von denen eines unfehlbar den Gabentisch jedes jungen Hochzeitspaares schmückt. Wer mit „Leckermäulchen" kocht, wird eine glückliche Ehe führen. Natürlich hinaus ist Madame „Finebouche" eine unübertreffliche Meisterin der Gastronomie, deren Vorträge in Konzertsälen und im Rundfunk großen Anklang finden. Aber nun ist etwas Schreckliches geschehen: „Leckermäulchen" kann sich nicht mehr in der Oeffentlichkeit sehen lassen, denn sie hat — keine Zähne mehr. Dabei handelt es sich keineswegs um eine Alterserscheinung, sondern um den Gewaltakt einer Hausmeisterin, in Paris „Concierge" genannt, die die Hochfinsterin mit einem wohlgezielten Vorhieb zu Boden schickte und ihr dabei fast sämtliche Zähne ausschlug.

Es ist eine wahre „Küchentragödie", die sich hier abspielte. Madame Brumen, eine Hausmeisterin in der Rue-Francois-Miron, beschloß, den ewigen Klagen ihres Mannes über das schlechte Essen zu entgehen, indem sie sich von ihm ein Kochbuch von „Leckermäulchen" schenken ließ. Aber das Essen blieb trotz der hundertfach bewährten Rezepte auch weiterhin im Hause Brumen schlecht, so ungenießbar, wenn man Monsieur Brumen glauben darf. Dieser machte seiner Empörung über den Mißerfolg in einem Brief an die Besserin des Kochbuches Luft, indem er erklärte, daß man die Kunst von „Leckermäulchen" offenbar stark überschätze; denn obwohl seine Frau nach ihren Angaben koche, käme kein einziges Zeug dabei heraus. „Leckermäulchen" fühlte sich in ihrem Ehrgeiz getroffen. Sie beantwortete das Schreiben dahin, daß hundertlausend französische Hausfrauen mit ihren Rezepten zufrieden seien, und wenn Madame Brumen trotz des Kochbuches miserabel koche, so müsse das an dem mangelnden Talent der Köchin, nicht aber an „Leckermäulchens" erstklassigen Rezepten liegen.

Das hätte „Leckermäulchen" nicht schreiben sollen; denn nun begann das Drama. Die empörte Hausmeisterin, der der Brief in die Hände fiel, beschloß, ihrer Verleumderin einen Denkzettel zu verabreichen. Sie drang in die Wohnung der Madame „Feinbouche" ein, ließ auf die Kochkünstlerin eine Schimpfkanonade los, daß diese gar nicht zu Worte kam, und schickte sie sodann mit einem sogenannten Uppercut zu Boden. „Leckermäulchens" Zähne waren dahin. Daran vermochte auch die Strafe, die das Gericht gegen diese gewalttätige Hausmeisterin aussprach, nichts zu ändern. Und nun kommt die zärtliche Seite dieser Tragödie. Madame „Finebouche" fordert neben dem Ersatz der Zahnarztrechnung 200 000 Francs Schadenersatz, dann, so erklärt sie schluchzend, ein „Leckermäulchen", das ein falsches Gebiß habe, mache sich zum Gespött der Welt und könne zumindestens keine öffentlichen Vorträge mehr halten. Man erwartet mit Spannung das Gerichtsurteil.

aus der Hand. Sofort fing die Plüschdecke über der Tischplatte Feuer! Hatt du nicht gesehen, sprang es auf die trockenlechzenden Stühle über und leckte gierig die Gardinen an. Feuer, Feuer, immer neues Feuer! Es gelang den vom Brand jählings Ueberfallenen mit knapper Not, die Kinder herauszutragen. Der Mann lief noch einmal nach oben, um wenigstens das Wichtigste an Hab und Gut zu retten! Die Frau war bleiern müde und konnte ihm nicht folgen. Kein Glied vermochte sie zu rühren. Dann rannten Leute mit der Feuerspritze schreiend hin und her. Von der Stiege schwamm das Wasser — wie die See, aufgewühlte See! Und — der blonde Mann war plötzlich nicht mehr da. Verb

Josel Robert Harrer erzählt eine Humoreske und der Lichtbildner S. Balkin illustriert das Kapitel Schuhe mit einigen netten Aufnahmen aus einem Hotellur



Eine, die etwas auf sich hält!
„Gegensätze ziehen sich an"

Wo drückt hier eigentlich der Schuh?

Eines Morgens erwacht Kaal und sagt zu seiner Frau:

„Mir hat von neuen Schuhen geträumt, mein Engel! Was glaubst du? Soll ich mir dies mein Wink des Traumgottes zu Herzen nehmen?"

„Endlich ein praktischer Traum!" sagt seine Frau und hält mit Mühe ein Gähnen zurück. „Als ich gestern mit dir spazieren ging, schämte ich mich wegen deiner schlechten Schuhe. Kauf dir nur neue Schuhe, aber gib nicht zuviel Geld aus!"

Kaal verspricht, billige Schuhe zu kaufen, und macht sich fertig. Stundenlang geht er durch die Straßen; er studiert die Schuhpreise. Er überlegt, er rechnet und geht wieder weiter. Endlich gelangt er zu einem Schuhladen, in dessen Schaufenster er ein Paar braune Halbschuhe sieht, die nur neun Mark kosten.

„Wirklich billig!" denkt Kaal und tritt ein.

„Sie haben ein Paar braune Halbschuhe im Schaufenster, die mir gefallen; neun Mark kosten sie!"

Der Verkäufer würgt den Rest eines Wurstbrotes hinunter und erwidert, während ihm die Augen aus den Höhlen treten:

„Jawohl, sehr billige, preiswerte Schuhe!"

„Man muß eben heutzutage sparen," fährt er fort. „Früher, ja früher kaufte ich nur gute Schuhe. Aber da teure Schuhe genau so wie billige mit jedem Schritt abgenützt werden, ist es besser, billige Schuhe zu kaufen."

Inzwischen hat der Verkäufer den Bissen ganz hinuntergewürgt; er lächelt verbindlich, kriecht eine hohe Leiter empor und holt eine Schachtel herab. Er entnimmt ihr ein Paar schöne braune Schuhe.

Kaal nickt. Die Schuhe gefallen ihm. Er probiert sie; sie sind zwar ein wenig beengen, aber da Kaal kein ausgesprochener Freund von Fußwanderungen ist, kauft er immer Schuhe, die Nummer 45 haben, obwohl Nummer 48 gerade recht wäre.

gen Schuhe um neun Mark doch gefunden worden? Nummer 46!"

Lächelnd nickt der Verkäufer.

„Ja! Kann das Sie, Herr Kaal, vor einer Woche die Türe hinter sich geschlossen hatten, erinnerte ich mich, daß ich doch noch ein Paar Nr. 46 zur Verfügung hatte. Ich wollte Ihnen nacheilen, doch Sie waren nicht mehr zu sehen!"

„Das ist heute nicht mehr wichtig!" sagt Kaal. „Nun werden die neuen Schuhe eben eine Woche länger benützt werden können. Nicht wahr?"

„Sie haben recht! Aber in dieser Woche sind die Preise —"

Kaal hallt die Fäuste.

„Was sind die Preise? Herr, Sie glaubten, daß ich jetzt noch einer Woche —? Glauben Sie? Neun Mark zahle ich. Verstanden!"

Der Verkäufer ist verzweifelt.

„Sie müssen doch verstehen, Herr Kaal, daß —"

„Nichts mit daß und so weiter! Ich zahle neun Mark! Und kein Wort mehr!"

„Aber hören Sie mich doch an, Herr Kaal! Sie wissen, daß die Zeiten — kurz, der Preis von neun Mark ist ungültig!"

„Genug! Ich habe gezahlt. Es bleibt bei den neun Mark!"

„Soll es wirklich bei den neun Mark bleiben, Herr Kaal?" Der Verkäufer starrt ihn an. Kaal lächelt breit.

„Es bleibt bei den neun Mark, mein Herr! Auf mein Wort!" Und er verläßt den Laden.

„Mich betrügen wollen, mich übervorteilen!" sagte er zu sich. Und da er neugierig ist, wie teuer eigentlich die Neun-Mark-Schuhe im Laufe der Woche geworden sind, macht er einen Blick ins Schaufenster. Mit starren Augen steht er:

„Die billigen Schuhe! Vor einer Woche noch neun Mark! Heute nur mehr fünf Mark das Paar!"

Hier wohnt ein ganz Zerstreuter

Die Hochzeitsreise

„Um neun Mark ganz nette Schuhe!" Kaal zieht die Brieftasche.

Der Verkäufer räuspert sich.

„Verzeihen Sie, die Schuhe kosten 15 Mark!"

„15 Mark? Sind Sie wahnsinnig geworden? Ich wollte doch die billigen Schuhe um neun Mark haben!"

„Das sind keine Schuhe für einen Mann wie Sie. Uebrigens haben wir noch das eine Paar im Schaufenster."

„Geben Sie es mir!"

„Es wird Ihnen nicht passen!"

Kaal fährt fort: „Sie schreiben im Schaufenster, daß die Neun-Mark-Schuhe in jeder Größe vorhanden seien. Geben Sie mir also ein Paar Nr. 45!"

„Es ist leider ausgegangen!"

Das ist Kaal zuviel! Er schreit:

„Sie halten den Käufer zum besten! Warum führen Sie nicht im Schaufenster an, daß Nr. 45 nicht mehr zu haben ist?"

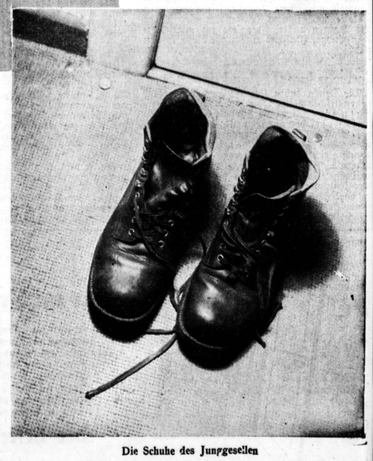
„Ich werde in unserer Fabrik nachsehen lassen. Wir werden bestimmt noch ein Paar Schuhe Nr. 45 um neun Mark auf dem Lager haben. Vielleicht bemühen Sie sich in einigen Tagen wieder her!"

Kaal ist damit einverstanden.

„In einer Woche komme ich wieder. Aber nun Sie dann — Ich brauche wohl nicht erst zu sagen."

Die Woche vergeht. Karl eilt erneut in das Geschäft.

„Nun?" fragt er atemlos. „Sind die billigen Schuhe um neun Mark wieder da?"



Die Schuhe des Junggesellen

Haus, Hof und Garten

„Stiefmütter" im Hühnerhof

Ein Besuch in einer Vermehrungszucht des Reichsnährstandes

Seit uralten Zeiten gebt die Aufzucht im Hühnerhof so vor sich, daß man in den Frühjahrsmonaten wartet, bis eine Henne „glückt", also brütig wird. Man setzt das Tier dann in ein Nest mit 10—14 Eiern die man vorher für diesen Zweck gesammelt hat und wartet ab, ob es auch wirklich mit dem Brüten beginnt. Das ist nicht immer der Fall, manche Hennen verlassen das Nest auch wieder, die heutigen auf hohe Eierleistung gezüchteten Rassen sind nicht gerade sehr brutfreudig. Dann ist guter Rat teuer, eine Ersatzbrut ist nicht immer zur Hand, nicht selten gehen die schon angebrüteten Eier verloren. Diese „natürliche" Aufzucht macht auch viel Arbeit, die Küken fallen zu sehr verschiedenen Zeiten und meist zu spät an, erst im Mai, Juni oder noch später; es gelingt dann nicht mehr, die Junghennen vor Winter zum Legen zu bekommen, womit aber die Wirtschaftlichkeit der ganzen Hühnerhaltung in Frage gestellt wird.

Die „künstliche" Aufzucht – der Natur abgelauscht

Heute geht man deshalb mehr und mehr zu neuen Methoden über, es handelt sich um die „künstliche" Aufzucht, die aber diesen Namen nicht so recht verdient, man hat das Verfahren sehr genau der großen Lehrmeisterin Natur abgelauscht. Um uns näher darüber zu unterrichten, haben wir einmal einem Bauernhof mit einer Hühnerhaltung, die den heutigen neuzeitlichen Anforderungen entspricht, einen Besuch abgestattet. Wir kommen gerade zur richtigen Zeit, steht in den Frühjahrsmonaten ist Hochbetrieb im Hühnerhof. Nicht nur die Bäuerin und eine Magd sind in voller Tätigkeit, wir finden dort auch eine geprüfte Geflügelzüchterin, ist doch unser Betrieb als Hühnervermehrungszucht durch den Reichsnährstand anerkannt, da lohnt es schon, eine Spezialkraft zu halten. Wir werden in den Keller geführt, um zunächst die riesigen Brutschränke zu besichtigen. 1000—1500 Eier werden hier zur gleichen Zeit ausgebrütet, und zwar elektrisch. Mit komplizierten Meßeinrichtungen ist so ein Brutapparat versehen. Die richtige Temperatur sowie die Luftfeuchtigkeit ist abzulesen, die Eier können sogar automatisch gedreht werden, was von Zeit zu Zeit nötig ist. Sogar eine Alarmanlage gibt es, die durch Mark und Bein dringt und automatisch in Tätigkeit tritt, wenn die Temperatur auch nur um einen Grad steigt oder fällt. 21 Tage dauert die Brut, dann schlüpfen die Küken. Vorher, am 7. Tage, werden die Eier einzeln kontrolliert, um festzustellen, ob sie überhaupt befruchtet sind; alles Ungeeignete wird bereits dann ausgeschieden. Glücke muß man haben, heute ist gerade Schlupftag. Wir sehen zu, wie die jungen Küken die Eischale aufpicken und sich bemühen, die Hülle abzustreifen. Gar nicht lange dauert das. Zum Abtrocknen werden die Tierchen in einen Trockenschrank gesetzt und dann — doch nun müssen wir schon die Geflügelzuchtschule erzählen lassen: „Wir brauchen natürlich nur einen ganz kleinen Teil der erbrüteten Küken in unserem eigenen Betrieb. Die übrigen werden jetzt gleich in Papp-Steckkisten verpackt und als Eintagsküken versendet. 48 Stunden können die kleinen Wesen ohne Futter aushalten, diese Zeit genügt, um sie an ihren Bestimmungsort zu bringen. Verluste kommen so gut wie gar nicht vor." Wer sind nun die Käufer? „Bauern und Landwirte, die sich die Vorteile der neuzeitlichen Aufzucht zu Nutze machen wollen, sie beziehen ihren ganzen Nachwuchsbedarf auf einmal und sind auf diese Weise von den Glucken unabhängig. Der Staat gibt sogar einen Zuschuß für jedes Eintagsküken, wodurch noch ein gewisser Anreiz besteht. Die Nachfrage ist groß, die Vermehrungsbetriebe sind immer für viele Bruten im voraus ausverkauft."

Inzwischen sind die Küken verpackt worden, gleich geht es zur Post, die den weiteren Transport übernimmt. Wir wollen nun natürlich wissen, was die Empfänger mit den Tierchen anfangen und wie die weitere Aufzucht vor sich geht, da die Tierchen doch keine Mutter haben. „Das kann ich Ihnen ganz genau bei uns zeigen", sagt die Geflügelzuchtschülfin, „wir haben vor einigen Tagen einen Schlupf in unsere Aufzuchthäuser gebracht."

Die Küken fühlen sich wohl

Dorthin begeben wir uns jetzt, vorher wollen wir aber noch einen Blick in die Stallungen tun, in denen sich die Zuchttiere befinden. Die Bruteier liefert, befindet. Mehrere hundert prachtvolle weiße Tiere mit feuerroten Kämmen sehen wir hier, es sind weiße Leghorn, eine Rasse, die aus Amerika zu uns gekommen ist und heute bei uns die größte Verbreitung gefunden hat. Inmitten der Hennen sehen wir die Herren des Hühnerhofes, die Hähne, stolze Gestalten, denen man ihre Bedeutung von weitem ansieht. Es sind Herdbuchhähne, die über einen langen Stammbaum verfügen, deshalb sind sie auch nicht billig. 150—200 RM kostet so ein Tier. Nur von ganz erstklassigen Tieren dürfen Bruteier hau. Eintagsküken verkauft werden, es kommt ja nicht nur darauf an, überhaupt Nachzucht zu liefern, die Tiere sollen später auch hohe Eierleistungen aufweisen.

Doch nun zu den Küken. Ueberall im Auslauf verteilt sehen wir kleine Ställe, aus Holz oder Leichtbauplatten gebaut, vorn ein großes Fenster, daneben eine Tür. Innen sind die Ställe in 2 Teile geteilt, in einen Warmraum mit der künstlichen Glucke, der Stiefmutter, und in einen Kaltraum, in dem sich die Tiere tagsüber aufhalten, sofern sie nicht bei gutem Wetter sich im Freien befinden. Die „Stiefmutter" interessiert uns natürlich am meisten. Dicht umlagert ist sie von den kleinen Küken, die erst vor wenigen Tagen aus dem Brutschrank hierher gekommen sind. Sie kennen ihre Pflegerin schon, kommen zutraulich herbei, ein paar Hände voll Grütfutter in die Tröge — ausnahmsweise einmal außer der normalen Futterzeit — und schon hebt ein tüchtiges Schmausen an. Ab und zu werden einmal ein paar Schädel voll Magermilch genommen, die sich in einer Tränke befindet. Interessiert schauen wir uns die Glucke an, es handelt sich um eine sog. Grudeglucke, die mit Grudekoks geheizt wird. Dieses Brennmaterial ist nicht teuer, eine gleichmäßige Wärme ist so gesichert. Mehrere hundert Küken werden in diesen Hütschen großgezogen, völlig getrennt von den Alttieren, mit eigenen Ausläufen, um die Uebertragung von Krankheiten zu verhüten. „In ähnlicher Weise ziehen die Käufer unserer Eintagsküken ihre zukünftigen Hennen auf", erklärt unsere Geflügelzuchterin weiter, „es gibt größere und kleinere Aufzuchthäuser. Für ganz kleine Betriebe haben sich die Küchenheime gut bewährt, die leicht transportabel sind und einfach in die Ausläufe, in den Garten o. dgl. gesetzt werden, sie sind leicht selbst herzustellen. Auch hier gibt es Zuschüsse für Stallmuten."

90 Eier ist der Reichsdurchschnitt je Huhn und Jahr. Gut geleitete Betriebe können mit Leichtigkeit 120—130 Eier erzielen. 150, 175, 200 Eier liefern die besten Hennen. Hier sind also noch gewaltige Möglichkeiten, die neuzeitliche künstliche Aufzucht trägt mit dazu bei, die deutsche Hühnerhaltung zu verbessern, der mit wir in hoffentlich nicht allzu langer Zeit unseren Eierbedarf aus eigener Erzeugung decken können.

Diplomlandwirt **Dr. W. Engelbart.**

Aus Praxis und Wissenschaft

100 000 Hektar Flachs sollen angebaut werden

Der Flachsanbau hat im vorigen Jahre nach anfänglichen Erfolgen in den ersten Jahren der Erzeugungsschlacht einen empfindlichen Rückgang erfahren. 1933 wurden nur 4 990 Hektar Flachs angebaut, 1937 stieg die Fläche auf 57 000 Hektar, 1938 wurden insgesamt nur 44 872 Hektar angebaut. Der Rückgang ist einmal auf die meist ungünstigen Preise für Flachsstroh, zum anderen auf den Mangel an Arbeitskräften zurückzuführen. Der Flachs erfordert bekanntlich sehr viel Handarbeit, gegenüber dem Getreideanbau etwa das Fünfbis Sechsfache. Dies gilt besonders für die Ernte, die bisher fast ausschließlich durch Raufen mit der Hand durchgeführt werden mußte und zudem noch einzuarbeitete Kräfte erfordert. Wie wir schon berichtet haben, wurde kürzlich eine Flachsraufmaschine konstruiert, die eine völlige Umwälzung der Flachsernte zur Folge haben dürfte; da die Anwendung dieser Maschine an größere Flächen gebunden ist, werden auch im Anbau wesentliche Umstellungen vom Parzellenanbau auf möglichst große, zusammenhängende Flächen erforderlich sein. Die Maschine hat ihre Feuerprobe im Vorjahre bereits bestanden, in diesem Jahre wird schon eine ganze Anzahl eingesetzt werden können, in ausreichender Zahl wird sie allerdings erst 1940 zur Verfügung stehen. Mit Hilfe dieser Raufmaschine wird es möglich sein, den Handarbeitsbedarf um 95 v. H. herabzusetzen. Voraussetzungen sind für eine einwandfreie Arbeit außer den schon erwähnten zusammenhängenden Flächen unkrautfreie Bestände und steinfreie, ebene Lage. Die Wirtschaftlichkeit des Flachsanbaues ist auch günstiger gestaltet worden, die Preise für Flachsstroh wurden bekanntlich bereits im vorigen Herbst für die Ernte 1939 um 5 RM je Doppelzentner heraufgesetzt. Der Flachsanbau muß deshalb mit allen Mitteln gesteigert werden. Der Reichsnährstand hat sich als Ziel eine Anbaufläche von 100 000 Hektar gesetzt. Diese Anbaufläche, zusammen mit 30 000 Hektar Hanf, würde ausreichen, um den gesamten Rohstoffbedarf der Rösterein und Spinnereien im Großdeutschen Reich zu decken.

Erfreuliche Entwicklung der genossenschaftlichen Viehverwertung

Die Gesamtzahl der beschaupflichtigen Schlachtungen von im Inland erzeugten Rindern, Kälbern, Schweinen und Schafen ist in den letzten Jahren ständig gestiegen, von 1936 auf 1937 um 17 v.H., von 1937 auf 1938 um 8 v.H. Die Zahl der genossenschaftlich erfaßten Schlachttiere stieg noch wesentlich stärker an, und zwar um 29 v.H. bzw. 11 v.H. in den gleichen Zeiträumen. An dieser Umsatzvermehrung nahmen alle Tiergattungen teil. 1936 wurden rd. 173 000 Rinder erfaßt, 1937 waren es 341 000, 1938 448 000 Stück, das bedeutet eine Zunahme um 157 v.H. innerhalb zweier Jahre. Kälber wurden 1936 277 000 Stück, 1937 540 000 und 1938 650 000 Stück genossenschaftlich verwertet, die Umsatzsteigerung betrat hier 77 v.H. Während die Gesamtzahl der beschaupflichtigen Schweineschlachtungen im Jahre 1938 um 40 000 Tiere zurückging, konnte die genossenschaftliche Erfassung noch um 110 000 Schweine erhöht werden.

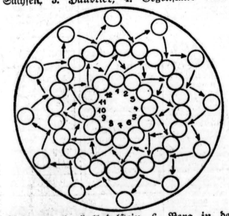
1900 Viehverwertungsgenossenschaften bzw. Genossenschaften, die sich daneben auch mit anderen Aufgaben beschäftigen, waren an diesen Erfolgen beteiligt. Bis auf einen kleinen Rest von 1½ v.H. wurden alle Tiere, entsprechend den Zielen der Genossenschaften, auf Märkten und Verteilungsstellen verwertet. Auf allen 47 Großviehmärkten des Reichs, ferner auf der Mehrzahl der Mittelmärkte besitzen genossenschaftliche Viehverkaufshallen. Für 23 Viehgroßmärkte können die genossenschaftlichen Auftriebsanteile bis zum Jahre 1942 zurückverfolgt werden, es ergibt sich dabei eine Steigerung von 9,8 v.H. auf 18,9 v.H. bei den Rindern, von 19,4 auf 36,3 v.H. bei Kälbern und 21,8 auf 39,1 v.H. bei Schweinen. Der Genossenschaftsanteil auf den 47 Großmärkten und den 2 Mittelmärkten, die das Statistische Reichsamt für seine Erhebungen heranzieht, betrug 1938 17,7 v.H. Rinder, 24,7 v.H. Kälber, 27,1 v.H. Schweine, 13,6 v.H. Schafe. Auch vermäßig hat der Umsatz der genossenschaftlich erfaßten Schlachttiere stark zugenommen, die Bruttoerlöse stiegen von 250 Mill. im Jahre 1935 auf 512 Mill. RM im Jahre 1938. Neben der Schlachtviehverwertung befassen sich die Genossenschaften auch mit dem Absatz und Zuchtviehgeschäft. 1938 wurden über 70 000 Rinder und Kälber, fast 100 000 Schweine einschließlich Ferkel und 7 000 Schafe und Lämmer mit einem Gesamtwert von 38 Mill. RM umgesetzt.

Rapskohl hat sich als Futterpflanze bewährt

Der Rapskohl ist eine neue, in den letzten Jahren durch Kreuzung von Raps und Kreuzkohl entstandene Futterpflanze, man wollte dadurch die Winterhärte des Rapses mit der Schmackhaftigkeit des Kreuzkohles verbinden. Nach den Versuchen des Instituts für Futterbau der Verfuchs- und Forschungsanstalt für Milchwirtschaft in Kiel ist das auch gelungen, der Rapskohl ist durchaus winterfest und schmeckt süß wie der Kreuzkohl. Die Erträge entsprechen ungefähr denen des Rapses. Besonders wichtig ist eine reichliche Stickstoffdüngung, bis 120 Kilo Reinstickstoff je ha, zum kleineren Teil im Herbst, die Hauptgabe im zeitigen Frühjahr. Der Rapskohl kommt in erster Linie für eine Einsäuerung in Betracht, und zwar gehäckselt mit Zucker oder Säurezusatz. Die Vorfruchteigenschaften sind gut, um so mehr als der Rapskohl früher das Feld räumt als Landsberger Gemenge. Der Hauptvorteil des Rapskohls dürfte darin liegen, daß sich bei seiner Mitherdürfte darin liegen, daß sich bei seiner Mitheranziehung für den Zwischenfruchtanbau die bei einseitigem Leguminosenanbau bestehenden Bodenermüdungsgefahren vermeiden lassen.

Sprungrätsel.

Zwölf Wörter mit je fünf Buchstaben und folgender Bedeutung sind zu suchen: 1. Stadt im Gliedstaat Sachsen, 2. Stadt im Gliedstaat Sachsen, 3. Haustier, 4. Gegenstand eines



Aufsatzes, 5. Halbedelstein, 6. Berg in der Schweiz, 7. Shakespearsche Dramengestalt, 8. südamerikanisches Gebirge, 9. alte Münze, 10. weiblicher Vorname, 11. Meeresenge am Persischen Golf, 12. Mündungsarm der Weichsel. Die einzelnen Wörter beginnen in dem inneren Zahlenkreis und enden dortselbst in der Pfeilrichtung. Die Buchstaben der Innenfelder ergeben eine Gaststätte.

Sinnrätsel.

Du siehst mich nicht;
Zwar Hoffnung spricht,
Du werdest bald mich sehe.
Doch täuschte die
Dich sonst auch nie,
So muß es hier geschehen.
Stets bin ich nah,
Nie bin ich da,

Rätst du den Eisel, rätst du fehl,
Nennst Maultier und Maulesel dann,
Sagst du die falsche Lösung an.
Bin kein's davon — 's scheint ohne Sinn
Und doch ist jedes, was ich bin!
Und ist zu heiß dir dieser Braten,
Kannst du mich auch verkehrt ernaten.
Fang an von vorn mich oder hinten,
So wird ich stets dasselbe künden!

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	1					
4	5	3							
6	7	4	1	4	1				
4	8	8	7						
8	7	5	9	3	10	7	1	4	
11	12	2	10	10	7	10			
7	1	1	3	1	15				
8	7	10	2	1	4	7			
13	4	16	2	10					
14	4	15	3	8	3	10			
9	10	13	4	14	4	7			
17	4	7	1	4					
10	2	4	6	4	8				
18	4	13	8	4	19				

deutsche Großfunktion
Straußenvogel
nützliche Insekten
weibl. Vorname
Kraftwagenart
Autofahrgestell
Vereinigung
Mitgebet
Staat in Nordamerika
Stern im Löwen
Festtagsgeschenk
Stadt im Regierungsbezirk Hildesheim
Hiebwaffe
männl. Vorname

Ist das Rätsel richtig geraten, so ergeben die End- und Anfangsbuchstaben, von unten nach oben gelesen, einen Merkspruch von W. den Ouden.

Zweierlei Artikel.

Er soll das Ziel des Kämpfers sein;
Sie fließt (rechtsseitig) in den Rhein. —

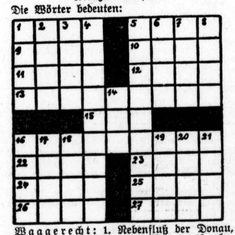
Er ist am Segelschiffe wichtig;
Sie macht die Martinsgans erst richtig. —

Er ist zum „ersten" Mann erhoben;
Sie führt dich Stuf' auf Stuf nach oben. —

Er hört nichts von der Unwelt Leben;
Sie siehst du in den Lüften schweben.

Kreuzworträtsel.

Die Wörter bedeuten:



Waagerecht: 1. Nebenfluß der Donau, 5. griechischer Gott, 9. Bezeichnung, 10. ehemalige russische Volksvertretung, 11. Mädchenname, 12. Nebenfluß der Fulda, 13. Setzling, 15. Kopfbedeckung, 16. lästiger Hausbewohner, 22. arabischer Stamm, 23. Wasserstrudel, 24. berühmtes Polarschiff, 25. Charaktereigenschaft, 26. eitler Bursche, 27. Birkengewächs. — Senkrecht: 1. Mädchenname, 2. seidenartiges Gewebe, 3. Nährmutter, 4. hohe Dienststelle, 5. Nadelholz, 6. Männername, 7. Zeichen, 8. letzte Ruhestätte, 14. Behandlung, 16. Meerstell, 17. wie 22, waagerecht, 18. Element, 19. Destillationsprodukt, 20. Bruchstück, 21. Planet.

Rückläufer.

Die Kämpfer trag ich in den Streit,
Den Reitenden durch Wüsten weit.
Touristen gar den Berg hinauf,
Sie trauen meinem sichern Lauf.
Ich bin kein Pferd und kein Kamel.

Soviel der Tag' auch kamen;
Denn in der Nacht,
Eh' Licht erwacht,
Verlier' ich meinen Namen.

Auflösung aus voriger Nummer:

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Tandem, Auto, Affe, Riegel. — Senkrecht: Navi, Adler, Mauer, Tuer. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Wo bleibt die Kraft? Das Kind gibt dem Kreisel Bewegungskraft aus seinem lebendigen Arm. Die Kraft ist durch die Reibung zu Wärme geworden, die nach und nach durch Strahlung auf die Luft übergeht, die durch Wärme ausgedehnt wird.

Doppelsinnrätsel: 1. Diwan, 2. Intendant, 3. Einfall, 4. Manchester, 5. Orden, 6. Energie, 7. Wechsel. 8. Einkehr. — Die Moewe.

Verbindungsaufgabe: Weiß-Rauch, Ise-Bella, Not-Ebbe, Zeus-Bein, Ect-Art, Mark-Tag, Strick-Zeug, Pack-Hof, Ohr-Ring, Rot-Stift, Trost-Preis — Wintersport.

Rätsel: Der Schlüssel liegt in den Worten: „Des Anfangs Buchstaben jeder Zeile, von oben nach unten gelesen, ergeben den Namen Goethe.

Bilderrätsel: Nichts ist schneller als die Jahre.

Wortkette: Kaffee, Grund, Wasser, Mann, Heim, Fahrt, Dauer, Lauf, Feuer, Wehr, Macht.

Letztes Aufgebot: Land, Sturm; Landsturm.

Gleichklang: Kanton (in China und in der Schweiz).

Vielerlei: Der Vogel.

Ergänzungsaufgabe: Schuh-Sack, Chef-Arzt, Hoch-Land, All-Tag, Nacht-Zeit, Gift-Pilz, Hirsch-Kuh, Au-Tor, Jn(n)-Halt. — Schanghai.

Rätsel: Der Geschichtsforscher.

„Lebe wohl, Emma! Ich muß niesen!“ (Asmus.)

Tantchens Geburtstagskuchen

Tante: „Sag', Hänschen, was hast du mit dem Kuchen gemacht, den ich dir zum Geburtstag gebacken habe?“

Hänschen: „Den hab' ich der Lehrerin mitgebracht.“

Tante: „Oh! Der war doch für dich selbst. Aber es war nett von dir, auch an andere zu denken. Und hat die Lehrerin ihn aufgegessen?“

Hänschen (strahlend): „Sicher! Sie war seitdem noch nicht wieder in der Schule.“

*

Karlemann geht mit seiner Mutter spazieren und sieht in einem Schaufenster eine unbekleidete Schaufensterpuppe stehen. Verwundert ruft er aus:

„Mutti, das Fräulein ist barfuß bis unter die Arme.“

Bewegung

„Mama, du brehst dir deine Zigaretten jetzt selber?“

„Ja, der Doktor meinte, ich sollte mir mehr Bewegung machen.“ (Südmische Illustrierte Zeitung)

*

Dichter: „Wie finden Sie meine Gedichte?“

Verleger: „Ich finde sie zart, daß ich fürchte, sie hatten den Druck nicht aus.“ (Neue Ztg.)

*

„Ich möchte gerne einen recht leichten Hosenstoff haben.“

„Hier hätte ich einen, darin gehen Sie in acht Tagen so gut wie im Freien.“ (Neue Ztg.)

*

„Kennen Sie den Unterschied zwischen einem Bettler und einem Millionär?“

„Na, sagen Sie schon!“

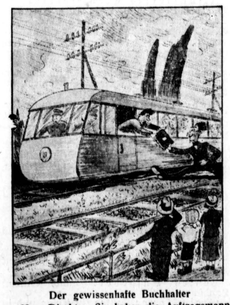
„Dem Bettler macht seine nächste Mahlzeit Sorge, dem Millionär seine letzte.“

(Koralle.)

In diesem Falle ja

Bei einer verunglückten Uraufführung wird das neue Stück mit einem Pfeifkonzert begrüßt. Erschreckt murmelt der Autor: „Es ist verteufelt schwer zu sagen, was das Publikum gerade wünscht.“

„In diesem Falle“, antwortet der Spielleiter, „ist es aber ziemlich einfach: es wünscht sein Geld zurück.“ (Montreal Star.)



Der gewissenhafte Buchhalter

„Herr Direktor, Sie haben die Auftragsmappe vergessen! Bitte sehr — besten Erfolg und gute Reise!“ Zeichnung: Radestock (M.)

Naturgeschichte

„Wir kommen nun“, erklärte der Lehrer im Naturkundeunterricht, „zu der Familie der Wanzen! Auf was müssen wir da wohl zunächst achten, Kurtchen?“

„Det uns aus die Familie keener anfrabbelt, Herr Lehrer!“

Zehn Mark gespart

Söhnchen: „Du kannst froh sein, Papi! Du hast zehn Mark gespart!“

Vater: „Wieso denn?“

Söhnchen: „Du sagtest doch, du würdest mir zehn Mark geben, wenn ich ein gutes Zeugnis nach Hause brächte.“

„Verzeihung, wohnt hier mein Sohn, ein Student Jansen?“

„Ja, ein Herr Jansen wohnt schon hier, aber daß er Student ist, habe ich nicht gewußt, ich dachte immer, er wäre Nachtwächter!“

„Haben Sie nicht ein ganz neues, ganz modernes Parfüm?“

„Selbstverständlich, gnädige Frau . . . hier haben wir eins, das riecht nach Benzin . . . da glauben alle Leute, Sie haben ein Auto!“

Rückfrage

Willi löst gern Kreuzworträtsel.

Der Lehrer fragt: „Willi, nenne mir die Hauptstadt von Frankreich?“

Schreckt Willi hoch: „Wieviel Buchstaben?“

*

„Weißt du, was ich dir zum Geburtstag schenke? — Einen Handspiegel.“

„Aber ich bitte dich, Männe, wer schaut schon noch den Händen? Schenk mir lieber einen fürs Gesicht.“

*

„Ich hörte, du hast in dem neuen Hörspiel mitgespielt?“

„Ja, ich gab die näherkommenden Schritte.“ (Woche).

Boshaft

„Wissen Sie, Fräulein Leni, man darf seine Gedanken nicht verflattern lassen. Ich zum Beispiel mache jeden Abend Eintragungen in mein Tagebuch.“

„Machen Sie das schon lange?“

„Oh, seit etwa fünf Jahren.“

„So? Na, da werden Sie ja bald die erste Seite voll haben?“

*

Schwiegers waren im Theater, in einem tieftraurigen Trauerspiel. Frau Schorler weinte im ersten Akt, sie weinte im zweiten Akt, und als der dritte anfing, bot ihr Herr Schorler sein Taschentuch an.

„Nein, laß nur“, schluchzte sie, „in meins geht der dritte Akt auch noch rein!“

*

Fremder beim Friseur: „Zum Donnerwetter! Jetzt schneiden Sie mich zum zweiten Male! — Wenn Sie nicht besser rasieren können, werden Ihnen Ihre Kunden bald ausbleiben!“

Lehrling: „O nein! Die Kunden darf ich ja noch gar nicht rasieren — ich rasiere nur die Fremden!“

Umsichtig

Onkel: „Nun, Karl, stellen wir mal eine Liste deiner Schulden auf. Man ist ja auch mal jung gewesen.“

Student: „Einen Augenblick, Onkel. Ich möchte das Tintenfaß erst auffüllen.“

*

„Werde ich bald wieder gesund sein, Herr Doktor?“

„Augenblicklich haben Sie zwar noch Fieber, doch beunruhigt mich das weiter nicht.“

„Da befinden wir uns in gleicher Lage, Herr Doktor, ich würde auch nicht beunruhigt sein, wenn Sie etwas Fieber hätten.“ (Passing Show.)

Seine Meinung

„Was lesen Sie denn da?“

„Gedichte!“

„Ah, Sie sind verliebt?“

Erfaßt

Lehrer: „Also, Jungens, unter durchsichtigen Körpern versteht man Körper, durch die man hindurchsehen kann. Wer kann mir als Beispiel hierfür zwei nennen?“

Karlchen: „Ein Gitter, Herr Lehrer.“

*

„Vati, schlafen Fische auch?“

„Natürlich, du dummer Junge! Wozu wäre denn sonst das Fischbett da?“ (Neue Ztg.)

Verkannter Tanzschritt

„Oh, was haben Sie da für einen exzentrischen neuen Tanzschritt, Herr Rubenstauch?“ fragte Irmelin ihren Partner und schmiegte sich wonnig an ihn.

„Ehrlich gesagt, ist das kein neuer Schritt. Mir ist nur der Hosenträger abgerissen.“

Worauf Irmelin sich entschloß, empört zu sein. (Münchener Illustrierte Presse.)

*

„Ist denn Ihr neuer Mieter schon wieder ausgezogen, Frau Nachbarin?“

„Ja, er sagte, es wären Wanzen hinter der Tapete.“

„Was in aller Welt hatte er denn hinter den Tapeten zu tun?“ (Fliegende Blätter.)

Entschuldigung

A.: „Wie konnten Sie erzählen, daß ich ein Dummkopf bin?“

B.: „Entschuldigen Sie, ich wußte nicht, daß es ein Geheimnis ist.“

*

Der Sprößling des Apothekers K. vermochte sich nur schwer mit der Mathematik anzufreunden. Als es Zensuren gab, kam er mit der Note ungenügend nach Hause. K. glaubte nun, daß ein Unrecht begangen sei, machte sich auf und fragte den Lehrer, wie es komme, daß sein Sohn zu dieser Note gekommen sei.

„Dies ist ganz einfach“, antwortete ihm der Lehrer, „eine schlechtere hatten wir nämlich nicht.“

Bei der Wandertruppe

Einheimischer: „Warum haben Sie denn gestern statt des angekündigten „Hamlet“ die „Räuber“ aufgeführt?“

Schauspieler: „Ja, als wir gerade mit der Vorstellung beginnen wollten, bekam unser Wirt noch einen Gast, und da konnte der Geist Hamlets nicht auftreten, weil der Wirt das Bettlaken für den Fremden brauchte.“

*

„Na, Fräulein Grete, das war ein Schuß, was? Haben Sie gesehen, wie der Hase geflitzt ist?“

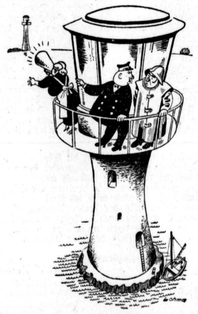
„Aber Sie haben ihn doch gar nicht geschossen!“

„War ja auch nur die erste Verwarnung! Sie sollen mal sehen, was ihm passiert, wenn er es wagt, nochmal zurückzukommen!“

Vorsicht, Glas!

„Ich hörte, Erna hat sich so häßlich an ihrem Exbräutigam gerächt. Was hat sie denn getan?“

„Sie schickte ihm den Brillantring zurück, den er ihr zur Verlobung schenkte, und schrieb auf das Paket: „Vorsicht, Glas!“ (Lippincotts Magazine)



„Ja, meine Frau klatscht dauernd mit der Frau vom anderen Leuchtturm!“ (Zeichnung: Lohma)

Verlockender Weg

„Ja, lieber Freund, ich bin auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden!“

„Nimm mich mit!“ (Fliegende Blätter.)

Ausgerissen

„Meier wollte versuchen, für eine Erfindung, die er gemacht hatte, Geld aufzutreiben!

„Wie weit ist er damit?“

„Ueber alle Berge!“ (Fliegende Blätter.)

*

„Vater, du bist doch in Leipzig geboren?“

„Ja, mein Junge.“

„Und Mutter in Köln?“

„Ja, mein Junge.“

„Und ich in Hamburg?“

„Ja, mein Junge.“

„Ist es nicht eigentlich ein Wunder, daß wir uns überhaupt getroffen haben?“

So sind sie – sind sie so?

Aphorismen von Richard Hanns Hoffmann

Jede Frau hat den treuesten Mann, die intelligentesten Kinder, den größten Neger mit den Dienstboten, die besten Kochrezepte, die billigsten Einkaufsquellen — aber nichts zum Anziehen.

*

Die Männer wissen, wieviel Liter der Ozean faßt, wie viele Jahre es noch dauert, bis der Erdball vergletschert ist, ob die Staatspapiere steigen werden, wieviel Getreide in der Welt geerntet wird, wie die soziale Frage zu lösen ist, aber nicht — was sie ihrer Frau zum Geburtstag schenken sollen.

*

Jeder Mann will, daß seine Frau hübsch gekleidet erscheine, daß sie seinen Freunden gefalle, daß man sie jung aussehend finde, daß sie noch Länger bekomme, daß sie für geistreich gelte und in der Gesellschaft glänze; aber er will nicht, daß man sie für kokett halte.

*

Jede Frau will, daß ihr Mann sie allein und keine andere Frau bewundere, daß er ihre Küche für die beste der Welt erkläre, daß er den Abend nur mit ihr verlebe oder doch nie spät heimkomme, daß er nicht zuviel rauche, daß er reichlich Wirtschaftsgeld hergebe und seine Frau für die sparsamste der Welt halte, daß er leise auftrete, wenn sie kopfschmerzen hat, daß er sich gut die Schuhe abputze, damit der Teppich geschont werde, daß er voll Anteil ihre Klagen über das Mädchen anhöre, daß er nie widerspreche; aber sie will nicht, daß man ihn für einen — Pantoffelhelden ansehe.

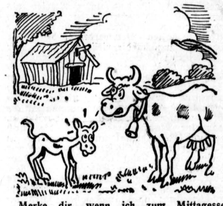
Ein Plastikus

Hausdiener (zum Reisenden): „So, das wäre Ihr Zimmer, hier ist der Knipser für das Licht, und wenn Sie morgen früh geweckt sein wollen, dann drücken Sie, bitte, nur auf diesen Knopf!“

*

Paul rief seine Wirtin: „Frau Poller, ich brate mir hier auf dem Kocher ein Beefsteak! Das Ding will und will nicht weich werden. Was macht man da nur?“

Lächelte die Wirtin freundlich: „Heiraten!“



„Merke dir, wenn ich zum Mittagessen läute, dann hast du pünktlich zur Stelle zu sein!“ (Everybodys Weekly.)

„Ganz schmerzlos war es beim Zahnarzt nicht, Mutti!“ erklärte die kleine Gisela, als sie nach Hause kam.

„Wieso? Hat er dir wehgetan?“

„Nein — aber er hat geschrien, als ich ihn in den Finger gebissen habe!“ (Berliner Illustrirte Zeitung)

Freundschaftsdienst

Hummel begegnet Bummel und jammert: „Vor lauter Schulden kann ich nicht schlafen. Können Sie mir nicht helfen?“

„Gern“, mein Bummel. „hier haben Sie — ein Schlafpulver!“

Schlank und leichter im Gewicht. Prosp. m. ges. Medizin. Aufklärung kostenlos. Hermann Kaiser, K 32

Kieler Matrosen- Kinder-Anzüge, Kleider u. Mäntel, Alter, Körpergröße (Scheitl. b. Fußsohle) Knabe o. Mädch. u. Herr angeb. Marine-Diffizierstuche, Jachttuchbeeren, farb. Kammgarne für Anzüge, Damen-Mäntel, Kostüme, Kleider, Fertigstellung, Anzüge, blau und farbig, Litzer, Tressenbesatz, Reparaturen, Kleider, Körper- u. Konfektionsgröße unbedingt erforderl. Bemust. Angeb. u. Preisliste gratis 3-tmonatl. Ratenzahlung. Bekleidungshaus B. Preller, Kiel 84.

Heiraten

Eisenbahnschlosser (Baderb. Bauernsohn, 24 J.) wünscht mit einer netten, lebensluft. Dame vom Lande bekannt zu werden Mustreuer genügt Angeb. mit Bild unt. Nr. 1186/2 „Der 7. Tag“, Paderb

Grau! Spezial-Haaröl rasiert graue Haare od. Geld zurück. Nähr. bei Ch. Schwarz Darmstadt D 167 Herdw.

Eisenbahnzug diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich Heuland-Verlag R Herne i. W. Mühlenstr. 7

AB 3. MARK monatlich 12 Raten Anzahlg. 10.– Anerkannt gut – billig 95 Modelle Katalog mit Farbmustern frei Hans W. Müller Ohligs 413

Schütze OHR! AKUSTIKA – **Wärme in Ohr** bei Zugluft, Wind, Kälte. Die schalldurchlässig. Ohrschutzpfropfen sind eine Wohltat auch bei Ohrenleiden! In Apoth./Drog. 30 u. 50 Pfg.

Schwimm, diese Herren mit ihrer Furcht vor dem „Bäuchlein“! Wer sich erkältern und zugleich verjüngen will, der sorge für gesunde Schlankheit und trinke täglich eine Tasse Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee auch als Drix-Tabletten–Drix-Dragees

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Haupt schriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Rötiger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link (z. Z. mil. Uebung); Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag“: 4. V). 38: 43181. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 12 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 19. März 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Der Sonntag daheim

Ja, Sonntag ist's. In die bleiche Frühe des Märztages flötet zärtlich eine Drossel.

Auch die Soldaten haben ihren Sonntag. Da verspätet sich die schrille Werkpfeife des Unteroffiziers vom Dienst bis um sieben Uhr. Aber die Männer sind frühere Zeit gewohnt und liegen schon wach in ihren Betten. Auch sie hören die Drossel und ihre Gedanken gehen mit dem lockenden Lied in die ferne oder nahe Heimat.

„Habt ihr denn all die Drossel gehört, heute früh?“, fragt schließlich der eine, ein Bauer aus Westfalen. „Daheim, in meinem Obstgarten, wird nun sicher auch schon eine Drossel flöten. Ich hab mir eingebildet, ich hätte die Drossel von daheim gehört. Da kommt jetzt der Klang der Glocken vom Dorf über die blaßgrünen Wiesen bis auf meinen Hof. Ueber die Feldwege und Straßen gehen die Bauern und Bäuerinnen in ihrer schmucken Sonntagstracht zur Kirche. Und hinterher sitzt Jung und Alt noch in der Schenke beim Umtrunk. Dieses muß nun schon besprochen und gerichtet werden. Bald ist das Frühjahr in vollem Schwung.“

„Sonntagmorgen —“ fällt da der andere nachdenklich ein, der Heizer auf einer Lokomotive ist, „da liebe ich zu allermeist im schwarzen Arbeitszeug auf der Maschine. Denn die Züge sollen ja auch sonntags fahren. Daß ich mein Pfeifchen schmauche, das ist meine Sonntagsfreude. Von meinem Stand aus seh ich die Menschen zu Hunderten in heller Sonntagsstimmung auf den Bahnsteigen. Die Verlobten und Verliebten reisen zueinander, die Soldaten fahren auf Sonntagsurlaub, reisende Geschäftsleute fahren mit gemütvoller Zigarre nach Haus. Und dann mein ich oft, auch die Pfeife der Lokomotive ertönte heller und freudiger . . . Es ist trotz allem schön am Sonntagmorgen den Zug durch das Land zu fahren. Wenn man auch selbst Dienst hat, so hat man doch den ganzen Zug voll guter Laune und die Dörfer und Städte haben ihr festliches Gesicht!“

„Sonntagslaune! Hach, da müßtet ihr alle mal zu mir kommen“, lacht ein Dritter, „und Du da am allerersten mit Deinem städtischen Milchgesicht. Sonntag abend bei uns im Dorf. Wißt ihr, mein Vater hat eine Wirtschaft und die werde nächstens ich bekommen. Aber Kinder, da geht es zu am Sonntagabend! Nun ist ja stille Zeit, wie der Bauer sagt. Da gibts keinen Tanz, dafür wird es am 2. Ostertag aber dann um so schöner. Und dann den Frühling und Sommer hindurch! Da kommen die Burschen und Mädchen und alles, was sich für jung hält. Da kann man jedem die harte Tagesarbeit auf dem Gesicht und an den Händen ablesen, aber in allen Augen leuchtet eitel Freude und der lautere Wille zur Fröhlichkeit. Da wird getrunken und gesanzt, und jeder, der im Saal ist, gehört dazu. Keiner schließt sich aus. Und was in der Woche bei angestrengtester Tagesarbeit aus Uebereifer oder Mißverständnis die gute Nachbarschaft vielleicht gelitten hat, kommt beim Glas Bier schnell wieder in Ordnung. Und selbst die „großen Feindschaften“ renken sich da allmählich wieder ein, wenn es sich trifft, daß die Kinder der Alten sich beim Tanze finden. Aber das kennt Ihr ja aus vielen Romanen, in denen es allerdings doch nie so steht, wie es in Wirklichkeit ist. Aber beschreiben läßt sich das eben auch nicht . . .“

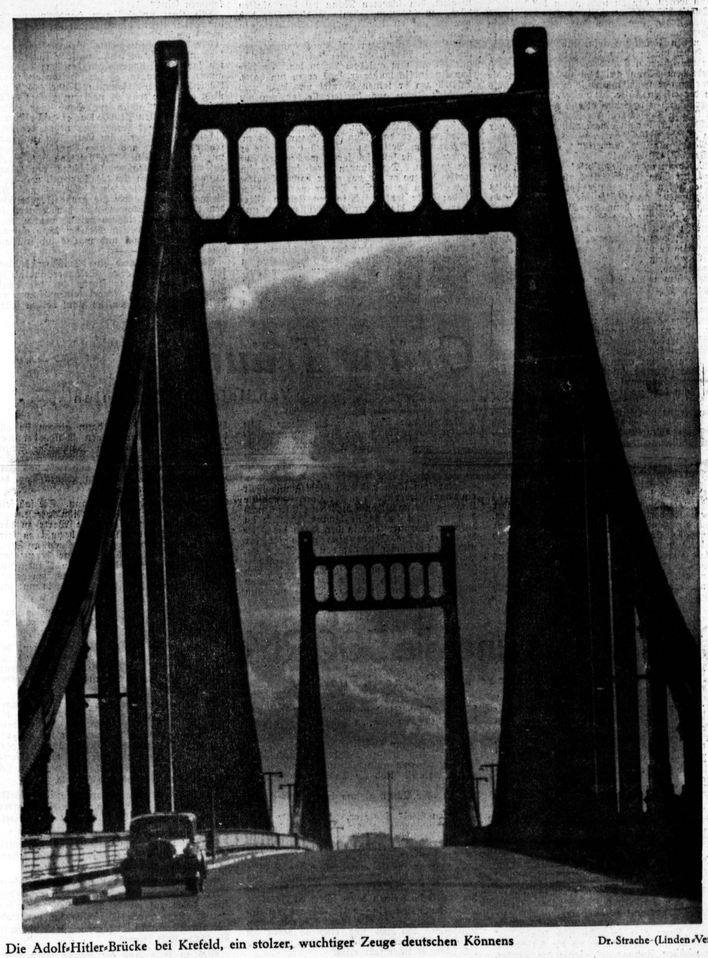
„Bei uns in der Großstadt kann man jeden Abend ausgehen und vergnügt sein soviel man will“, weiß der vierte zu erzählen. „Diele finden das großartig und nehmen die Gelegenheit restlich wahr. Ich meine, der Sonntag müßte darunter etwas verblassen. Nicht bis zu jedem Wohnblock dringt der Klang der Sonntagsglocken und die Menschen kleiden sich nicht festlicher als in den Freistunden ihrer Werktage. Dafür hüllt sich aber die Großstadt am Sonntagabend in ein phantastisches Lichterrot, denn der Städter, der in der Woche um jede Minute jagt und hastet, hat nun Zeit, sich von den herrlichen Ausflagen der Fenster verlocken zu lassen. Da kann das Auge schweigen vor den langen Fensterfronten und alles, was nur das Herz sich ersinnen kann, liegt da vor dem langen Blick ausgebreitet. Kinos werben mit schreiender Reklame, Varietés, Theater, ach, man kann sich auf tausenderlei Art freuen und vergnügen. Und wenn ich auch nur wenig Geld hab' geh ich doch Sonntagsabends oft mit meiner Frau durch die lichtüberfluteten Straßen. Und was wir uns nicht kaufen können, besehen wir dann vielleicht in einem glücklichen Traum . . .“

„Und Du sagst garnichts?“ wenden sich darauf alle an den fünften, der still vor sich hinsinnend in einer Ecke der Stube sitzt. „Wie ist denn der Sonntag bei Dir?“ Da geht ein Leuchten über seine Augen und er erzählt mit glücklichem Lächeln: „Ich habe ein kleines Siedlungshaus vor der Stadt und Sonntags bin ich am liebsten da in meinen vier Wänden bei meiner Frau und meinen zwei Kindern. Ja, bald werden es sicher drei sein und ich denke nur immer, es müßte ein Junge sein und er müßte an einem Sonntag kommen wie heute. Bei Sonnenschein und blauem Himmel und Drosselschlag . . .“

Nun sind sie alle in der Stube ganz still. Bis der eine aus der Stadt sagt: „Wißt Ihr, eigentlich bedenkt man gar nicht, daß es so vielerlei gibt, worum der Mensch sein Glück und seine Sonntagsfreude haben kann. Wir sind hier nur erst zu fünf Kameraden und schon jeder hat seinen Sonntag auf eine eigene Weise. Und das ist nun der Gewinn unseres Soldatensonntags, daß wir einander kennen und verstehen lernen. Das läuft so nebenher, aber das ist schön, meine ich.“

Die anderen nicken zustimmend. Da geht die Tür. „Achtung!“ Der Unteroffizier vom Dienst verteilt die Post. Ein Kreuzband mit dem „7. Tag“ für den Schützen X. Der strahlt aus beiden Augen: „Der 7. Tag“ darf natürlich in meinem Sonntag nicht fehlen!“ „Aber hier auf unserer Stube auch nicht!“, ruft ein anderer und seine Blicke richten sich begierig auf das schöne Titelbild der Zeitschrift. „Da hat wenigstens ein jeder von uns etwas für die Mußestunden seines Soldatensonntags.“

L. k.



Die Adolf-Hitler-Brücke bei Krefeld, ein stolzer, wuchtiger Zeuge deutschen Könnens Dr. Strache (Linden-Verlag)

...wo er doch Paul heißen sollte!

Von Ernst Zacharias

Die junge Bäuerin stöhnte leise auf; dann griff sie mit der linken Hand nach der Schulter ihres Mannes und weckte ihn aus seinem bleiernen Schlaf. Verstört blickte er auf.

„Paul, ich glaube es ist so weit."

Nun erst begriff der Bauer, sprang mit einem Satze aus dem Bette und legte die Kleider an. Dabei zitterten ihm die Hände; allmählich beruhigte er sich, so daß er seiner Weise einige tröstende Worte sagen konnte. Während er die Jacke zuknöpfte, kam es stoßweise von seinen Lippen: „Nur keine Angst, Marie, es wird schon alles gut ablaufen. Ich bin ja auch schnell wieder da, und die Müllern ist wirklich tüchtig! Nun will ich noch die Anna wecken, daß du nicht allein bist."

Damit stürmte er fort, weckte das junge Hausmädchen und holte das Rad aus dem Schuppen. In fünfzehn Minuten konnte er im nahen Städtchen sein, um die Müllern, die Hebamme zu holen, damit sie seiner Marie in ihrer schweren Stunde beistehe. Ganz heiß wurde dem Manne bei dem Gedanken an die bevorstehende Geburt, und so merkte er nichts von der eisigen Kälte, die nach dem Tauwetter überraschend eingesetzt hatte. Am Ausgange des kleinen Dorfes traf der Radfahrer auf den Nachtwächter, der in einem Winkel Schutz vor dem Winde gesucht hatte.

„Na, Paul, ist's so weit?"

„Jawohl, Wilhelm!"

„Na, denn man alles Gute! Stoß dich vor, Paul, der Weg ist verdammt glatt!"

Die letzten Worte hatte der Wind bereits verschlungen; auch hätte die Mahnung nicht allzuviel genützt; denn der Mann fuhr, was Lunge und Beine hergeben wollten. Nach fünf Minuten lenkte Paul von der Straße auf den Kirchweg; dadurch kürzte er bedeutend ab. Und hier hatte er noch eine Begegnung. Hell warf der Mond sein Licht auf die Gestalt, die ihm entgegenkam. Kein Zweifel, es war Franz. Knapp kamen die beiden auf dem schmalen Wege aneinander vorbei. Unwillkürlich atmete Paul erleichtert auf, als er wieder freie Bahn hatte. Er mußte sich gestehen, daß ihm die Begegnung gerade jetzt nicht sehr angenehm war. Franz wußte natürlich wie der Nachtwächter, wohin er fuhr; aber gerade seinem ehemaligen Herzfreunde mußte es einen Stich ins Herz geben; denn wegen der Marie, die jetzt ihrer Stunde entgegensah, hatten sie sich vor zwei Jahren auf Tod und Leben entzweit. Und dann kam noch eins dazu: heute vormittag hatte das Amtsgericht eine alte Streitsache gegen Franz und für ihn entschieden. Sicherlich war der Bauer bis in den späten Abend im Städtchen geblieben, um den Kerger hinunterzuspülen. Und nun diese Begegnung! Na, Gott sei Dank, er war hinter ihm. Paul mochte bei diesem Gedanken nicht genügend auf den Weg geachtet haben; kaum war er an seinem feindlichen Nachbarn vorbei, so geriet das Rad in eine vereiste Furche, kam ins Rutschen, und mit voller Wucht schlug der schwere Körper des Bauern auf den Boden, wobei der Hinterkopf eine steinhart gefrorene Ackerscholle streifte. Ohne Besinnung blieb Paul liegen.

Das Klirren des stürzenden Rades und das Aufprallen des schweren Körpers auf den hartgefrorenen Boden war weithin vernehmbar. Franz, der heimkehrende Bauer, drosselte sich hastig um. Da sah er nicht allzu weit eine dunkle Masse am Boden liegen. „So ist's recht! dem kann's nicht schaden, wenn sein Gehirnkasten mal ein Loch kriegt!" Zufrieden lächelnd drehte er sich um und ging weiter. Aber wie einem geheimen Zwange folgend, drehte er sich nach einigen Schritten wieder um.

„Wahrhaftig, er liegt immer noch da! Himmel, er wird doch nicht . . ."

Da lief er auch schon zurück. Paul, sein Feind, lag wie leblos am Boden. Instinktiv rüttelte er ihn; er rührte sich nicht. Ratlos blickte der Bauer um sich. Was tun? Unmöglich, den schweren Mann bei dem glatten Wege zu schleppen, ebenso aussichtslos, daß jemand um elf Uhr abends diesen einsamen Weg daherkommen sollte. Und Marie? Sie wartete in Schmerzen auf die Hebamme und auf ihren Mann, der hier hilflos, vielleicht gar tot vor ihm auf dem Boden lag. In diesem Augenblick wußte er, was er zu tun hatte. Schnell zog er seinen Mantel und dazu noch die dicke Joppe aus, breitete sie sorgsam um den Bewußtlosen, schwang sich auf das Rad, das glücklicherweise heil geblieben war, und sauste dem Städtchen zu. In knapp fünf Minuten war er da. Nun zuerst zur Müllern, die schon im Bette lag. Schnell trommelte er sie heraus; sie solle sich fertig machen und auf ihn warten. Den jungen Arzt fand er im Ratskeller, wo er ihn vor einer halben Stunde noch gesehen hatte. Der Doktor war sofort im Bilde; beide setzten sich in den kleinen Viersitzer, holten die überraschte Müllern ab und weiter ging's im unerlaubten Tempo dem Dorfe zu. An der alten Mispompel aus Franz dem Doktor ein Zeichen. Von der Straße aus konnte man deutlich über den Acker hinweg den langgestreckten Körper des Verunglückten erkennen. Die beiden Männer stiegen aus, und bald standen sie auf dem Kirchhofe und beugten sich zu Paul herab. Ein leises Stöhnen drang aus seiner Brust hervor. Behutsam hoben sie ihn auf, und bald saß er, so gut es gehen wollte, im Auto.

„Die Sache scheint ja noch gut abzulaufen", bemerkte Dr. Brüggemann zu Franz herüber. Der scheint aus einem Nachdenken aerissen und sah zurück: „Das Beste wird sein, wir schaffen den Paul zu mir; seine Frau erschrickt ja zu Tode, wenn wir ihn so ins Haus bringen!"

So wurde es denn auch gemacht. Nach zehn Minuten lag der Verletzte wohlversorgt in Franzens Bett. Christine, die älteste Schwester des Bauern, hatte die Augen wohl aufgerissen, als man den Feind ihres Bruders zu nachtschlafender Zeit in die Stube trug. Der Arzt war mit dem Kranken zufrieden, sein Atem ging ruhig; die Temperatur war nur wenig gestiegen, so schien die gefürchtete Gehirnerschütterung doch ausgeblieben.

„Das haben Sie wirklich gut gemacht", versetzte Doktor Brüggemann. „Kaum einen Schnupfen wird er kriegen, so warm haben Sie ihn verpackt. Aber Sie selbst, wird Ihnen die Fahrt zur Stadt in Hemdsärmeln gut bekommen sein?"

Mit einer unbeholfenen Handbewegung beantwortete Franz die Anfrage; das würde ihm nichts machen.

Ein Stündchen wollte Brüggemann noch bleiben, aber schon nach ungefähr fünf Minuten kam das Jungmädchen herüber: die Hebamme lasse fragen, ob der Doktor auf einen Augenblick herüberkommen könne, es ginge nicht gut. So war es noch ein großes Glück, daß der Arzt gleich zur Hand war. Nach einer sorgenvollen Stunde war es geschafft, und ein achtpfündiger Junge lag neben der selig lächelnden Wöchnerin im Bett. Ja, und nun fragte sie wieder nach ihrem Paul, wo er denn nur so lange bliebe. Der Doktor wollte gerade zu einer glaubhaften Geschichte den Mund aufmachen, da tat sich die Tür auf, und Paul wankte dem Bette seines Weibes zu. Als Brüggemann sah, wie die große Freude über den prächtigen Stammhalter den Bauern im Handumdrehen gleichsam gesund machte, hielt er mit den Grobheiten, die ihm schon auf der Zunge lagen, zurück und machte sich still aus dem Staube. — — —

Es bleibt nur noch eine Selbstverständlichkeit zu berichten übrig. Selbstverständlich ist, daß der treue Helfer Franz bei der Taufe Pate stand und der Bengel seinen Namen erhielt, wo er doch eigentlich Paul heißen sollte.

Grüne Träume

Von Heinrich Zerkaulen

Morgensonne strich über die Berge. Alle Bäume stellten sich auf die Fußspitzen und hielten grüne Wipfel in den Himmel. Brigitte öffnete das Fenster ihrer Mädchenstube. Da lacht die Morgensonne beide Arme um ihren Hals.

Vater kam schon aus dem Garten und hielt ein paar Fliederzweige in der Hand — gefüllte Knospen, die nach Honig dufteten. Gleich nach dem Frühstück fuhren sie hinaus, Brigitte im duftigen Sommerkleid, in der Hand die Fliederzweige. Die Sonne ging neben ihr her und sah sie immer wieder von der Seite an. Brigitte wurde vielen Damen und Herren vorgestellt, deren Namen sie nie gehört hatte, und die alle freundlich zu ihr waren. Jemand nahm ihr Mantel und die Tasche mit den Butterbroten ab. Und dann gingen sie alle durch einen hohen, grünen Wald, der war schattig und kühl wie ein Dom. Die Sonne malte durch das Laub bunte Kirchenfenster. Ein Singen war in aller Luft und weit das Herz und groß die Luft über den schönen Tag, der nie zu Ende gehen wollte.

Vor Brigitte schritt ein Mann. Sie sah sein Haar, seine Gestalt, sie hörte ihn sprechen mit seiner Begleiterin, ohne seine Worte zu verstehen. Und ohne sich dessen bewußt zu sein, hatte sie den Wunsch zu Ende gedacht, an Stelle dieser Frau neben dem Manne herzugehen. Wie jene zu ihm aufschauen zu können und sich von ihm sagen zu lassen, was ihm gerade einfiel. Er war jung und braun gebrannt und schlank.

Dabei führte sie die Fliederzweige zum Munde und küßte die gefüllten Knospen, die nach Honig dufteten.

Dann gingen sie wirklich zusammen, der Mann und Brigitte. Als er sprach, dachte sie nur daran, wie das eigentlich gekommen war. Sie sahen sich an dabei und lachten einander in die Augen.

Der Wald war jetzt zum Parkettsaal geworden. Bäume standen wie Säulen da, die die blaue Himmelskuppe trugen. Die goldene Sonne hing wie ein Kronleuchter tief auf die Erde nieder und hatte Millionen Lampen angezündet. Eine weite Wiese lag aufgeschlagen wie ein grünes Brokattuch, und man ließ sich darauf nieder und aß und scherzte.

Die jungen Leute aber tanzten auf der Waldwiese den schönsten Reigen. Und die Stunden eilten, als schritten sie selber mit im Walzertakt.

Vater strahlte, man sagte ihm viel Schmeichelhaftes über Brigitte, die heute zum erstenmal das Waldfest mitfeiern durfte.

Der junge Mann bat Brigitte um einen ihrer Fliederzweige. Sie fühlte, wie ihr das Herz dabei rot wurde und reichte ihm den Zweig. Eine Lerche überschlug sich vor Lust, und ein Zitronenfalter schwamm leichtsinnig in die blaue Luft hinaus.

Viel zu früh hing die Sonne ihren roten Abendmantel um die Schultern. Der junge Mann bat den Vater, noch zu bleiben. Aber die Feldblumensträuße ließen schon die Köpfe hängen und Vater sagte nur: „Brigitte fährt mit nach Haus". Er schlug die Hacken zusammen und bat noch einmal herzlich. Brigitte wenigstens — — — und morgen sei Schützenfest. Ein ganz klein wenig betont sagte der Vater noch einmal: „Brigitte fährt mit nach Haus".

Fröhlich reichten sie sich die Hand zum Abschied.

Daheim stellte Brigitte den letzten Fliederzweig in eine hohe Vase und trug ihn behutsam auf den Stuhl neben ihrem Bett. Den andern hatte sie verschenkt heute . . .

Draußen sang der Wind ein seltsam leises Lied. Brigitte hörte es zum erstenmal in ihrem Leben. Und in ihrem Zimmer schwang die ganze Nacht diese ferne Melodie.

Der Pfiffikus und die 500 RM

Heitere Skizze von Oskar G. Foerster

Der Mann, der auf dem Bahnsteig der kleinen Stadt in den Zug stieg, sah in seinem derben Handkoffer wie ein biederer Landmann aus. Er setzte sich zwischen die vier Reisenden, die schon eingestiegen waren, und begann ein gemütliches Gespräch.

Plötzlich zog er eine abgenutzte Brieftasche hervor.

„Sehen Sie sich das Ding an!" sagt er. „Ich fand die Tasche eben auf dem Bahnsteig."

Der Reisende Mettke, Vertreter einer Kofferfirma, betrachtete die Tasche mit geringschätzigem Lächeln.

„Miserables Kunstleder!" sagte er. Nicht fünf Groschen wert!"

„Ja aber drinnen steckt der Wert!" erwiderte der Landmann und zog ein zusammengefaltetes Papier heraus. Die anderen beugten sich neugierig darüber und erblickten mehrere Reihen seltsam verschnörkelter Schriftzeichen, die niemand zu lesen vermochte.

„Sieht beinahe aus wie Chinesisch!" erklärte einer. „Kann aber auch Türkisch sein . . ."

„Auf jeden Fall behalte ich die Tasche bis zum nächsten Sonnabend", sagte der Finder. „da komme ich wieder in die Stadt und werde nachfragen, ob einer sie verloren hat." Auf der nächsten Station stieg er aus.

Zwei Tage später erschien im Stadtanzeiger eine Anzeige mit folgendem Wortlaut: „500 RM Belohnung! Auf dem hiesigen Bahnhof wurde eine kleine schwarze Brieftasche verloren, die ein Manuskript in japanischer Sprache enthält, das für den Eigentümer hohen Wert besitzt. Der ehrliche Finder erhält die obige Belohnung, wenn er die Tasche an Dr. Fritz Hühnerbein, Wilhelmstr. 66, zurückbringt."

Am folgenden Sonnabend betrat der Reisende Mettke das Gastzimmer des „Schwarzen Adlers", blickte sich suchend um und trat freudestrahlend auf den Mann im grünen Lodenrock zu. „Da sind sie ja!" rief er fröhlich.

Der Landmann wunderte sich. „Woher wußten Sie . . ." begann er.

„Aber Sie erzählten uns neulich ja, daß Sie jeden Sonnabend hier abstiegen!" sprach Herr Mettke. „Sind Sie denn nun Ihre Tasche mit den japanischen Briefen glücklich los geworden?"

Der Landmann schüttelte den Kopf.

„Nein", erwiderte er, „ich habe sie noch. Die Papiere scheinen nicht viel zu taugen, die bewahre ich auf. Und die Tasche kann ich noch brauchen.

Ein heller Schein glomm in Mettkes Augen auf.

„Hören Sie!" sagte er, „ich sammle solche alten Dokumente. Aus reiner Liebhaberei, wissen Sie. Wollen Sie mir die Tasche mit den Papieren verkaufen? Ich biete Ihnen 10 RM dafür!"

Der andere wiegte nachdenklich den Kopf.

„Gern verkaufe ich die Sachen nicht. Und für 10 RM schon gar nicht. Vielleicht haben die Briefe doch einen hohen Wert . . ."

Sie handelten eine halbe Stunde miteinander. Dann bezahlte der Reisende dem Landmann 150 RM und empfing dafür die Tasche. Sie trennten sich vergnügt, und plötzlich hatte es jeder sehr eilig.

Am Abend dieses Tages saß Herr Mettke mit rasendem Kopfweh und gehetzter Miene in seinem Hotelzimmer und aß das Resti seiner Transaktion. Es sah so aus:

1. In der Wilhelmstraße gab es nur 54 Häuser und in der ganzen Stadt keinen Dr. Hühnerbein.
2. Der „Landmann", der die Tasche gefunden hatte, war verschwunden.
3. Die „japanischen Briefe" waren, wie der sachverständige Gymnasiallehrer Balzereit feststellte, Schülerzeichnungen aus dem botanischen Unterricht. Sie stellten Blütendiagramme von verschiedenen Pflanzen dar.
4. 150 RM waren futsch.
5. Eine Anzeige zu erstatten, war unmöglich, da Mettkes Rolle in dieser Angelegenheit selbst ziemlich dunkel war.

Mit einem furchtbaren Fluch schleuderte der betrogene Betrüger die Tasche mit den Papieren durch das Fenster. Sie fiel einem Schutzmann auf den Kopf, der sie aufnahm und in dankbarer Freude einsteckte.

Dies nebenbei

Daß die scharfen Augen eines Raubvogels auch die kleinste Maus entdecken können, ist eine bekannte Tatsache. Bisher konnte man aber nur von der Stoßkraft dieser Vögel auf freiem Feld erzählen, während Gärten und Parkanlagen in Städten fast immer von diesen Tieren gemieden wurden. Um so erstaunlicher ist der Vorfall, der sich in Hausberge in Westfalen zugetragen hat. Ein Sperber hatte in einem Fenster eines Giebelzimmers einen Kanarienvogel entdeckt, auf den er, nachdem er vorsichtig mehrere Kreise um das Haus gezogen hatte, plötzlich zuschoß. Doch hatte der Raubvogel noch nie die Bekanntschaft einer Fensterscheibe gemacht und diese vollkommen übersehen. Durch die große Wucht des Fliegens ging der unbekannte Widerstand, der den Raubvogel von seinem Opfer trennte, in Scherben und verletzte das Tier schwer am Hals, so daß dieses von den herbeigeeilten Hausbewohnern halbtot im Zimmer aufgefunden wurde. Der kleine Kanarienvogel aber hatte sich im Innern der Stube in Sicherheit bringen können.

*

Ein kleines Dorf in England, Kings Somborne, ist so stolz auf seine 700 Jahre alte Kirche und besonders auf ihre Kirchturm mit den sechs Glocken, daß die Bewohner, die nur 1300 Menschen zählen, alle dazu beitragen, regelmäßig den Versicherungsbetrag für ihre Dorfsehenswürdigkeit aufzubringen. Durch die vielen Unfälle, die besonders in letzter Zeit durch absturzende Flugzeuge verursacht wurden, ist die Möglichkeit eines Schadens oder der Vernichtung von Bauten ganz außerordentlich gestiegen. Das Dorf Kings Somborne aber liegt in der Mitte zwischen zwei Flugplätzen, und die Gefahr erscheint der Gemeinde groß genug, um eine gemeinsame Abgabe zugunsten ihrer Kirche zur Verfügung zu stellen.

*

Vor kurzem ging ein Pariser Stadtrat über die Rue de Rivoli und sah eine Gruppe von Menschen, die sich um einen Straßenhändler drängte. Als er näher hinzutrat, bemerkte er, daß der Mann gar nichts zu verkaufen hatte, vielmehr maß er den Blutdruck der darauf Anstehenden; einem nach dem anderen wurde die Manschette um den Arm gelegt und der Blutdruck gemessen, dann hörte er seine Zahl und opferte willig vier Franken dafür. Dem Stadtrat erschien dies als ein grober Unfug, und er wandte sich an die Polizei, die es verbieten sollte. Er erhielt aber, wie die Deutsche Medizinische Wochenschrift berichtet, den Bescheid, daß das Messen des Blutdruckes keine medizinische Handlung darstelle; der Mann könne erst wegen unberechtigter Ausübung der Heilkunde bestraft werden, wenn er auf Grund der Messung eine Diagnose stellte oder Behandlungsvorschriften gäbe. Man hat danach festgestellt, daß es in Paris gar nichts Ungewöhnliches ist, in Drogerien, auf Ausstellungen und Jahrmärkten Gelegenheit zur Feststellung des Blutdrucks zu finden, ebenso in Bädern, aber der Gedanke, den Blutdruckmesser auf die Straße zu verpflanzen und daraus einen anscheinend ganz guten Erwerb zu schaffen, ist erst einem findigen Arbeitslosen gekommen.

*

Dreizehn Hühner wurden aus den Versuchsräumen des Instituts für Hygiene und Bakteriologie der Universität Straßburg gestohlen, die für den Dieb sehr gefährlich werden können. Sie waren mit virulenten Keimen von Krebs, Tuberkulose und anderen schrecklichen Krankheiten geimpft, so daß die Gefahr der Ansteckung für den entsteht, der sie verzehrt. An die Bevölkerung wurde daher eine Aufforderung gerichtet, sich beim Ankauf von Geflügel von unbekannten Personen äußerst vorsichtig zu zeigen. Anderseits hat das Institut beschlossen, daß in Zukunft alle Tiere, die geimpft werden, eine Einspritzung mit chinesischer Tinte erhalten, die unzerstörbare Spuren im Muskelfleisch durch eine schwärzliche Färbung hinterläßt, die selbst nach dem Kochen nicht verschwindet. Sobald also Tiere, die wissenschaftlichen Versuchen gedient haben, in den Handel gebracht werden, wird man ihre Herkunft leicht erkennen.

*

Jeder neugeborene Bürger von Tokio erhält ab 1. April dieses Jahres vom Magistrat der japanischen Hauptstadt einen Kalender zum Geschenk. Auf der ersten Seite spricht der Oberbürgermeister Itta Kobaschi dem jungen Erdenbürger persönlich seine besten Glückwünsche aus. Dann folgen, geordnet nach dem Alter des Kindes, Anweisungen für die Ernährung, für die gesundheitliche und sonstige Versorgung des Säuglings. Die junge Mutter findet jedenfalls in dem Kalender ihres Jüngsten die vorteilhaftesten Ratschläge für die Aufzucht des kleinen Bürgers. Den rechnet damit, daß in diesem Jahr erstmalig 150 000 jüngste Tokioter in den Besitz dieses Säuglingskalenders gelangen werden.

*

Recht aufschlußreich für den Detektiv kann bekanntlich das Haar sein, das am Schauplatz irgendeiner Gesetzesübertretung gefunden wird. Immerhin sind diese Untersuchungen doch oftmals überaus schwierig. Davon weiß der Göttinger Professor Lochte in seinem „Atlas des menschlichen und tierischen Haares" allerlei interessante Dinge zu berichten. So ist bei einem Haar von acht bis zwölf Zentimeter Länge oft nicht festzustellen, ob es einem zweijährigen Kinde oder einem Erwachsenen gehörte. Der Forscher empfiehlt die mikroskopische Betrachtung der Pigmentfarbe möglichst nahe der Haarspitze. Und auch das Wasserstoffsuperoxyd kann ein guter Helfer sein.

Großdeutschlands Heldengedenktag

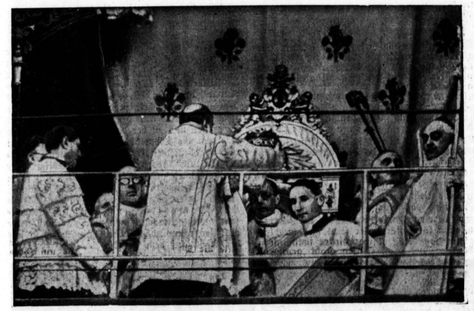
Zum ersten Male feierte am vergangenen Sonntag Großdeutschland den Heldengedenktag zusammen mit dem Tag der Wehrfreiheit. Unser Bild zeigt den Weihakt in der Staatsoper. Der Führer mit (v. l.) Reichsminister Dr. Goebbels, Generaloberst Keitel, Generaladmiral Dr. h. c. Raeder, der die Gedenkrede hielt, und (v. r.) General der Flieger Stumpff, Generaloberst von Brauchitsch während der musikalischen Einleitung. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Abendempfang beim Führer

Der Führer gab in seinem Hause einen Abendempfang, an dem der Stellvertreter des Führers, sämtliche Reichsminister, Reichsleiter und Staatssekretäre, die Reichsstatthalter, Gauleiter und Chefs der Regierung der deutschen Länder, die Präsidenten des Reichsgerichts, des Volksgerichtshofes und des Rechnungshofes des Deutschen Reiches und andere mit ihren Damen teilnahmen. — Unser Bild: Der Führer mit Frau Schwarz, der Gattin des Reichsschatzmeisters, der Gattin des Gauleiters Forster-Danzig und Frau von Schirach (von links nach rechts). Links Reichsleiter Bormann. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Papst Pius XII. gekrönt

Am Sonntagmittag wurde Papst Pius XII. auf dem Balkon der Peterskirche vor einer Menge von Hunderttausenden, die den Petersplatz und die anschließenden Straßen füllten, mit der Tiara zum 262. Papst gekrönt. — Der Dekan der Kardinäle setzt dem Papst die Tiara aufs Haupt. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

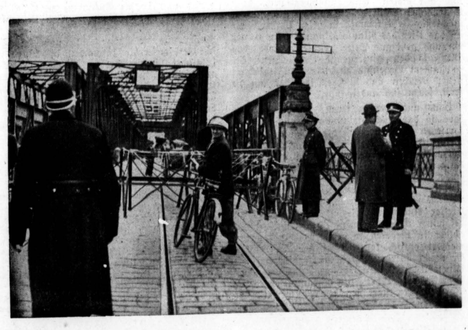


Zum 90. Geburtstag von Großadmiral von Tirpitz

Am 19. März jährt sich zum 90. Male der Geburtstag des großen Flottenführers und Staatsmannes Alfred von Tirpitz, der im Jahre 1930 zu Ebenhausen in Bayern starb. — Bevor Tirpitz 1897 als Staatssekretär in das Reichsmarineamt eintrat, war er als Flottenführer unter anderem als Inspekteur des Torpedowesens, im aktiven Dienst tätig. Von der Zeit seines Wirkens als Staatssekretär an ist sein Name für immer mit dem zielbewußten und großzügigen Auf- und Ausbau der ehemaligen Kaiserlichen Marine verbunden. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex K.)

Der italienische Landwirtschaftsminister Rossoni in München

Der italienische Landwirtschaftsminister Rossoni traf in Begleitung von Staatssekretär Tassinari als Gast des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft, Reichsbauernführer R. W. Darré, zu einem mehrtägigen Besuch in München ein. (Scherl Bilderd., Zander-Multiplex-K.)



Die Brücke von Preßburg nach Engerau ist gesperrt

Die Brücke, die Preßburg mit dem deutschen Ufer der Donau in Engerau verbindet, ist von tschechischen Soldaten durch Drahtverhau gesperrt. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-Multiplex-K.)

Ein Kinderfest

Die Prinzessinnen Elisabeth und Margeret-Rose, die Töchter des englischen Königspaares, aufgenommen bei einer Kindergesellschaft. (Associated Preß, Zander-M.)

Es biedermeiert sich um ‚Biedermänner'

Die unsterblichen Vagabunden Robert und Bertram werden bald auch auf den Landstraßen der Leinwand tippeln — Ein Besuch bei der Dreharbeit im Tobis-Atelier Johannisthal

Zwei Ritter ohne Furcht und Tadel

Ein langlicher Gasthof im Spreewald, Birken, Weiden, ein Zaun, der in der Ferne in den Himmel läuft, ein kleiner Arm der großen Spree, die in zahllosen Rinnsalen durch den Spreewald fließt — wir sind im Tobis-Atelier in Johannisthal bei Berlin, und Hans D. Zerlett breht inmitten dieser Idylle das köstliche Volksstück von den Lebenskünstlern und Vagabunden Robert und Bertram.

Es biedermeiert in allen Winkeln, und Carla Rust hat einen gestemelten Disput mit Arthur Schröder über die Frage des Heiratens. Es ist eigentlich gar keine Frage, vielmehr eine deutliche Antwort, denn Lenchen Lips liebt ihren Michel, und die nächste Szene wird das ganz genau zeigen: Heinz Schorlemer wartet bereits in der Dekoration. Da kann sich Vater Lips gar nicht genug um das Glück seiner Lieben bekümmern, und dies alles an einem Tage, da die Gäste aus der preußischen Königsstadt Berlin in vielen Kähnen dahergefahren kommen, um hier zu flittermocken oder um den Urlaub zu verbringen oder um sich eine hübsche Frau aus dem Spreewald heimzuholen, oder, um die lieben Nächsten auf die liebenswürdigste Art zu prellen und zu bereden wie das Robert und Bertram die Tippelbrüder der Biedermeierzeit und norddeutschen Genossen der Wiener Lumpazi so tun. Gerade sind sie eingetroffen, eine Hochzeit wird gefeiert, und es wird sich schon eine Gelegenheit finden, die Diebe macht. Der schmale Rudi Godden und der massive Kurt Seifert sind unnachahmlich abgerissen zurechtgemacht; sie marschieren auf wie ein Programm, das heißt: Wir leben so wie der Hahn auf dem Mist!

Der Spielleiter Zerlett dreht die unvergeßliche Moritat der Vagabunden nach einem Prinzip, das man „fröhliche Naturlichkeit" nennen sollte. Es ist ein blinkendes Licht, dem natürlichen Leben mit seinen Härten und Närrlichkeiten aufgesetzt. Das wird schon bei den Bauten ganz offenbar: Eine Ferne und Weite ist miniaturenhaft ins Atelier projiziert, die Zaunstäbe und die Hüttenwände schrumpfen in der Entfernung zusammen, so meint man, aber die Architekten Zander-Machus haben sie einfach in immer kleiner werdenden Maßstäben hintereinander gebaut.

In der Mitte des Gasthofgartens essen zwei Schiffer und verzehren ein gutes Stück Wurst und ein halbes Laib Bauernbrot. Sie tun dies mit Bedacht und reden kein Wort dabei. Sie haben nichts mit der eigentlichen Handlung zu tun, aber es liegt eine wohltuende Natürlichkeit in dieser aufgezeichneten Mittelbarkeit der Erscheinungen, das kleine Nebenher, das scheinbar Unwesentliche, die Kleinmalerei des Lebens schließt die Fugen der großen dramatischen Geschehnisse; das sahen wir öfter bei Zerlett, hier wird es in der biedermeierlichen Miniatur besonders berechtigt sein.

Und nun ist die Aufnahme zu Ende, und obwohl es eine Probe war, wird sie sogleich wiederholt. Zum zweiten Male sehen die Messer und die Zähne an, und das Brot schrumpft weiterhin zusammen, die Wurst verschwindet hinter starken Zähnen, Schiffer, auch Filmschiffer, haben Appetit, und nun kommt die erste Tonaufnahme der Szene. Die Schiffer quken stumm auf dem ganzen Tisch herum — es ist nichts mehr da.

Und deshalb wird die Aufnahme unterbrochen. „Eine Frühstücksrequisite!" ruft der Aufnahmeleiter in den Hintergrund, und ein neuer Teller, eine neue Wurst, ein neues Laib kommt angeflogen. Die Schiffer atmen schwer, dann blitzt das Licht auf, eine Stiffer wird gerufen, und wieder schöpft der Alte seine Eimer ein, schneidet der eine Schiffer das Brot, der andere die Wurst. Der Schweiß steht ihnen auf der Stirn, sie haben schon dreimal in einer halben Stunde stark gefrühstückt, und Herr Zerlett hat endlich ein Einsehen mit ihnen, die Aufnahme ist beendet.

„Und nun her mit den Vagabunden!" ruft Zerlett, „die Mützen auf und die Stöcke geschultert und hereinmarschiert, Ihr lichtscheues Gelichter!"

Lotte Lütjens.

Zaungäste des Glücks

Redenzvous zweier Welten

Wenn das keine Vagabunden sind . . .

Foto: Tobis-Wesel (4)

mit einer Liebe und Sorgfalt und mit wirklichen plastischen Mitteln, daß Du Dich in ein biedermeierliches Genrebild versetzt fühlst und mit diesen halb Spitzwegischen, halb Dickensschen Vagabunden zu singen anfangen möchtest. Jetzt kommt ein alter Wasserträger an das Ufer des Rinnsals, taucht seine Eimer ein und geht zur Seite. Zerlett dreht das Bild als den Hintergrund einer Szene, die in starkem Gegensatz zu dieser Beschaulichkeit steht: Lenchen und Biedermeier, der um sie freit, setzen sich auseinander.

Haus und Garten setzen sich ineinander fort, so daß auch die Bewegung sich dorthin fortsetzen kann und nicht in einer anderen Dekoration vielleicht einen Monat früher — aufgenommen zu werden braucht. Fährt die Kamera ganz an die hintere Wand der Gaststube zurück, so fängt sie im Rahmen des Fensters oder der geöffneten Tür das ganze liebliche Bild der Spreelandschaft ein, die das Atelier einnimmt. Zerlett ist allemal ernst bei seiner Arbeit, er wägt Farben und Klänge ab, er ist vielleicht so ernst, weil er sich immerfort optisch konzentriert wie ein Maler. Er macht überhaupt nicht viel Aufsehens mit seinen Anordnungen, er hat Ruhe und klare Begriffe und führt den Schauspieler ganz instinktivsicher statt ihn etwa autoritativ zu bedrängen.

Ein interessantes Kapitel der Weltgeschichte

Frauen die der Haß regierte

Sie waren Gegenspielerinnen der Großen

Maria von Medici

übernahm nach dem Tode ihres Gatten Heinrich IV. die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn. Sie war eine erbitterte Gegenspielerin des Kardinals Richelieu, unterlag aber schließlich in diesem Kampf

Die Waffe des Mannes ist die Faust, die der Frau aber in erster Linie das Herz. Aus dem Gefühl heraus urteilend, handelt sie meist in spontanem Impuls und hat dabei fast niemals ein System vor Augen, sondern immer den Menschen als deren Träger. Diese Menschen aber, die sie mit natürlicher Frische jäh sieht neu aus der Fülle des Daseins heraus erlebt und beurteilt, gewinnen ihre ganze Liebe oder ihren ganzen Haß — fast nie wird jemand entscheidenden Einfluß auf das Denken und Tun einer Frau ausüben können, der nicht ihr Gefühl in irgendeiner Weise sprechen läßt. Das gilt im Privatleben, das gilt aber auch in der großen Politik, in der ja namentlich in früheren Zeiten nicht selten die Frauen direkt oder indirekt stärksten Einfluß auf die Geschicke ihrer Völker besessen haben. Oft wurde dieser Einfluß aus Liebe zu einem Manne in die Wagschale geworfen — manchmal aber auch aus Haß. Man hat oft gesagt, daß nur eine Frau wirklich zu hassen verstünde. Unser Aufsatz zeigt das an Hand einiger berühmter Frauengestalten, die durch ihre — dem Manne in gleicher Stellung durchaus ebenbürtige — Leistung einen besonderen Rang in der europäischen Geschichte einnehmen.

Sehen wir von Maria Stuart ab, deren Tod nicht zuletzt durch rein persönliche Abneigung bestimmt war, so sehen wir ein besonders eindeutiges Beispiel in dem Leben der Florentinerin Maria Medici vor uns. An der Seite ihres Gatten Heinrich IV. bestieg sie den französischen Thron. Nach dessen Tode mit der Regentschaft für den unmündigen Ludwig XIII. beauftragt, wird sie in der vollen Ausübung ihrer Macht nur durch den Kardinal Richelieu, einem Staatsmann europäischen Formates, behindert. Sie verfolgt ihn mit ihrem Haß, überwirft sich mit dem jungen König wegen der Forderung seines Rücktritts, um schließlich als Unterlegene in diesem Kampf arm und fern der Heimat im Exil zu sterben.

Es ist selbstverständlich, daß besonders häufig überragende geschichtliche Persönlichkeiten Gegenstand einer solchen Feindschaft waren. Nicht immer sind dafür die tieferen Gründe eindeutig erkennbar. Ohne weiteres verständlich ist die Tat Charlotte Cordays, der berühmten Heldin der französischen Revolution, deren Leben erst wieder in jüngster Zeit zum Vorwurf eines Dramas verwandt wurde. Aus einem verarmten adligen Geschlecht stammend, verbringt sie ihre Jugend unter dauernder Verurteilung der revolutionären „Errungenschaften" durch ihre Eltern und Verwandten. Besonders erfüllt sie das Treiben der Jakobiner voller Abscheu, und sie beschließt in der Einsamkeit ihres Jungmädchendaseins weit draußen in der Provinz, Marat, den Abgott der Revolution, zu beseitigen. Sie ersticht ihn im Bade, läßt sich willig von den Häschern ergreifen und stirbt schließlich den Tod durch die Guillotine — ohne die Genugtuung, eine wirklich politische Entscheidung herbeigeführt zu haben.

Charlotte Corday,

die aus Haß gegen die Jakobiner Marat im Bade tötete

Die persönliche Feindschaft einer Frau von Staël dagegen läßt sich nur aus empfindlich verletztem Stolz erklären. Man sagt, daß Napoleon als General der Revolutionsarmee sich nicht durch den Zauber der schönen Frau gefangen nehmen ließ, und sie seit dieser Zeit den Emporkömmling mit Verachtung strafte. Als sich diese Abneigung bis zur politischen Intrige versteigt, muß sie schon 1798 aus Paris fliehen, wird die heftigste Gegnerin des ersten Konsuls und verbringt schließlich nach dem Tode ihres Gatten lange Jahre in der Verbannung, auf Reisen, fern von dem geliebten Paris.

Die berühmte Frau von Stael

war eine Gegnerin Napoleons, gegen den sie politisch intrigierte; sie mußte deswegen aus Paris fliehen

In der deutschen Geschichte waren merkwürdigerweise zwei der bedeutendsten Männer besonders häufig Objekt eines solchen Hasses: Friedrich der Große und Bismarck. In beiden Fällen ist sogar deutlich zu verfolgen, wie die persönliche Abneigung die ernstesten politischen Folgen zeitigt. Als der junge Preußenkönig kurz nach dem Regierungsantritt die Ansprüche auf Schlesien mit den Waffen entschied, fand er die erste große Gegenspielerin in Maria Theresia. Als älteste Tochter Kaiser Karls VI. hatte sie schwer um die Behauptung ihrer — nur nach der österreichischen Gesetzgebung zu Recht bestehenden — Thronfolge zu kämpfen. Der Anspruch Friedrichs des Großen machte sie zur spontanen Feindin des Preußenkönigs, und es gelang ihr schließlich, die Koalition dreier europäischer Großmächte gegen ihn im Siebenjährigen Krieg herbeizuführen. Nur das Genie Friedrichs entschied den ungleichen Kampf zu seinen Gunsten. 1763 endeten die unsagbaren Opfer des Krieges im Hubertusburger Frieden mit der Bestätigung seines Besitzes. Daß es Maria Theresia aber gelang, zwei so mächtige Verbündete zu gewinnen, verdankte sie wiederum nur zwei Frauen. In Rußland war es die Kaiserin Elisabeth, bis zum letzten Atemzuge Friedrichs erbitterte Feindin, in Frankreich aber Madame Pompadour, die Maitresse Ludwig XV. Durch spöttische Bemerkungen Friedrichs des Großen über ihre Stellung am französischen Hofe gekränkt, wußte sie ihren Einfluß auf den König oft zu politischen Zwecken zu gebrauchen. So förderte sie das Bündnis Frankreichs mit Oesterreich und Rußland und verstand es, an die Spitze des nach Deutschland marschierenden Heeres einen Günstling — Soubise — zu setzen, der erst bei Roßbach entschieden geschlagen wurde.

Madame Pompadour, die Maitresse Ludwigs XIV.,

die ebenfalls Friedrich den Großen mit ihrem Haß verfolgte, den er sich durch spöttische Bemerkungen über ihre Stellung am französischen Hofe zugezogen hatte

Bismarcks gefährlichste Gegnerin außerhalb der Grenzen war die anmutige Kaiserin Eugenie, Gattin Napoleons des III., die ihn seit der Gesandtenzeit am französischen Hofe mit deutlicher Abneigung verfolgte. Welche entscheidende Rolle ihr am Ausbruch des Krieges der Jahre 1870/71 zuzusprechen ist, wissen wir aus den verschiedensten Quellen; nahm sie doch mit gewichtiger Stimme an allen internen Beratungen teil und führte bis zum bitteren Ende bei Sedan die Regentschaft für den König in Paris. Im Inneren aber war die Kaiserin Anquita eine erbitterte Feindin des Kanzlers. Bismarck erzählt selbst, wie ihre Intrigen immer wieder das echte Treueverhältnis zu seinem alten Kaiser zu stören versuchten und die Macht aller ihr ergebenen Kreise bedenkenlos eingesetzt wurde, wo sie sich in ihren Ueberzeugungen verletzt fühlte. Es ist auch hier wie in so vielen der erwähnten kleinen und großen Feindschaften: die Größe des Namens forderte den Widerstand der Gegnerinnen heraus — aber nur die gleiche menschliche Größe konnte den Handschuh aufheben, ohne der Lächerlichkeit preisgegeben zu sein.

Karl-Günther Wiegand

Maria Theresia,

die gefährlichste Gegenspielerin Friedrichs des Großen

Wissenschl. Nachr.-Zentrale (5)

DER LETZTE AUFTRITT

Alles in Ordnung ... Lilian!

Tragödien aus der Welt des Varietés

Von Ulrich von Uechtritz

Räum überliert unter der großen Kuppel der Bahnhofshalle. Der schwere Atem antollender Lokomotiven haucht Dampfschwaden zum Himmel empor; Rufen wird laut — Schreien — Abschiedsgrüße zerflattern im Dämmer dunkler Ahnen. Eilfertig surren die Elektrokarren zwischen den Menschen einher, die vor den abfahrtbereiten Zügen stehen. Spannung zwischen Vorwärtsdrängen und Verweilenwollen.

Vor einem Zweiterklassabteil stehen ein paar Menschen. Eine schlanke Frau lehnt aus dem Fenster.

„Ihr könnt sagen, was ihr wollt — ich fahr' nicht gern — ich möchte am liebsten jetzt noch hier bleiben. Weiß auch nicht, warum — aber ihr braucht nicht zu lachen . . ."

„Nerven, Lilian?"

— „Nennt es Nerven, wenn ihr wollt, vielleicht ist's Eigensinn — vielleicht Trennungsweh — obgleich wir es ja gewohnt sein sollten!"

Einer der Männer sieht die Uhr: „Um ein Uhr bist du in Warnemünde — dann mit dem Trajekt weiter — der Anschluß ist gut — ohne langen Aufenthalt . . . Hast noch Zeit zum Ausruhen, wenn du ankommst!" Alfred Codona, der große Artist, versucht seine Frau gewaltsam abzulenken. Lilian soll nicht solche Gedanken haben — Artisten sind meist abergläubisch . . .

„Einsteigen . . . zurücktreten . . ."

Die Lokomotive holt tief Atem. Der Zug rollt aus der Halle.

„Lilian Leigel!" brüllen die Lichtreklamen an dem großen Varieté in Kopenhagen. „Lilian Leibel!" rufen die Anschlagssäulen den Vorübergehenden zu. „Kommt und seht euch Lilian Leibel an — seht euch die „große Nummer" an: — Lilian Leibel!"

In allen Varietés der Welt ist hinter den Kulissen die gleiche Luft, sei es Paris — Newyork — London — Berlin.

„Berlin" denkt Lilian, während sie in ihrer Garderobe sitzt. Wie schnell es vorüberging. Ein Monat Wintergarten. Mit Alfred gemeinsam. Zwei große Nummern — die Codonas, die „fliegenden Menschen" und „Lilian Leibel". Wie schnell es vorbeiging. Artistenleben ist Wanderleben. — Newyork — auch Amerika ging schnell vorüber — mit viel Erfolg; — die Amerikaner sind ein dankbares Publikum — es verging so schnell. Jetzt sitzt man in Kopenhagen."

Lilian ist unruhig. Alle guten Artisten sind unruhig vor der Vorstellung — alle, nur die nicht, die nichts können. Die sind ganz ruhig. „Jetzt arbeiten die Codonas schon im Wintergarten . . . ich werde auch gleich drankommen . . . nach der Pause . . . es ist immer das gleiche, die gleiche Luft in allen Varietés der Welt . . . und immer das gleiche Spiel mit dem Leben . . ."

Da wirft sie den Kopf in den Nacken: „Unsinn — Lilian!"

Das Klatschen aus dem Zuschauerraum schallt gedämpft in die Garderobe. Dann wird's still — und dann schallt verworrener Lärm aus den Gängen: die Pause.

Die Artistin tritt auf die Bühne.

Die Bühnenarbeiter sind gerade damit beschäftigt, das Seil, an dem sie arbeiten wird, an der Decke zu befestigen.

Prüfend macht sie einen Aufzug am Seil.

Das harte Material unter den Fingern gibt ihr Sicherheit . . . „War Unsinn — Lilian" — sagt sie noch einmal zu sich selbst — „Artisten sind zu abergläubisch!"

Ein Salon bricht . . .

Schmetternd ertönt das Orchester mit einem Marsch das Gemurmel im Zuschauerraum.

Scheinwerfer blenden auf.

Der Vorhang hebt sich;

Lilian Leibel, die „große Nummer".

Lächelnd tritt sie aus der Kulisse. Ein silbrigschimmerndes Kostüm umschließt ihren schlanken, durchtrainierten Körper.

Da hängt das Seil . . . ein Probeschwung . . . alles in Ordnung — Lilian!

Mit einer Leichtigkeit ohnegleichen klimmt sie empor. — Hoch — hoch — noch höher . . . die Köpfe im Parkett legen sich in den Nacken.

Die Artistin arbeitet ruhig und sicher. Nichts von den seltsamen Vorahnungen des vergangenen Tages ist mehr da. Halsbrecherische Saltos entlocken dem Publikum unterdrückte Angstrufe. Lilian lächelt aus ihrer schwindelnden Höhe beruhigend auf die beklommenen Gesichter herab.

„Keine Angst — mir geschieht nichts!" Eine Kußhand wirft sie herunter.

Wieder ein Aufschwung. Jetzt kommt das Letzte, das Schwerste — der dreifache Salto.

Die Musik reißt ab.

Gebannt starren alle Augen auf das Seil, das schneller zu schwingen beginnt. Schneller — immer schneller fliegt der blitzende Körper durch die Luft.

Fliegt — fliegt — — da ein Krachen — irgendwo ein Schrei — ein greller Schrei aus tausend Kehlen . . . der silberne Körper fliegt — rast im Bogen zur Erde . . . bleibt regungslos liegen.

Das Seil windet sich wie eine böse Schlange am Boden.

Tumult — Menschen im Parkett steigen auf die Stühle: Lilian Leibel ist abgestürzt . . . ein Haken ist gebrochen . . . irgendein Haken.

Menschen stürzen auf die Bühne, heben die Regungslose auf, tragen sie fort. Angst hebt in den tausend Augen im Zuschauerraum. „Ist sie tot?"

Nein — einer tritt an die Rampe: „Ruhe, meine Herrschaften, beruhigen Sie sich — Lilian Leibel lebt — ist nur verletzt . . . Wir bitten Sie, Ihre Plätze wieder einzunehmen — die Vorstellung geht weiter . . ."

Vorsichtige Hoffnung

Das Spiel geht weiter . . . aber Lilian Leibel ist schon auf dem Wege zum Krankenhaus. Wird sie mit dem Leben davonkommen?

Die Nachricht von dem Absturz kommt im Wintergarten kurz vor der Abendvorstellung an. Man hält das Telegramm zurück — nichts darf die Artisten vor der Arbeit beunruhigen.

Begleitet von Beifallsrufen treten die Codonas von der Bühne zurück.

*

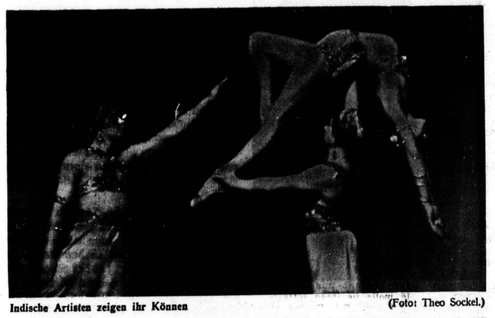
„Ein Telegramm für Herrn Alfred Codona!"

Seine Hand zittert, **als er öffnet: „Lilian** Leibel abgestürzt."

Wie lange solch eine Fahrt dauert, wenn die Angst neben einem hockt und einem blutige Dinge ins Ohr raunt; — einmal aber kommt man an.

Bleich liegt Lilian in den Kissen. Aber sie lächelt.

„Ich komme schon durch" — flüstert sie mühsam und ihre blasse Hand streicht unsicher über



Indische Artisten zeigen ihr Können (Foto: Theo Sockel.)

Ihres Mannes Finger, — „ich komme durch — sicher!"

„Sie hat es geahnt" — denkt der Mann, als er, doch ein wenig erleichtert, wieder zum Bahnhof geht, — „man hätte ihr nicht zureden sollen — aber es hätte schlimmer werden können!"

*

Am nächsten Morgen kommt er in Berlin an. Auf dem Tisch seines Zimmers im Aristenhotel liegt ein Telegramm.

Lilian Leibel ist tot . . .

(Fortsetzung folgt.)

*

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Die Liebesbriefchen von Prag sind traurig, da man sie gerade zum Frühling ihres **„Liebes-Postamtes"** beraubt, das sie sich selbst eingerichtet haben. Das „Aschaltu-Haus" am Karlsplatz wird abgerissen, und mit ihm verschwindet eine einzigartige Korrespondenz zwischen verliebten Leuten, die hier einen billigen Ersatz für postlagernde Briefe gefunden hatten. Vom Parterre bis in die Bände der Dachreisicht zum Aschaltu-Haus zum Liebes-Briefkasten gemacht, mit dessen Hilfe sich die Pärchen gegenseitig benachrichtigten. Man reserwierte sich ganz einfach mit einem Buntstift ein paar Quadratzentimeter der Mauerfläche, schrieb darüber etwa „Für Carel und Tanja" und durfte sicher sein, daß dieser Raum von anderen Paaren unbedingt **respektiert** wurde. Dann heftete man einen Zettel daran, auf dem Beispiel zu lesen war: „Lieber Carel — Vater läßt mich morgen nicht fortgehen. Erwarte übermorgen wieder Nachricht von mir." Seufzend schrieb Carel die Antwort darunter: „Sterbe vor Sehnsucht, muß dich unbedingt sehen!" In dieser Form spielte sich hier die Korrespondenz der jungen Leute in Hunderten von Rendezvousanzeigen ab. Der lakonische Satz „Dieser Platz ist freigeworden" bedeutete je nachdem entweder das Ende einer Liebelei oder die Einwilligung des Vaters, die eine Fortsetzung dieser Verständigungsweges überflüssig machte. Nun verschwinden zugleich mit dem alten Haus all diese Liebesbrüße an der Wand und die heimlichen Märchen müssen sich einen anderen Liebesbriefkasten suchen.

*

Mr. Christian Hialmar Brice, der zu Besuch in London eingetroffen ist, wird in seinem Leben kein Aktenzeichen mehr anführen. Denn nur ein einziges Mal kann einem Fortuna so lächeln, wie sie es im Falle des Mr. Brice tat. Vor acht Jahren ereignete es sich, daß Brice als Inspektor in einer Bankfiliale in Neu Mexiko tätig war. Er bezog ein bescheidenes Einkommen und pflegte einmal wöchentlich mit seinem Chef, einem millionenreichen alten Mann, der mehrere Gadminen sein eigen nannte, um geringe Einsätze Karten zu spielen. Eines Nachts waren jedoch die Einsätze höher und höher geworden, und schließlich hatte Brice 4500 Dollar gewonnen. „Ein letztes Spiel noch!" ermunterte ihn sein Partner. Und als die Karten ausgegeben wurden, prüfte der Millionär sein Blatt und sagte schmunzelnd: „Wenn Sie jetzt Ihren ganzen Gewinn einsetzen, setze ich ein Goldbergwerk dagegen!" Er glaubte, ein unverlierbares Spiel zu haben. Aber der Zufall wollte es, daß Brice ein noch besseres Blatt besaß, denn er konnte eine „Misere" ansagen, was bedeutete, daß er keinen Stich machen durfte. Die Partie endete in Gegenwart zahlreicher Zeugen mit dem Siege des jungen Inspektors, und er gewann die Goldmine. Seitdem hat er nie wieder Spielkarten angerührt, da er mit einem Schlag ein vermögender Mann wurde, der für sein Leben ausgesorgt hat.

*

Das Pariser Gericht hat die Frage zu entscheiden, ob der 63jährige Angestellte einer Großwäscherei, Eugene Deverre, ein Handtäschchendieb oder nur ein leidenschaftlich verliebter Mann ist. Er nahm in einem Lokal in der Rue de Provence in Paris sein Mittagsmahl ein und überhäufte bei dieser Gelegenheit eine ihm gegenübersitzende junge Blondine mit feurigen Blicken. „Sie sind die Frau meines Lebens!" rief er ihr schließlich zu und fragte sie, ob sie nicht die Seine werden wolle. Die junge Dame wies Deverre jedoch sehr kühl und schroff ab. Mit unglücklicher Miene bezahlte dieser seine Zeche und verließ das Lokal, wobei er das Handtäschchen seiner Angebeteten, das am Tisch lag, heimlich mitgehen ließ. Die junge Dame bemerkte den Diebstahl, als Deverre gerade zur Tür hinausging. Ihr Schreckensruf alarmierte die übrigen Gäste des Lokales, die Kellner und Köche aus den Garderobenschränken mit Nachschlüsseln entwendet wurden.

Da man dem verweintlichen Taschen- und Rocktrieb trotz sorgfältiger Beobachtungen nicht auf die Spur kommen konnte, ordnete der Gerichtsprüsident während eines besonders spannenden Prozesses eine Razzia an. Jeder, der sich nicht legitimieren konnte, kam zum Verhör vor den Rabi. Das Ergebnis der Razzia und der Verhöre übertraf alle Erwartungen. Fast alle Prozeß-Richte beiassen ein reiches Strafregister. Eine Bande von Taschen- und Rocktrieben konnte ausgehoben werden; sogar einige Schwerverbrecher fielen der Polizei in die Hände. Es scheint, als hätten viele große und kleine Verbrecher außer einem Hang zur Straffälligkeit geradezu Freude an Strafprozessen, an Zeugenaussagen und Geständnissen. Sie können nicht oft genug miteinander, wie auch andere vom Richter zu hohen Strafen verdonnert werden. Sachen machen die Leute, Sachen . . .

Xaver Xanten

*

Jeder Richter kennt sie, die Prozeß-Liebhaber. Sie fehlen bei keiner Verhandlung im Zuschauerraum des Gerichtssaales. Sie beleidigen die Zeugenaussagen und Geständnisse mit beifälligem Gemurmel oder mit lauten Entrüstungsschreien, so daß nur die Glocke des Vorsitzenden die Ruhe im Saale wieder herzustellen kann. Man sollte annehmen, das tätliche Schaulpiel von Schuld und Sühne reichte aus, selbst solche Elemente vor tatsächlichen Taten abzuschrecken, die einen Hang zur Uebertretung der Gesetze haben.

Wie ein Vorfall in Budapest beweist, ist eine solch grundsätzliche Annahme irrig. Die Prozeßliebhaberei des Budapester Strafgerichtshofes entpuppten sich bei einer überraschenden Razzia zum größten Teil als Gauner, die mit allen Waffen gewaschen waren. Anläß zur Razzia gaben die fortgesetzten Diebstähle im Zuschauerraum. Taschen- und Rocktiebstähle waren wochenlang an der Tagesordnung, so daß sich eine zeitlang ein auf seine Sicherheit und sein Geld bedachter Bürger nicht ohne Beklemmungen zur Beiwohnung einer Verhandlung entschloß. Die Beeinträchtigung der Sicherheit ging soweit, daß selbst wertvolle Mäntel und Pelze aus den Garderobenschränken mit Nachschlüsseln entwendet wurden.

Da man dem vermeintlichen Taschen- und Rocktieb trotz sorgfältiger Beobachtungen nicht auf die Spur kommen konnte, ordnete der Gerichtsprüsident während eines besonders spannenden Prozesses eine Razzia an. Jeder, der sich nicht legitimieren konnte, kam zum Verhör vor den Rabi. Das Ergebnis der Razzia und der Verhöre übertraf alle Erwartungen. Fast alle Prozeß-Richte beiassen ein reiches Strafregister. Eine Bande von Taschen- und Rocktrieben konnte ausgehoben werden; sogar einige Schwerverbrecher fielen der Polizei in die Hände. Es scheint, als hätten viele große und kleine Verbrecher außer einem Hang zur Straffälligkeit geradezu Freude an Strafprozessen, an Zeugenaussagen und Geständnissen. Sie können nicht oft genug miteinander, wie auch andere vom Richter zu hohen Strafen verdonnert werden. Sachen machen die Leute, Sachen . . .

Xaver Xanten

Copyright 1936 by A. M. Payne-Verlag, Leipzig

10. FORTSETZUNG

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

„Sie mögen recht haben!" rief Artur Pohland. „Aber ich möchte doch vorschlagen, noch ein Weiteres zu tun!"

„Und das wäre?" fragte der Kriminalbeamte höflich.

„Hinfahren! Selbst hinfahren! In solch verzweifeltem Falle ist jedes Paar Augen und jeder denkende Kopf ein wertvoller Bundesgenosse!"

„Das wohl!" Der Beamte lächelte. „Sie selbst haben ja den besten Beweis für die Richtigkeit Ihrer Worte schon selbst erbracht. Aber, wie ich Ihnen sagte, es besteht keine Aussicht für uns, zur Mitarbeit jenseits der Grenzen zugelassen zu werden!"

„Für Sie!" Artur Pohland lachte. „Sie haben mich mißverstanden, mein Herr! Ich sprach nicht von Ihnen oder einem Ihrer Kollegen! Nein, wir, ich — oder sonstwer, Mister Wilmot vielleicht, und auch Sie, Mistreß Parsons, wir müßten auf der Stelle selbst hinfahren, dabei sein, nachhelfen, wo es nötig ist, anpacken, zum Kuckuck, versteht mich denn hier niemand?"

Und da kam plötzlich Leben in die auf ihren Kissen ruhende, leidende Mistreß Parsons. Sie sprang auf, schneller und leichtfüßiger, als es wohl ihre Aerzte in Philadelphia für rattam gehalten haben würden, sie stand vor Artur Pohland und breitete die Arme aus, als wolle sie ihren kalkkräftigen Bundesgenossen vor allen Leuten an die Brust drücken. Und sie rief:

„Ja, Herr Doktor Pohland! Sie haben recht! Sie haben hundertmal recht! Und ich bitte Sie von ganzen Herzen: helfen Sie auch weiter mit zum Gelingen! Sie haben uns schon so sehr verpflichtet! Vielleicht gelingt Ihnen auch das Letzte noch. Marina wird in ihrem ganzen Leben Ihnen nicht genug dankbar sein können! Nehmen Sie sich dieser schrecklichen Sache weiter an! Sie sehen, in welcher Verfassung ich bin! Ich bin eine kranke Frau! Bin ratlos ohne Ihre Hilfe! Fahren Sie nach Schweden, Herr Doktor Pohland! Nehmen Sie Mister Wilmot mit, meinen Sekretär. Auch meinen Wagen und meinen Chauffeur! Ich stelle Ihnen jeden Betrag zur Verfügung, den Sie zu benötigen glauben! Verfügen Sie über mein Geld, sehr verehrter Herr Doktor Pohland!"

Und in Artur Pohlands Augen stand auch schon der Entschluß zu lesen, diesen bevorliegenden Worten kein Nein zu erwidern.

„Ich — selbst habe ein großes Interesse daran, gnädige Frau, Ihrer Tochter so rasch als möglich helfen zu können!" hatte er auf der Zunge. Aber er sprach diese Worte nicht aus. Mochte man denken, was man wollte. Mochte man Augen, Mund und Nase aufwerfen über den Doktor Pohland, der plötzlich von einer Stunde zur anderen alle Pflichten hinwarf und davonsauste, vielleicht nur hinter einem Phantom her, fischerlicht aber hinter einem Angeleugenheit, die ihn, bei Licht besehen, verzweifelt wenig angehen konnte. Mochten sie reden und raten, die Köpfe schüttetn! Eine ihm selbst rätselhafte Gleichschiittigkeit regten alles, was ihm bisher unantastbare Wichtigkeit verwehrt, erfüllte ihn plötzlich heiße Unruhe, brauste ihm vor Ohr und Ohr. benahm ihn ganz. machte ihn gleichsam zu einem anderen Menschen. den der nüchterne Doktor Pohland vor wenigen Wochen noch kritisch belächelt haben würde.

„Ich bin bereit zu fahren!" sagte er endlich, eine kleine Verneigung gegen Mistreß Parsons machend, und es war, als atmeten alle im Kreise ein wenig auf, nachdem dieser Beschluß nun feststand.

„Schaden kann es nicht!" lobte der Kriminalbeamte noch, ehe er sich mit einem ernsthaft empfahl. „Ich bin sehr begierig, von Ihnen Weiteres zu hören, und wünsche Hals- und Beinbruch!"

„Es wird schon schief gehen!" lachte Artur hinter ihm her, von einer raschen Welle des Uebermuts überflutet.

Aber kann war er gleich wieder fühl und ernst. Man wurde schnell einig. In anderthalb Stunden ging vom Stettiner Bahnhof der letzte in Betracht kommende Schnellzug ab, der in Sassnitz Anschluß an die Dampfähre nach Schweden hatte. „Ich werde sofort meine Koffer packen!" hatte Mister Wilmot, der Sekretär. dem die Fülle der über ihn hereingebrochenen Ereignisse doch ein wenig von seinem würdigen Phlegma genommen hatte.

„Am Bahnsteig auf Wiedersehen!" lächelte Artur, sich verabschiedend. Er lief schon die Treppen hinab, als ihn Erhard Bramkaller noch einholte. Der Oesterreicher schnaufte vor Verblüffung, als sei er im Begriff, einen steilen Berg zu besteigen, während man die Halle durchschritt und auf Pohlands Wagen zuging.

„Ich kenne dich nicht wieder, Junge! Du bist über Nacht ein anderer geworden! Und wer, um des Himmels willen, ist denn dieses reizende kleine Mädchen da in deinem Auto?"

Es war Lilly, die getreulich auf Arturs Rückkehr gewartet hatte. Da lachte Artur Pohland. „Ach so! Die habe ich dir ja noch gar nicht gebeichtet! Aber jetzt fehlt dafür erst recht die Zeit! Sie ist meine tapfere Bundesgenossin im Streite um Marina! Du wirst noch davon hören! Leb wohl, alter Freund!"

*

Eine Stunde und zweiundzwanzig Minuten später aber, als gerade die langen, zischenden Dampf verströmenden D-Zugwagen des Berlin—Stockholmer Schnellzuges sich langsam in Bewegung setzen wollten, geschah es, daß ein junges Mädchen, das noch eben, ein Tuch in der Hand, zwei abreisenden Herren nachgewinkt hatte, plötzlich, dem befehlenden „Zurückbleiben!" des Stationsvorstehers und der Zugschaffner zum Trotz, auf einen der schon rollenden Wagen zusprang, eine Tür aufriß und blitzschnell die Trittstufen hinaufenterte, gleich darauf im Korridor verschwindend.

Marina fand auf dem Bahnsteig keine Zeit mehr, sich von der Verblüffung zu erholen und irgendwelche „Maßnahmen" zu treffen. Die rasch entschlossene kleine Mitreisende war — ob mit oder ohne Fahrtberechtigung — schon in dem Zuge verschwunden. der jetzt bereits aus der Halle glitt und mit rasch wachsender Geschwindigkeit seine Fahrt aufnahm.

Es war die kleine Lilly aus der Grünauer Straße. und sie hatte nicht viel Farbe mehr im Gesicht, als sie jetzt, in dem ein wenig schaukelnden Korridor des Wagons hingeworfen, langsam und zaghaft auf die Abteiltüre zuging, hinter der sie die beiden Herren wußte, den Doktor Pohland und jenen amerikanischen Gentleman, der schon die Fahrscheine gelöst hatte, als Lilly mit ihren Freunde angelangt war.

Eine Sekunde noch zögerte das Mädchen. Dann aber, als befehle es sich selbst Mut und Entschlossenheit, schob es die Türe auf und stand mit hängenden Armen, die Augen gottergeben schließend, vor dem von den Polstern aufspringenden Doktor Pohland.

„Bitte, schelten Sie nicht, sondern nehmen Sie mich mit! Vielleicht werden Sie mich gut gebrauchen können!"

Es war immerhin eine kleine Ueberraschung.

Aber auch das ging vorüber.

Und zehn Minuten später, als der Schaffner kam, war es schon beinahe eine Selbstverständlichkeit, daß Mister Wilmot mit einem sachlichen Lächeln die Ausstellung noch einer dritten Fahrkarte 1. Klasse mit Bettkarte bis Stockholm verlangte.

„Für die Sekretärin dieses Herrn hier. Die Mitfahrt wurde erst in letzter Minute beschlossen!"

Sonne über den Schären

Musik kam von irgendwo, und Marina fuhr auf.

Es waren die Klänge einer Liebharmonika, die laut und fröhlich durch die stille Luft lärmten.

Marina fühlte sich verkuckt, von ihrem Lager aufzuspringen und ans Fenster zu treten. Aber sie unterließ es. Sie blieb halb aufgerichtet sitzen. Und schon kam, entnervend, auch wieder dieses Gefühl einer grauenvollen Verlassenheit auf sie zu, das allmorgendlich wie ein düsteres Gebrenst an ihr Lager trat sobald sie die Augen öffnete.

Ach, schon wußte sie gar nicht mehr zu sagen, ob es der dritte oder der vierte oder gar der fünfte Morgen sei, den sie hier in dieser kleinen Kammer heraufdämmern sah, die mit einem winzigen Stück Korridor ihr Aufenthalt war, seit, ja . . . seit wann eigentlich? Und was war das für ein Stück Land, das sich da draußen vor dem einzigen Fenster auftat, welchem Erdteil gehörte es zu, welche Küste war es, die da in der Ferne als ein grüner Strich dämmerte?

Sie ging nicht ans Fenster, die sinnende Marina Parsons, so lockend auch das lustige Instrument vor dem Hause lärmte. Sie wußte so im voraus. was sie sehen würde: blinkendes Licht auf weitem Wasser. dessen Wellen aus irgendwelcher Unendlichkeit heranzuschwellen schienen, Sonne aus einem hohen, fernen, blassen Himmel, und das Grün kleiner, wahllos dem Wasser entlauchender Eilande.

Ein tiefer Gottesfriede lag tagaus, tagein über dem lieblichen Bild. Noch nie war es Marina gelungen, einen einzigen Menschen zu erspähen oder ein Boot oder ein Hausdach, so weit auch ihre Augen sich mühten, in verdämmernde Fernen zu schweifen.

Wer soll mich hier finden? dachte sie dann und herg

ner Harmonika und lachte dazu, wie ein sorgloser Rekrut, der an sein Liebchen in der Heimat denkt.

An seine Seite aber trat in dieser Sekunde noch eine zweite Gestalt, und Marina wandte sich rasch wieder vom Fenster weg; sie vermochte den Anblick nicht mehr zu ertragen, den Anblick dieses alalten, lächelnden, auch jetzt in dieser Einsamkeit noch immer eigerlhaft eleganten Laffen, den sie als Erich von Hollerstein in blinder Torheit zu lieben vermeint; jetzt aber glaubte sie ihren Haß wie ein heißes Brennen in den Augen spürihen zu fühlen, wenn sie seiner nur ansichtig wurde, dieser feigen, hinterhältigen Kreatur, dieses Wichtes, der es nicht einmal mehr zu wagen schien, ihr vor die Augen zu treten, seit er die Lorve endgültig von dem heuchlerischen Antlitz hatte fallen lassen.

„Mach' nicht soviel Lärm, Peter!" sagte gerade Coloman Petsch, nicht ahnend, daß jemand seinen Worten lauschen könne. „Du benimmst dich hier, als leistst du in einer Sommerfrische. Mensch!"

Der lange Karic musizierte unentwegt weiter. Er sang ein serbisches Liedchen zu seiner Musik, ein Lied, das abgründige Wehmut und himmelstürmende Lustigkeit in sich zu vereinen schien. „Es ist ihr Lieblingslied, Coloman!" lachte er zwischen zwei Strophen. und die Art, er dabei zu Coloman Petsch emporblinzelte, verriet, daß er om frühen Morgen schon getrunken hatte.

„Sie hat mir geschrieben, meine Annette!"

Da sah Marina von ihrem Fenster aus das Gesicht Colomans sich jäh verändern. „Wer hat dir geschrieben? Annette? Deine Berliner Freundin? Du hast also — verraten, wo du steckst?"

Er hatte plötzlich die Fäuste an des Bären Schultern.

Aber Karic fichierte nur zwischen den einzelnen Takten seines sentimentalen Liedchens. „Verraten? Nichts verraten! Sebe! Karic verrät nie etwas. Postlagernd Stockholm hat sie mir schreiben müssen, die süße Kleine . . ."

„Postlagernd Stockholm!" Coloman Petsch schrie. „Ein Narr bist du! Als ob das nicht Fingerzeig genug wäre! Denkst du, die Polizei schläft? Wenn Demiter erfährt, was du wieder angestellt hast — er wird in die Luft gehen wie ein überheizter Dampfkessel!"

Aber in Karics trunkenem Gesicht blieb gleichmütige Heiterkeit. Er setzte seine Harmonika ab und döste vor sich hin. „Po—ligei!" lachte er töricht. „Was — mich schon die Po—ligei angeht. Weiß nichts von mir, weiß gar nichts von mir, die Po—ligei!"

„Der liebe Gott möge es geben!" nickte Coloman Petsch. „Aber ein für allemal: „Loß' deine albernen Liebesgeschichten aus dem Spiel, solange du für uns arbeitest, hast du gehört?"

„Alberne Liebesgeschichten!" sprach Peter Karic nach. Er lallte. Und einen schiefen Blick von unten her auf den eleganten Landsmann werfend, setzte er noch grinsend hinzu: „Freilich, so weit habe ich noch nie gedacht, daß man seine Liebesgeschichten auch in Dollars umminzen könnte!"

„Weil du ein Schaf bist, Peter!" versetzte Coloman wegwerfend.

Dann aber ging er, als sei ihm die weitere Fortsetzung des Gesprächs unliebsam. Er schlenderte durch den Kies des Gartens dem Strande zu. Die fröhliche Morgensonne warf seinen Schatten lang über den Weg.

Ganz lichtumflossen war er, heiter und elegant, wie ein sorgloser Sommergast, der sein Weekend hier auf seinem Landsitz am Meer verbringt.

Marina aber in ihrer Kammer stand mit weiten Augen und starrte ihm nach.

„Stockholm!" flüsterte sie vor sich hin. Man war also in Schweden. Dies mochten Inseln vor der schwedischen Küste sein, was sie da vor sich sah. Ein gut gewähltes Versteck, ohne Zweifel. Ein fast niemals zu ermittelnder Zufluchtsort.

In Marinas Herzen schwoll abermals die Angst wie eine heiße Woge auf. Eine verzweiflungsvolle Mutlosigkeit fiel über sie her. So gänzlich verlassen und hilflos, so völlig ausgeliefert kam sie sich vor, daß sie wie zerschlagen in die Knie sank und unter Tränen abgerissene, armselige Worte stammelte.

Und auch nicht der kleinste tröstende Funke in ihrer Brust ließ sie des Mannes gedenken, der schon auf dem Wege war zu ihr und zu ihrer Befreiung.

Weithin glänzte die Sonne über den Schären vor der Küste Stockholms.

Marina wird populär

Wie es eigentlich geschehen war, wußte niemand zu sagen.

Aber über Nacht, mit einem Schlage — war der Name Marina Parsons plötzlich in allen Zeitungen.

Die Berliner Morgenausgabe schon brachte Meldungen mit dicken Ueberschriften.

„Mätselhaftes Verschwinden einer jungen Deutschamerikanerin!"

Und wie die Geier warfen sich die Zeitungen der Pariser und Wiener Sensationspresse auf den nur allzu verlockenden Köder, rauschte es auf im Blättermald von Prag und Zürich, von Amsterdam und London.

Noch am Abend des gleichen Tages hallte das Echo wider in den großen Broadwayblättern jenseits des Ozeans.

„Kidnappers auch in Europa?" schrie fragend die New Yorf Sun mit ihren fettesten Schlagzeilen.

In der Halle des Esplanade rang der „Empfangschef" die Hände.

Er warf sich wie ein zweiter Winkelried dem Ansturm der auskunftheischenden, hundert Fragen stellenden und vor allem nach Mitreß Parsons selbst verlangenden Reporter entgegen.

Nein, Mitreß Parsons war für niemanden zu sprechen. Keinesfalls. Unter gar keinen Umständen.

Mitreß Parsons war leidend. Der erlebte Schrecken, die durchwachten Nächte hatten sie aufs Krankenlager geworfen.

Sie war auch soeben nach der amerikanischen Botschaft gefahren.

Sie war krank. Sie schlief. Sie verhandelte. War ausgefahren. Es kam dem Herrn Empfangschef gar nicht mehr darauf an, in zwei Minuten vier verschiedene Ausreden zu gebrauchen.

Aber es half ihm nichts.

Irgendwie brachten es die Herren Berichterstatter doch fertig, die Zimmer von Frau Edith herauszufinden. Sie belagerten die Korridore. Sie waren wie die Heuschrecken, schlechterdings nicht zu meistern.

Mitreß Parsons ließ sich also austragen.

Einmal, zweimal, viermal, sechsmal.

Für ein großes Berliner Abendblatt. Für die Mitternachtsausgabe eines ausländischen Sensationsblattes. Für den Pariser Temps. Für die New Yorf Times.

Als sich der siebente Herr durch die Türe zwängte, erklärte sie, am Ende ihrer Kräfte zu sein.

Sie weinte. War völlig fertig. Außer Fassung. Brcken down.

Aber gerade. als sich die Presseleute in einem Anflug von sonst so selten geübtem Mitleid zurückziehen wollten, um die Gepreßte mit ihrer Zofe allein zu lassen, kam ein bunter Hotelpage und brachte einen Brief.

Es war ein ganz harmloser Stadtbrief, abgestempelt in Berlin W 9, also in unmittelbarer Nähe des Hotels aufgegeben, mit einer Achtpfennigmarke freigemacht.

Frau Edith Parsons hätte dem Brief sicher keinerlei Beachtung geschenkt. Sie bekam fast täglich einen Haufen belanglosen Post. Reklame- und Empfehlungsschreiben von Schneiderfirmen, Friseuren, Parfümerien, von allerlei Luxusgeschäften Großberlins, von Reisebüros und Theaterkassen. Natürlich auch Bettelbriefe. Oder Angebote, die nicht viel anderes waren, als versteckte Bettelei.

Frau Parsons hatte also kaum ein Auge für diesen Stadtbrief.

Sie hätte ihn wohl nie so rasch geöffnet. Aber da standen noch immer diese Reporter herum.

Sahen Mitreß Parsons an und blickten den Brief an.

Als müsse der notwendig eine neue Sensation bergen.

Es war schon beinahe lächerlich, die Dreistigkeit und Indiskretion dermaßen gehäuft zu sehen.

„Es wird nichts von Belang sein, meine Herren!" sagte Mitreß Parsons. Sie riß den Brief mit zitternden Fingern auf, hastig . . . nur um die lästigen Augen ihrer Besucher möglichst bald loszuwerden.

Aber sie las nur eine einzige Zeile und hatte schon keine Spur von Farbe mehr im Gesicht.

„Ah!" stöhnte sie und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

Die Zofe kam gelaufen und hielt, gut eingerichtet wie sie war, schon die Flasche mit den Tropfen bereit.

„Ah, in der Tat!" schrie Frau Edith und schob Zofe und Tropfen beiseite. „Von — diesen Menschen . . .!"

Die Zeitungsleute aber umdrängten sie mit langen Hälsen. Es hätte nicht viel gefehlt, und der Brief wäre Frau Parsons aus der Hond gerissen worden.

Es war ja auch wirklich eine fast nie vorkommende Gelegenheit. Das Eintreffen eines Erpresserbriefes so aus erster Hand mitzuerleben . . . Ein ganz seltener Zufall. Eigentlich überhaupt nicht zu bezahlen!

Frau Parsons aber las und stöhnte.

Und was sie vernahm, bot leider wirklich Grund genug zu neuer Aufregung.

Diese Kerle arbeiteten geradezu raffiniert. Mit einer diabolischen Steigerung ihrer Angriffe. Mit einer geradezu ausgeklügelten Berechnung. War das erste Telegramm gewissermaßen eine kühle Einleitung gewesen, so kam man jetzt, nachdem man das Opfer für weitere Bearbeitung offenbar reifer erachtete, mit schwererem Geschütz.

„Gnädige Frau!" schrieb eine Hand, die seltsam flobig war und der mancherlei Fehler in der Rechtschreibung unterlaufen waren, auf billigem Papier. „Sie haben es für nötig gehalten, sich an die Polizei zu wenden. Das war nicht sehr klug von Ihnen. Wir raten Ihnen, dies rückgängig zu machen, wenn Sie jemals Ihre Tochter wiedersehen wollen. Unser Telegramm aus Schweden werden Sie erhalten haben. Wir können nach den durch Ihr Verhalten entstandenen neuen Verwicklungen uns nicht mehr mit fünfzigtausend Dollars zufrieden geben. so leid uns dies für Sie tut. Mit Marina ist mit Herrn Erich von H. unterwegs nach Sowjetrußland. Sie hält sich zur Zeit in Finnland auf. Sollten Sie sich nicht bereit zeigen, auf unsere gutgemeinten Vorschläge einzugehen, wird Miß Marina ihre Reise noch dem fernen Osten fortsetzen. Es besteht in den Variets der dortigen Hafenstädte dauernd große Nachfrage nach europäischen „Tänzerinnen". Wir bemerken dies nur nebenbei. Wir glauben sicher, daß Sie uns nunmehr postwendend Gegenbeit zu einem Gedankenaustausch geben werden. Sie haben dazu zwei Möglichkeiten. Schreiben Sie unter Chiffre „Fernost" hauptpostlagernd Stettin. Und deponieren Sie einen Durchschlag Ihres Schreibens im Berliner Tiergarten, auf der vierten Bank links, wenn Sie den ersten Seitenweg linker Hand vom Großen Stern aus nach Westen gehen. Sie finden unten eine Spitze. Geld beizufügen ist vorerst unnötig. Wir bemerken aber, daß jeder Versuch, etwa den Abholer des Briefes in Stettin verhaften zu lassen oder den bezeichneten Ort im Berliner Tiergarten durch Polizeiorgane zu umstellen, zwecklos und für Ihre Gesinnen einer Verständigung hinderlich ist. Unsere Mittelmänner sind völlig ahnungslose Leute. aus denen Sie nichts erfragen können. Wir erwarten Ihren sofortigen Bescheid, ohne Gewähr unsererseits. D."

Als Mitreß Parsons mit der Lektüre dieses Briefes zu Ende war, glaubte sie, mit einem Doppelzentner von Steinen auf den Schultern einen steilen Berg erstiegen zu haben.

Ihre Augen gingen hilfesuchend im Kreise. Ihre Arme sanken kraftlos an ihr nieder.

Sie weinte. Fragte unter Schluchzen, was sie tun solle. Sie sei nicht mehr imstande, einen klaren Gedanken zu fassen.

Nun. sie hatte ja Ratgeber genug um sich herum. Männer mit Erfahrungen aus drei Erdteilen. Reife Menschen und kecke Draufgänger gang nach Wahl.

„Sie dürfen sich nicht einschüchtern lassen!" sagte ein deutscher Zeitungsmann. „Setzen Sie sich sofort mit den zuständigen Behörden in Verbindung!"

„Wenn ich Ihnen raten darf, regeln Sie das unter der Hand!" flüsterte der olattrasierte Vertreter der New Yorf Times, dem amerikanischen Beispiele vorschweben mochten. „Soll ich mich der Sache annehmen?"

„Es ist alles halb so schlimm!" tröstete einer, der für die Londoner Times schrieb. Er hatte den ganzen Brief schon stenographiert. „Ich bin Ihnen behilflich. Alles Weitere war ihm vorerst weniger wichtig.

„Nein — ertrage — das — nicht!" schrie Mitreß Edith. Sie war aufgesprungen, als wolle sie stehenden Fußes zu einem Lauf nach dem Tiergarten starten. „Es muß etwas geschehen!"

„Ja, es muß etwas geschehen!" sagten einige.

„Telephonieren Sie der Polizei!" rief der Deutsche.

„Bieten Sie mal zehntausend Dollars!" quetschte der Yankee aus dem linken Mundwinkel. „Sie werden sehen . . ."

„Ich würde beides tun!" rief ein Dritter. „Keinesfalls darf man die Polizei ausschalten!"

„Das ist Anfichtssache!"

„Ein paar Dollars — und alles hat ein anderes Gesicht!"

Frau Edith aber schluchzte. „Fernost!" jammerte sie. „Tänzerinnen! Sowjetrußland! Eine Braut im Tiergarten!"

Sie war völlig verwirrt.

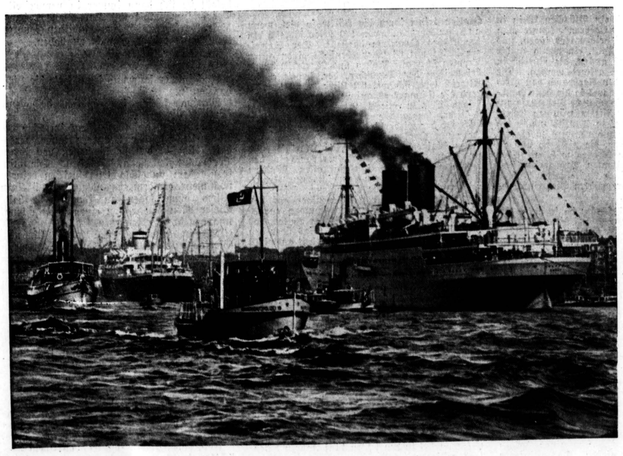
Und schließlich ging einer der Hoteldirektoren kurz entschlossen ans Telephon und rief den Alexanderplatz an.

Sechzehn Minuten später waren zwei Beamte im Hotel. darunter der mit der Bearbeitung des „Falles" betraute Kriminalinspektor.

Man nahm eine Abschrift des Briefes, den Frau Edith aus der Hand zu geben sich weigerte. Man einigte sich dahin, daß Mitreß Parsons zum Scheine auf die Vorschläge der Verbrecher eingehen solle. Ein Antwortbrief wurde beraten, aufgesetzt. sorgfältig „ins Reine" geschrieben und obgesandt. Ein Exemplar nach Stettin, genau nach „Vorschrift". Das zweite brachte ein Kriminalbeamter in den Abendstunden nach dem Tiergarten.

Zugleich wurde der Inhalt des von den Erpressern eingegangenen Briefes Wort für Wort an das Stockholmer Polizeipräsidium gekabelt, und dem Mister Wilmot konnte man den Wortlaut des wichtigen Schreibens sogar mündlich durch den Draht übermitteln, da er ohnehin um die achte Abendstunde anrief, um zu hören, ob es etwas Neues von Wichtigkeit gegeben habe.

(Forts. folgt.)



Der Hamburger Hafen

Deutschlands stolzes Tor zur Welt.

(Presse-Bild-Zentrale, Zander M.)

Welt der Frau

Das Mikroskop hieft schürfer:

Auch eine Mutter kann sich täuschen!

Mandelentzündung, Röteln und Diphterie — Das Mikroskop allein entscheidet sicher — Rechtzeitig angewandt rettet das Serum —

Wie viele kranke Menschen, wie viele Tausende von Kindern sterben jährlich nur deshalb, weil ihre Krankheit nicht erkannt und nicht rechtzeitig behandelt wird. Es gibt leider viele Krankheitsbilder, die sich so sehr ähneln, daß oft nur das geübte Auge des Arztes, oder gar die Hilfsmittel des Laboratoriums eindeutig entscheidep können, welcher Bazillus da am Werk ist, oder welches Organ in Mitleidenschaft gezogen wurde. In vielen Fällen geht es um Stunden, ein Serum kann heute noch Rettung bringen, morgen vielleicht nicht mehr. Ueber Gefahren, die von solchen „getarnten" Feinden drohen, will der nachfolgende Aufsatz aufklären und damit gleichzeitig Hinweise geben, wie man diese Gefahren vermeiden kann.

Diphterie und Mandelentzündung sind zwei Krankheiten, die verwechselt werden können. Bei beiden finden sich auf den Mandeln gelblichgraute Pfropfen und Beläge, die bei einer typischen Diphterie allerdings größere Flächen einnehmen. Aber nicht selten verteilen sich diese Beläge bei der Diphterie mehr zur Mitte oder zum Kehlkopf, wo der einfache Blick in den Rachenraum sie nicht sehen kann. — Eine Mutter, die mehrere Kinder großgezogen hat, wird aus Erfahrung meist schon nach den äußeren Hautflecken die Masern von den Röteln oder dem Scharlach unterscheiden und sagt dem Arzt schon beim Kommen: „Die Friede scheint Röteln zu haben!" Wenn sie sich aber durch die kleinen gelben Tupfen auf den Mandeln ihres Kindes verleiten läßt, nur mit ein paar kalten Umschlägen und den bei Erkältungen bewährten Hausmitteln die „Angina" heilen zu wollen, so ist das nicht immer zweckmäßig. „Du hast Schlußfolgerungen! Komm, ich koche Die Kamillentee zum Gurgeln!" Das Fieber ist noch nicht besonders hoch: die Sache geht sicher schnell vorüber. — Der Arzt mit seinem geschulten Blick könnte allein aus dem apathischen Verhalten des Kindes, das einen wirklich schwerkranken Eindruck macht, seine Rückschlüsse ziehen, weil auch bei erster Mandelentzündung die Kranken verhältnismäßig frischer aussehen.

Das Mikroskop entscheidet

Vor allem aber wundert der Arzt mit einem Mißtrauisch etwas von dem Belag der Mandeln und Rachenwände abstreichen und bakteriologisch auf Diphtheriebazillen untersuchen lassen. Das Ergebnis dieser Untersuchung wartet er übrigens nicht ab: Er muß sich schon allgemein ein Bild machen, ob mit Diphtherie zu rechnen ist und dann sogleich Diphtherieserum geben, damit keine Stunde versäumt wird. Nach 24 Stunden kann es schon zu spät sein! Diesen entscheidenden ersten Tag lang „beobachtet" aber die Mutter vielleicht noch mit kalten Umschlägen, wenn sie an eine Mandelentzündung glaubt und nicht den Arzt ruft.

Die Mimikry des Milzbranderregers

Seitdem Robert Koch nachgewiesen hat, daß der Erreger des Milzbrandes, jener gefährlichen Tierseuche, die besonders Pflanzenfressende Tiere wie Rinder und Pferde befällt und früher die Viehbestände verwüstet hat, ein Spaltpilz ist, und seitdem im Bierseuchengesetz von 1909 dafür gesorgt wurde, daß auch schon Tiere, die des Milzbrandes verdächtig sind, getötet werden müssen, hat diese Krankheit in Deutschland wesentlich nachgelassen. Da aber dieser Spaltpilz außerordentlich widerstandsfähig ist und sich auch außerhalb des Tierkörpers im Boden oft jahrelang ansteckungsfähig erhält, kommt es doch manchmal vor, daß Menschen, die als Viehhüter oder auch als Lederarbeiter mit Tierfellen und -haaren zu tun haben, mit dem Krankheitserreger in Berührung kommen. Wenn nun Milzbranderreger in die menschliche Haut eindringen vermögen, so entsteht an der betreffenden Stelle eine bösartige Entzündung, die einem Karbunkel zum Verwechseln ähnlich sieht. — Nun, um eines Karbunkels oder Furunkels willen gehen die meisten Menschen noch nicht gleich zum Arzt, besonders nicht auf dem Lande.

Der gefährliche Stich in das „Furunkel"

Da wird denn ein besonders mutiges Familienmitglied herbeigeholt, eine Nadel oder ein feines Messerchen wird sorgfältig über einer Kerze ausgeglüht, — damit alle Keime, die etwa daran sitzen können, abgetötet werden, — und dann wird das „Geschwür" aufgestochen oder aufgeschnitten. Man soll nun zwar auch Karbunkeln nicht so behandeln, wo sie die Ursache der Entzündung, jene Milzbrandserreger sind, ist ein solcher Schnitt geradezu gefährlich: Während nämlich die Milzbrandserreger sich vorher an der entzündeten Stelle ziemlich einkapselten und nicht weiter im Körper spazierenginqen, wird durch den Stich oder Schnitt fast immer das eine oder andere tiefer liegende Blutgefäß mit geöffnet. Die Milzbrandbakterien dringen nunmehr in die Blutbahn und können den ganzen Körper durchseuchen. Es entsteht dann jene verheerende Form der Milzbrandkrankheit, wie sie auch Menschen durch den Genuß von infiziertem Fleisch oder durch das Einatmen der Erreger in die Lungen bekommen können: Rettung ist dann nur noch schwer möglich, während vorher der Milzbrand-Karbunkel eine zwar nicht harmlose, aber keineswegs gefährliche Angelegenheit war, sobald er vom Arzt richtig erkannt wurde.

Die verkannten „Zahnkrämpfe"

Ein junger Ehemann kommt am Nachmittag nach Hause und mitten hinein in heller Aufregung: Sein Kleiner bekommt gerade die ersten Bäckchen, und da die Kinder zur beginnenden Frühlingszeit immer ein bißchen laborieren, wirkt sich das Zahnen besonders schlimm aus. Der Junge zuckt in Krämpfen, die Mutter steht verzweifelt dabei und die Waschfrau, die eben mit der geplätteten Wäsche gekommen ist, macht sich eifrig zu schaffen: „Ich kenne das von meinen sechs Kindern", meint sie. „Der Kleine hat versetzte Winde im Gehirn, da gibt's eben Krämpfe". Der junge Mutter will es zwar nicht einleuchten, wie Blähungen in den Kopf geraten können, aber die Waschfrau ist schnell fortgerannt und hat einiges geholt: Tee und Kinösaaud, um dem Kind einen Einlauf zu machen; „6 Krampfanfälle hat er schon gehabt! Mein, diese jungen Frauen! Na, der Einlauf löst alles, der bringt den Darm und damit das Gebirn schon wieder in Ordnung. Gleich werden's besser haben!" — Der Vater aber ist nicht einverstanden und meint, daß solche Krampfanfälle etwas Ernstes sein. „Wozu haben wir hier eine Uniformitäts-Klinik? Holen Sie lieber ein Auto! Ich fahre hin." „Sterben wird Ihnen der Junge unterwegs. Ich weiß doch wie so etwas verläuft!" — In der Klinik besteht es auf den ersten Blick: „Ein schwerer Fall von Spasmophilie!" — Spasmophilie ist aber durchaus nicht nur ein lateinisches oder griechisches Wort für „verkehrte Winde", sondern bezeichnet Krampfzustände bei Kindern, die rachitisch sind.

Eine Frühjahrskrankheit

Gerade am Ende des Winters, wo sie lange die Sonne entbehren mußten, neigen ja viele Kinder auch bei sonst richtiger Ernährung zur Rachitis. — Der Junge erhielt schnell eine Einspritzung und wurde dann unter die Höhensonne gebracht, die mit ihren ultraviolettenStrahlen in der Haut die Umwandlung bestimmter Stoffe in das Rachitisverhütende Vitamin-D bewirkt, und bald war die Krampfbereitschaft behoben. Damals, — der Fall liegt schon eine Reihe von Jahren zurück, — konnte man die Vitamine noch nicht chemisch-rein darstellen. Heute gibt der Arzt unter Umständen einem solchen Kind vielleicht nur einen Löffel voll Vitamin-D und behebt damit schlagartig die ganze Mangelkrankheit. — Die Waschfrau freilich wußte nichts von Mangelkrankheiten, und nichts von Vitaminen, die der Körper gerade des kleinen Kindes besonders notwendig braucht. Hätte der Vater sich nicht gegen die „Erfahrungen" der Frau durchgesetzt, wäre er nicht sofort zum Arzt gegangen, so wäre der Kleine von damals heute nicht ein großer und strammer Bursche!

Sofa oder Kanapee

Ein Möbel mit vielen Namen

Wir wollen gewiß nicht der unbedingten Ausmerzung aller Fremdworte aus unserer Sprache das Wort reden, denn es gibt immerhin eine Anzahl fremdländischer Ausdrücke, die kaum mehr zu entbehren sind, weil sie einen Begriff besonders kurz und treffend benennen. Dagegen möchten wir uns aber doch entschieden wehren, daß man heute noch Fremdworte neu einführt, besonders wenn sie keinerlei Verbesserung eines herkömmlichen Ausdrucks in sich schließen. So war es gewiß an der Zeit, daß man das häßliche Wort Chaiselongue verschwinden ließ, ist aber „Couch", wie man heute so grotartig sagt, etwa schöner? Es ist überhaupt eigenartig, wie viele Namen dieses Möbelstück im Laufe der Jahrhunderte schon gehabt hat, nachdem die die deutsche Bezeichnung Faul- oder Lotterbett durch das Wort Sofa verdrängt worden ist, das aus Frankreich kam und aus dem Arabischen „Suffa" Polsterbank entstanden ist.

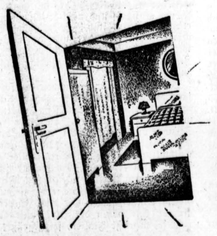
Im achtzehnten Jahrhundert tauchte das Wort Ottomane auf. „Ottoman" bezeichnet im Französischen Türkisch. Das Wort wurde deshalb die Bezeichnung für ein Sofa ohne Lehne, eine Polsterbank, wie man sie in jedem türkischen Kaffe antrifft. Ebenfalls aus dem achtzehnten Jahrhundert stammt die persisch-arabische Bezeichnung Diwan, ein Wort, das in seiner Bedeutung immer mehr eingeengt worden ist. Ursprünglich bedeutet Diwan Versammlung, Staatsrat, Gerichtshof, später nannte man die Frauenkämme, in denen diese Versammlungen tagten, Diwan, und schließlich die niedrigen Polsterbänke, die an den Wänden solcher Räume standen

Gleichzeitig übernahmen wir über Frankreich das Wort Kanapee, das im Gegensatz zu Diwan seine Bedeutung erweitert hat. Es stammt vom griechischen Wort „konopeion", — Mückennetz. Der Name ging von diesem Netz auf das Ruhebett über, das zum Schlafen unter einem solchen Netz diente.

Daß die Bezeichnungen Chaiselongue, das heißt Langstuhl, Causeuse — Plaudersofa —, Bergere ebenfalls aus Frankreich nach Deutschland als weiteres Zeichen der früheren Abhängigkeit des deutschen Lebens von der französischen Kultur nach Deutschland gekommen sind, braucht wohl nicht näher ausgeführt zu werden. Heute sind wir also glücklich bei der englischen Couch angelangt, ein Wort, das vorläufig alle anderen Namen verdrängt hat. Wollen wir aber nicht gelegentlich in einer stillen Mittagsstunde, wenn wir uns der kurzen Ruhe auf dem so friedlich benennten Möbel erfreuen, einmal darüber nachdenken, wie wir ihm zu einem ehrlichen deutschen Namen verhelfen könnten? Das ehemalige Lotterbett ist gewiß nicht schön, auch Faulbett klingt uns heutigen wenig lieblich im Ohr, wie wäre es aber mit Ruhebett?

Praktischer Wink

Kerzenlicht auf silbernen Leuchtern ist die schönste Beleuchtung für festliche Stunden. Soll die unvermeidliche Betropfung der Leuchter mit Wachs oder Stearin später wieder entfernt werden, darf dieses niemals durch kratzen geschehen, weil das Silber dadurch sehr leicht beschädigt und so unansehnlich wird. Man taucht vielmehr die beschmutzten Stellen in kochendes Wasser, so daß das Wachs oder Stearin schmilzt. Hiernach werden die Leuchter wie üblich geputzt.



Warum kann sie täglich mit den Kindern ausgehen?

Während sich andere Hausfrauen mit der Putzarbeit abrackern, geht sie täglich ein Stündchen mit den Kindern spazieren. Dabei muß sie ihren ganzen Haushalt ohne Hilfe besorgen. Trotzdem hat sie genügend freie Zeit, weil sie beim Aufräumen und Putzen das vielseitige Ivi mitarbeiten läßt. Mit Ivi geht die Arbeit leichter von der Hand, und Staub und Schmutz verschwinden im Nu. Wußten Sie schon, daß Ivi so vielseitig ist?

IM SCHLAFZIMMER können Sie Ivi zum Beispiel für folgende Sachen verwenden: Schleiflackmöbel, Nachttischlampen, Glas- und Marmorplatten, Spiegel und Aufsätze, Fußböden, Kristall-, Glas- und Porzellanbehälter, Trink- und Wassergläser, Kannen und Seifenschalen, Türen, Fensterrahmen und noch vieles andere mehr!

Die beste Hausfrau kommt im Haus nicht ohne Ivi's Hilfe aus!

Ewiges Italien

„Die Welt hat weithin vergessen, welche unvergänglichen geistigen Leistungen Italien für die Kultur aufzuweisen hat."

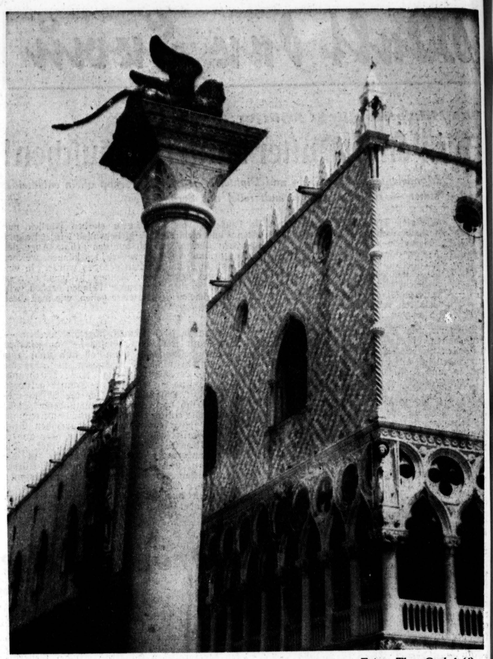
Von Commendatore Professor Dr. Friedrich Schneider, Jena

An Stelle des zitierten Satzes, den ich vor einigen Monaten in meinem Buch über „Dante, Boccaccio, Petrarca" niederschrieb, hätte ich auch schreiben können, die Welt will weithin vergessen, welche unvergänglichen geistigen Leistungen Italien für die Kultur aufzuweisen hat. Der deutsch-italienische Kulturvertrag lenkt von selbst die Blicke auf diese Zusammenhänge. Leitet er seine neue Epoche der langen geschichtlichen Verbindungen der beiden Kulturvölker ein, die selbst die ewigen Alpen zu allen Zeiten fast spielend zu überwinden wußten?

Die Voraussetzung dafür würde sein, daß die Seele der beiden Kulturvölker diesseits und jenseits der Alpen gegenseitig besser, bewußter und williger erkannt würde. In der Vergangenheit bilden die geschichtlichen und kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien doch wohl das großartigste Kapitel der europäischen Kulturgeschichte im eminenten Sinne. Dafür sind uns Karl der Große und die Heldengestalten der deutschen mittelalterlichen Geschichte ebenso wie Winckelmann, Goethe, Humboldt, Richard Wagner, Nietzsche und unzählige andere Namen unsterbliche Zeugen. Die deutsch-italienischen Verbindungen waren ein gegenseitiges Nehmen und Geben, neben scharfen Gegensätzen oft genug ein beglückendes Sichschenken. In den Jahrhunderten des Mittelalters, seit dem Erscheinen Karls des Großen in Italien, hat Deutschland große Opfer an Gut und Blut gebracht, um durch politische Ordnung Italien vor dem Versinken in das Chaos zu retten. Das ist die geschichtliche Leistung der deutschen Kaiserzeit. Als die geschichtlichen und politischen Beziehungen schwächer wurden und Italien erstarkte, ließ es uns als Gegengabe an seinem kulturellen Reichtum teilnehmen, der sich auf die Rettung der Antike stützte. Aber wie wenige Menschen, Deutsche und Italiener, kennen von dem Denkmal Winckelmanns im Garten der Villa Albani in Rom überhaupt nur die äußere Existenz, weil es nicht am Touristenwege liegt? Es ist, als ob damit angedeutet werden sollte, wie schwer es im Grunde ist, sich eine ernsthafte Vorstellung von der Seele beider Völker zu bilden.

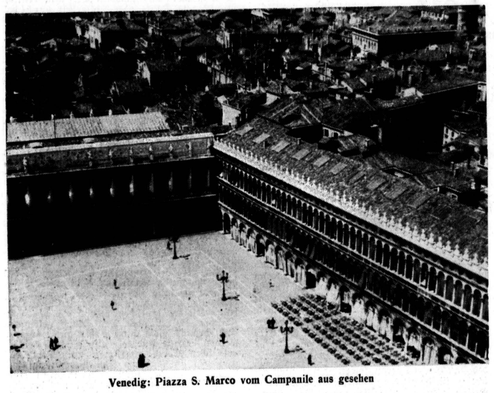
Eine neue Epoche der deutsch-italienischen Kulturbeziehungen hat mit dem deutsch-italienischen Kulturvertrag begonnen, in dem sich dabei ein neues Wissen um die geschichtlichen Voraussetzungen des Seelenlebens beider Völker wirksich gegenseitig mitteilt. Denn nur auf diese Weise erscheint es möglich, das gottgewollte Andersein der beiden Kulturvölker zu begreifen. Dabei lebt geistesgeschichtlich fest, daß kein anderes Volk Italien und keine geschichtliche Individualität so wahrhaft verstanden hat wie das deutsche Volk, dem die Staufensehnsucht nach südlichem Sonnenland im Blute liegt. Es handelt sich dabei nicht um eine Beschränkung auf politisch oder geistig führende Schichten, sondern um allgemeine Werte, die symbolisch durch das Goethe-Denkmal und — etwa von französischer Seite — durch das Denkmal von Chateaubriand auf dem Pincio in Rom angedeutet werden. Es erscheint uns sicher, daß kein Fremder Deutschland und die Deutschen wahrhaft begreifen kann, ohne Goethe zu kennen. Wie kann ein Fremder, der den Zugang zum italienischen Geistesleben finden will, die Stimme Dantes überhören, der nicht nur als Dichter, sondern als Seher die Geschichte der nationalen Einigung Italiens auf das wirksamste beeinflußt und mitgeformt hat? Wie kann, um zur entscheidenden Frage vorzustoßen, eine wahrhaft schöpferische, geistig begründende und damit auch politisch wirksame Verbindung beider Völker bestehen, wenn ihre gegenseitige Kenntnis nicht auf ungefähr allen Lebensgebieten auf neue Grundlagen gestellt wird?

Es handelt sich nicht allein um die gegenseitige Kenntnis der Sprache. Man kann die Sprache des andern fließend beherrschen und nicht eines Geistes Hauch von dem anderen Sein und Denken verspüren. Der Beispiele sind im täglichen Leben übergenug. Man kann aber dieses andere Sein und Denken nur begreifen, wenn man sich darum lange genug ernsthaft geistig bemüht. Vier Generationen der Goethes, die nacheinander nach Rom zogen, sind uns dafür eine symbolische Erscheinung. Die verworrene politische Entwicklung Europas und der Welt in dem letzten halben Jahrhundert und nach der Gegenwart zu, die jeder Voraussage Hohn gesprochen hat, beeinflußte auch die gegenseitige kulturelle Verständigung zwischen Deutschland und Italien auf das tiefste. Es handelt sich nicht nur um die gegenseitigen Lücken in den Beständen der Bibliotheken. Es handelt sich vielmehr um ein tieferes Nichtmehrwissen voneinander, das sich in einem erschreckenden Mangel — lassen wir das Mittelalter ganz beiseite — der gegenseitigen nationalen Geschichte äußert, das die ernsten Geister wahrhaft bedrückt. Wir wissen, wie tief das leidenschaftlich erregbare Volk auf dem harten Boden Italiens auf den Primat seiner genialen Leistung mit Recht ist. Wir brauchen nicht darauf hinzuweisen, welche unübersehbare Leistungen dem deutschen Genie vorbehalten blieben — aber nur wenigen Auserwählten, die sich die Kenntnisse darum ernsthaft und nicht selten unter Opfern erarbeitet haben, sind diese zusammenhängenden beiden Völkern bekannt und gegenwärtig, gewillt, daraus zu Nutz und Frommen unserer Zeit neue schöpferische menschliche Tat werden zu lassen.

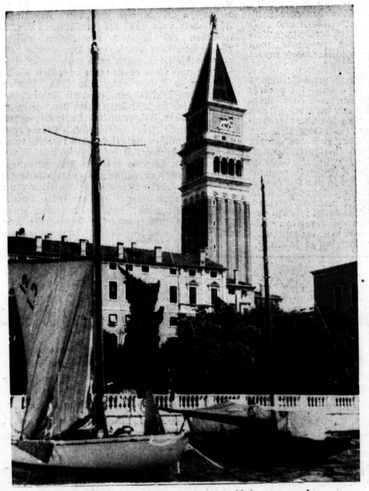


Venedig: Dogenpalast und Löwensäule

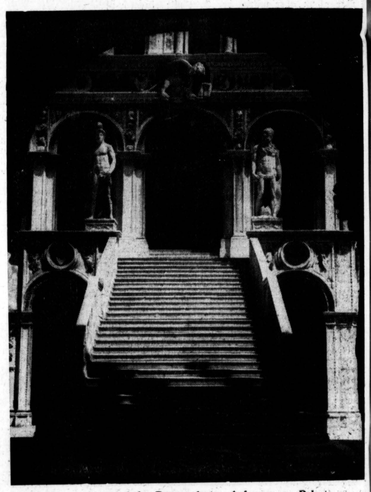
Fotos: Theo Gockel (4)



Venedig: Piazza S. Marco vom Campanile aus gesehen



Venedig: Campanile S. Marco von der Mole aus gesehen



Venedig: Im Innenhof des Dogenpalastes. Aufgang zum Palast

Der Rahmen für die neuen deutsch-italienischen Kulturbeziehungen ist wahrhaft großartig angelegt. Möge sein Inhalt alle Erwartungen übertreffen, die alle ehrlichen Freunde und Kenner der deutsch-italienischen Kulturbeziehungen für die künftige gegenseitige Entwicklung der beiden Kulturvölker mit heißem Herzen ersehnen. Es handelt sich in der Tat um einen Versuch mit großen Mitteln, der unsere tiefe Anteilnahme erregen muß. In diesem Sinne schauen wir nach Italien wie so oft von den Höhen der Alpen mit dem Ausruf: sei gegrüßt Italien, sei gegrüßt!

Haus, Hof und Garten

Zur Ehrenrettung des Getreidebaus

Von Dr. Robert Steinhardt, Bonn

Die volks- und privatwirtschaftliche Bedeutung des Getreidebaues ist heute so groß, daß eine Ehrenrettung nicht notwendig und daher die Ueberschrift falsch oder irreführend zu sein scheint. Und doch bedarf die landläufige Beurteilung des Getreides als Kulturpflanze einer Vertiefung, wenn sie ganz gerecht sein soll.

Getreide gilt im Vergleich zu anderen Pflanzen als schlechte Vorfrucht. Die Beanspruchung des Nährstoffvorrates im Boden kann durch eine richtige Düngung natürlich ausgeglichen werden. D. h. in dieser Hinsicht dürfen wir das Getreide nicht schärfer beurteilen als alle anderen Kulturpflanzen. Was wir als Mangel empfinden, ist der in biologischer und physikalischer Hinsicht weniger günstige Zustand, in dem die Halmfrüchte das Feld hinterlassen. Es fehlt dann oft an einer guten Gare. Diese Beobachtungen führten zu der Bezeichnung „Lockerungspflanzen" für die Getreidearten. Dieser Vorwurf ist einseitig und führt zu einer ungerechten Beurteilung des Getreidebaues. Denn die Bedeutung einer Kulturpflanze für die Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Bodens liegt nicht nur in der Tiefe der Wurzeleinwirkung, der Beschattung, Stickstoffsammlung usw., sondern in erster Linie in der Höhe ihres Beitrages zur Humusversorgung. Ohne Humuszufuhr ist eine Erhaltung und Steigerung der Fruchtbarkeit bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl unserer Böden nicht denkbar.

Leistet nun das Getreide in dieser Hinsicht weniger als die guten Vorfrüchte? Wir müssen zur Beantwortung dieser Frage nicht nur Stroh, Grünfutter, Knollenfrüchte usw. — also die geernteten Pflanzenteile — sondern auch die auf dem Felde verbleibenden Wurzel- und Ernterückstände in einer Uebersicht erfassen. Denn auch sie werden in den Boden zu Humus abgebaut. Untersuchungen über die Menge an Trockenmasse und Nährstoffen, die in diesen Rückständen dem Boden erhalten bleiben, wurden von Professor Lehnis mit dem in Spalte 1 der nachstehenden Tabelle angeführten Ergebnis durchgeführt. Wir haben die drei Gruppen: 1. Getreide, 2. Blattarten eine schlechte Lupine und 3. Zuckerrüben herausgegriffen. Die Stoppel- und Hackfrüchte wurden der „Pflanzenbautabelle" von Prof. Kade, der Gehalt an Trockenmasse und die Verdauungskoeffizienten dem bewährten „Kellner" entnommen. Als Gesamtleistung für den Humushaushalt werden gewertet: Die Trockenmasse der Wurzelrückstände sowie des Strohes (Streustroh) und die unverdaute Trockenmasse des Hauses. Es ergeben sich folgende Durchschnittswerte:

Fruchtart	Trockenmasse: die auf dem Felde bleibt (Ernterückstände)	die in den Stall gelangt (Streu und Futter)	die in den Mist wandert	insgesamt (1 u. 3)
	1	2	3	4
Getreide	18,1 dz	44,5 dz	44,6 dz	57,6 dz
Kleearten	27,5 dz	50,8 dz	23,9 dz	51,4 dz
Zuckerrüben	2,6 dz	131,2 dz	30,2 dz	32,8 dz

Die Leistung der Zuckerrüben z. B. für die Humusversorgung wurde wie folgt berechnet: An Wurzelresten bleiben 260 kg Trockenmasse je Hektar auf dem Felde. Bei einer Ernte von 400 dz Zuckerrüben werden gewöhnlich 80 dz Trockenschnitzel mit 89 % Trockenmasse = 71,2 dz Trockenmasse zurückgeliefert. An Rübenblatt mit Köpfen werden nach Geheimrat Remy etwa 60 dz Trockenmasse je Hektar geerntet. In den Stall wandern 45 % vom Rübenfeld 131,2 dz Trockenmasse als Futter. Davon gelangen 80,2 dz Trockenmasse in den Stallmist. Sie ergeben mit den Wurzelrückständen die Gesamtleistung von 32,8 dz Trockenmasse je Hektar.

In der Gesamtleistung steht das Getreide an erster Stelle. Selbst unter der Annahme, daß ein Teil des Strohes verfüttert wird, also nur etwa die Hälfte der Trockenmasse in den Stallmist gelangt, bleibt diese Reihenfolge bestehen. Der Abzug wird mehr als ausgeglichen durch die verfütterten Getreidemengen, die in der Berechnung noch nicht enthalten sind. An zweiter Stelle stehen die Kleearten, denen mit erheblichem Abstand Zuckerrüben folgen. Sie liefern zwar die weitaus größte Menge in den Stall, es bleibt aber so viel im Tiermagen hängen, daß verhältnismäßig wenig Masse auf den Acker zurückgelangt.

Wenn man nun weiter die Anteile der einzelnen Feldfrüchte an der als Ackerland genutzten Fläche des Altreichs berücksichtigt — Getreide 58,3 %, Klee und Luzerne 10,1 %, Zuckerrüben 2,4 % — dann sieht man klar, daß der Getreidebau mit seiner Stroherzeugung die Grundlage der Humusversorgung bildet. Hier muß erhöht die wasserhaltende Kraft des Bodens, regt das Bakterienleben an, fördert die Nährstoffumsetzungen, kurz, er schafft die Voraussetzung für eine gute Gare. Welche Früchte werden nun in erster Linie mit Stallmist, dem Humusrohstoff, versorgt? Es sind Rüben und Kartoffeln, also die guten Vorfrüchte. Sie verdanken diesen Ruhm zum großen Teil dem Getreide, das selbst mit der zweiten oder dritten Tracht zufrieden ist. Wenn es dann den Boden „ausgesaugt", so wird dieser ungünstige Einfluß durch den hohen Beitrag zur Humusversorgung mehr als ausgeglichen. Dieser „Ehrenrettung" wird sich niemand verschließen.

Großdeutschlands Nährstands-Schauen 1939

5. Reichsnährstands-Ausstellung Leipzig, 4 — 11. Juni

In den Tagen vom 4.—11. Juni findet in Leipzig die erste gemeinsame Landwirtschaftsschau Großdeutschlands statt. Infolge der Beteiligung der Ostmark und des Sudetenlandes sowie durch die vorgesehene Erweiterung der Lehrschauen und der Maschinenausstellung wird das Ausstellungsgelände insgesamt 50 Hektar umfassen und übertrifft damit die Münchener Reichsnährstandsschau noch um 10 Hektar. Auch sonst wird die diesjährige Reichsnährstands-Ausstellung die größte und umfassendste Landwirtschaftsschau sein, die bisher in Deutschland stattgefunden hat. Schon seit Monaten sind alle Vorbereitungsarbeiten im Gange, damit der zu erwartende große Verkehr reibungslos abgewickelt werden kann. Die zahlreichen Sonderzüge sind festgelegt, die Stadt Leipzig hat für die notwendigen Anschlußstrecken zum Volkspark Kleinzschocher, wo die Ausstellung stattfindet, Sorge getragen. Das Quartieramt hat bereits seine Arbeit aufgenommen, die Ausflugsfahrten sind festgelegt und die Vorführungen im Großen Ring werden vorbereitet.

Unter den Lehrschauen tritt vor allem das Landarbeiterproblem in den Vordergrund. In Leipzig wird deshalb ein besonders „Haus des Landarbeiters" errichtet, in dem eine Uebersicht über die 15 verschiedenen landwirtschaftlichen Berufswege, die Aufstiegsmöglichkeiten und die Verdienstaussichten aufgezeigt werden. Auch die weiteren Lehrschauen über die Unterbringung der Landarbeit sowie über Fragen der Leistungsbetriebe, der Wirtschaftsberatung, des Pflanzenschutzes und der Marktordnung werden großes Interesse finden. In einem besonderen „Haus der Fütterung" werden ländliche Fütterungsversuche bei verschiedenen Tieren vorgeführt. Beispiele über falsche und richtige Fütterungstechnik sollen allen Besuchern Anregungen geben. Auch in Leipzig wird wieder ein vollständig eingerichteter Bauernhof mit den zugehörigen Acker- und Grünlandflächen gezeigt. Die Tierschau und die Landmaschinenausstellung werden sich in dem gewohnten Rahmen bewegen, nur wird der Umfang noch größer sein, als wir das von früheren Jahren her kennen.

3. Reichsgartenschau Stuttgart, 22. April bis Ende September

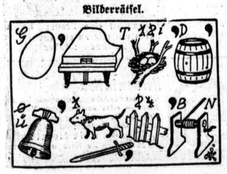
Nur noch wenige Wochen sind es bis zur Eröffnung der Reichsgartenschau, die diesmal in der Stadt der Auslandsdeutschen, Stuttgart, stattfindet. Das Ausstellungsgelände, das eine Fläche von 500 000 Quadratmeter umfaßt, ist völlig neu für die Ausstellung erschlossen worden, früher handelte es sich hier um größere stillgelegte Steinbrüche. Daraus ergibt sich schon, welche Arbeiten erforderlich waren, um die Fläche herzurichten. Ganze Hügel mußten abgetragen und Schluchten bis zu 20 m Tiefe aufgefüllt werden. Trotzdem ist es gelungen, das Gelände in seiner Linienführung der Gesamtlandschaft harmonisch anzupassen. Die ganze Anlage ist im übrigen so vorgenommen worden, daß sie für die Dauer Bestand haben wird.

Am Dauerheim befindet sich ein weiträumiger Verwaltungsbau mit den erforderlichen Räumen für die Ausstellungsleitung, Vortragssaal, Sanitätsräume, Postamt usw. In unmittelbarer Nähe wird die Halle des Reichsnährstandes zu sehen sein, die den Charakter einer Ehrenhalle trägt und die Lehrschauen des Reichsnährstandes aufnehmen wird. Vorbildliche Gärtnereigebäude, Eigenheime und Wochenendhäuser werden gezeigt, eine moderne Großgaststätte sowie ein Freiluft mit Tiergehege sollen der Erholung dienen. Besonders umfangreich sind die Anpflanzungen. 1 Million Frühblüher- und Sommerblumen, 150 000 Tulpen, 100 000 Stauden, 60 000 Rosenstöcke, 20 000 Gladiolen und viele andere Pflanzen werden zu sehen sein. Darüber hinaus wurden noch 1200—1500 Großbaumpflanzungen vorgenommen. Hierbei handelt es sich zum Teil um Bäume von 20 m Höhe und im Alter von 60 Jahren, die mit Erfolg umgepflanzt wurden. Ein besonderes „Rosental" wird die Entwicklung der Rose von der Wildrose bis zur Edelrose aufzeigen. Auch die Fragen des Samenmarkt, des Obst- und Gemüsebaues und der Veredlung von Obstbäumen werden eingehend behandelt. Die Hallenschauen wechseln von Monat zu Monat, so daß also immer wieder ein neues, farbenprächtiges Bild zu sehen sein wird.

Verkaufstermin für Braugerste bis 31. 3. 39 verlängert

Der Vorsitzende der Hauptvereinigung der deutschen Getreide- und Futtermittelwirtschaft gibt bekannt, daß die Frist für den Verkauf, die Lieferung und den Erwerb von Braugerste bis zum 31. 3. 39 verlängert wird. Die Anordnung ist bereits in Kraft getreten. Soweit für die Gebiete einzelner Getreidewirtschaftsverbände bereits Anordnungen über die Verlängerung der Ankaufsfrist für Braugerste erlassen worden sind, gelten sie durch die Anordnung der Hauptvereinigung als aufgehoben.

Bilderrätsel.



Die Werbung.

Fräulein Elisabeth E. und Herr Wolfgang N. hatten sich auf der Reise näher kennengelernt. Es währte denn auch nicht lange, daß sie sich immer mehr zueinander hingezogen fühlten und schließlich die Liebe in beider Herzen Einkehr hielt. Als dann Herr P. um die Hand der jungen Dame anhielt, hatte der Vater nichts gegen eine Werbung einzuwenden. Seine Antwort lautete:

Entnehmen Sie meine Zustimmung aus Elisabeths Namen indem Sie die Buchstaben in diesem entsprechend umstellen."

Kapselrätsel.

Ade — Akt — Ar — Ara — Berg — Brei — Eder — Ei — Ehre — Ella — Elle — Erle — Fel — Gau — Ger — Horn — Kur — Lot — Met — Motte — Oder — Peter — Po — Preis — Schuh — Sie — Tor — Ziege — Zita — Zug.

Unter Zuhilfenahme der Buchstaben a — a — b — e — e — l — l — n — n — n — s — t — t — u — z soll aus je zwei der vorgenannten Wörter ein neues Wort zusammengekoppelt werden, das sedoch einen ganz anderen Sinn hat. Die verbindenden Buchstaben ergeben, richtig geordnet, eine winterliche Belustigung der Jugend.

Ausfüllrätsel.

an — ut — of — ix — rg — he — pa — id — ut — ag — im — ee — in — mu.

In den vorstehenden 14 Wortbruchstücken soll der fehlende Anfangsbuchstabe eingesetzt werden, so daß Wörter entstehen, während die Buchstaben selbst, aneinandergereiht, eine Naturerscheinung ergeben.

Wieder dasselbe.

Welch' nützlich Haustier, mir, o Leser, sage,
Wird ohne End' verhetzt ein Laster sein?
Fügst du in dieses aber noch ein „l"
hinein,
Dasselbe Tier ist's wieder ohne Frage.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Isar, 5. Eros, 9. Name, 10. Duma, 11. Emmi, 12. Eder, 13. Steckling, 15. Hut, 16. Haubratte, 22. Mora, 23. Neer, 24. Frau, 25. Weib, 26. Jaunt, 27. Erie. — Senkrecht: 1. Ines, 2. Samt, 3. Amme, 4. Reichsamt, 5. Edelstanne, 6. Rudi, 7. Omen, 8. Sarg, 14. Kur, 16. Hall, 17. Mora, 18. Uran, 19. Teer, 20. Teil, 21. Erde.

Rätselfuchser: Reittier.

Zahlenrätsel: Nauen, Emu, Bienen, Ettl, Limousine, Chassis, Innung, Litanei, Texas, Ner — us, Oberei — Veine, Staebel, Beisel. — „Pfleglig sein und sportlich leben!"

Zweierlei Artikel: 1. Sieg, 2. Mast, 3. Leiter, 4. Taube.

Sprungrätsel: 1. Riesa, 2. Erlaut, 3. Stier, 4. Thema, 5. Achat, 6. Uetli, 7. Romeo, 8. Anden, 9. Taler, 10. Irene, 11. Ormus, 12. Nogat. — Restauration.

Sinnrätsel: Morgen.

Silbenrätsel.

a — a — auf — ho — cha — che — da — da — de — dorn — drei — druck — e — e — e — ehr — ein — furcht — gau — ge — ge — gi — gi — grat — im — in — lauz — le — le — leb — lei — li — lilb — me — mus — nar — nel — nis — o — promp — quar — rad — rec — ri — ri — rlid — rung — sa — satz — spruch — ter — tie — tu — us — vall — wahl — wald — weiß.

Aus vorstehenden 58 Silben sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Emanuel Geibel ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Blütenstrauch, 2. Abhandlung, 3. Vorwiegelung, 4. Art der Truppenunterbringung, 5. Fahrzeug, 6. Quellnymphe in der römischen Sage, 7. Triebwerk, 8. geistige Richtschnur, 9. langsames Tonstück, 10. ernstes Versprechen, 11. Titelheld einer Dichtung Hartmanns von Aue, 12. morgenländisches Rauchgerät, 13. persischer Königsname, 14. hohe Achtung, 15. duftende Blume, 16. Entenvogel, 17. kurzes Musikstück, 18. Teil des Knochengerüstes, 19. Postsendung, 20. Gestalt aus „Don Carlos", 21. musikalischer Begriff.

Ergänze, was fehlt.

a — gi — bi — ma — tap — na — mu — bi — lef — lot — se — ra — gat — ft.

Werden vorstehende Silben, die die Mittelsilben dreisilbiger Wörter sind, durch je eine der folgenden am Anfang und am Schlusse ergänzt, so entstehen Wörter, die in ihren Anfangsbuchstaben, miteinander verbunden, einen Schutzgedanken ergeben.

an — at — ban — char — da — du — e — en — en — erd — gra — han — ing — kon — la — mos — ne — nu — pe — re — ro — ru — se — ta — ta — te — te — ta.

Kreuzworträtsel.

Waagerecht: 1. Schlachtort in Oberitalien, 4. Halbinsel in Ostpreußen, 7. Gestalt der griechischen Sage, 8. junges Haustier, 10. Obstsorte, 12. weiblicher Vorname, 13. italienische Mittelmeerinsel, 14. weiblicher Vorname (engl.), 17. Schöpfbrunnen, 20. Filziger, 21. Draht- oder Zwirnschlinge, 22. Bewohner eines Erdteils, 23. Liliengewächs, 24. Brustteil an Kleid oder Schürze. — Senkrecht: 1. Farbe, 2. Schutzwall, 3. weiblicher Vorname, 4. Ort in Oldenburg, 5. Haustier, 6. Nebenfluß der Elbe, 9. offener Umgang, 11. deutscher Romandichter, 14. Frühlingsgöttin, 15. Stadt in England, 16. flache runde Schachtel, 17. Stadt in Spanien, 18. Gebirge in Altgriechenland, 19. Maschenwerk.

Rätsel.

Eins rief zwei, als einst eins-zwei
Schwipwib ging an ihm vorbei
Und ihm zuwarf auf den Gruß
Einen Blick nur voll Verdruß.

Gesunde Wildgemüse

Eine aufklärende Bildtafel

Von der Reichsstelle für Wirtschaftsausbau wurde der Reichsarbeitsgemeinschaft „Ernährung aus dem Wald" u. a. die Aufgabe gestellt, Merkblätter über die Heil- und Nährkräfte aus Wald und Flur zu schaffen. Nunmehr liegt die erste Mappe mit 20 farbigen Tafeln der wichtigsten Frühjahrswildgemüse und -Salate vor, deren Bearbeiter und Herausgeber Dr. Bernhard Hörmann, Leiter der Reichsarbeitsgemeinschaft „Ernährung aus dem Wald" ist. Zusammen mit einer ausführlichen Beschreibung der Pflanzen und einer Zusammenst ung von Sammelanweisungen und Kochvorschriften ist die Bildmappe zum Vorbestellpreis von Reichsmark 2.70 oder auf festerem Papier, mit Stahlfeilen versehen, als Unterrichtstafel zum Preise von Reichsmark 8.00 von obiger Stelle, München, Barerstraße 14, Gartenhaus, zu beziehen.

Jeder Volksgenosse sollte sich über die heimischen Wildgemüse und -Salate unterrichten. Ganz besonders gehört dieses Bildwerk in die Hand eines jeden Naturfreundes, Lehrers, jeder Hausfrau, in jede Sch..lküche, Haushaltungsschule und Dienststelle des Deutschen Frauenwerks, des BDM. und der JM.

Volksgesundheitlich und volkswirtschaftlich sind die Wildgemüse und deren Kenntnis wichtig. Schmackhafte und dekorative Gerichte können daraus bereitet werden. Sie bereichern den Frühjahrsspeisezettel.

„Warum das, mein Herr?! Die Plätze im Parkett sind doch billiger!“ (Opinion.)

Die Freundin

„Lieber hreben, als alt und häßlich werden. Diesen Gedanken hatte ich immer.“
„Und darum denkst du jetzt anders?“

*

Der Hauswirt kommt — mit ernstem Gesicht — zum Koggebusch.
„Wissen Sie schon“, ruft Koggebusch, „gestern beim Rennen?! Agamemnon ist Sechster geworden!“
„Ich interessiere mich nicht im geringsten für Pferderennen“, knurrt der Hauswirt die Stirn.
„Sie würden sich dafür interessieren“, flüstert Koggebusch, „wenn Sie wüßten, daß ich die rückständige Miete auf Agamemnon gesetzt habe.“ (Münchner Illustr. Presse.)

*

Der Onkel zeigt dem kleinen Max einen Schneepflug. Nach einer Weile fragt der Kleine: „Sag', Onkel, werden damit die Eisbäumen gefärt?“

*

Der Bahnhof von Grimmelshicht brennt. Eine große Menschenmenge schaut den Bemühungen der freiwilligen Feuerwehr zu. Plötzlich schießt eine mächtige Stichflamme und hinterdrein eine große blaugrüne Rauchwolke in die Luft.
„Mammi, sieh nur“, schreit die kleine Else, „jetzt brennen gerade die Fahrkarten zweiter Klasse!“ (Berl. Illustr. Zeitung.)

„Wie lang soll ich eigentlich noch betteln, bis ich Ihnen einen Kuß geben darf?“
„Ich liebe es nicht, von Bettlern geküßt zu werden!“ (Handelsblad.)

Gute Empfehlung

„Letzte Nacht“, tadelte der Lord seinen Hausverwalter, „hat man Sie sinnlos betrunken nach Hause gebracht. Woher wußten diese Leute, daß Sie hier wohnen?“
„Entschuldigung“, antwortete der Hausverwalter, „ich trage stets einige Visitenkarten Eurer Lordschaft bei mir.“ (Answers.)

*

Pitsch stand im Regen. Es goß in Strömen. Pitsch hielt den Schirm zusammengefaltet unterm Arm.
„Warum spannen Sie den Schirm nicht auf?“
„Ich kann nicht.“
„Warum nicht? Ist er kaputt?“
„Nein. Aber ich habe hier ein Rendezvous mit dem Erkennungszeichen: Geschlossener Schirm unterm rechten Arm.“ (Fliegende Blätter.)

Gute Beute

Sie: „Unerhört soetwas! Geschlagene zwölf Stunden auf dem Fest zu bleiben und mit leerem Beutel heimzukommen!“
Er: „Erlaube 'mal! Ich habe aber bei der Verlosung etwas gewonnen.“
Sie: „So? Was denn?“
Er: „Ein Buch ‚Die Kunst des Sparens‘.“

Mutiger Entschluß

„Ja, warum willst du denn nur noch in einer Pulverfabrik eine Stellung annehmen?“
„Der Arzt hat mir das Rauchen verboten, und nun will ich die Gewohnheit mit der Gefahr bekämpfen.“ (Answers.)

*

„Es ist ganz falsch, wollte man einen Mann nach seinen Kleidern beurteilen!“
„Ist es auch. Ich beurteile jeden Mann lieber nach den Kleidern seiner Frau!“ (For Alle.)

*

Willi, Hans und Hilde spielten. Willi und Hilde waren sehr laut, Hans saß still in einer Ecke.
„Seid nicht so laut“, sagte die Mutter, „was spielt ihr denn?“
„Wir spielen Familie.“
„Und warum ist Hans so still? Spielt er nicht mit?“
„Bi, leise, Mutter, er ist das Kind, aber er ist noch gar nicht geboren.“

Emil kommt in den frühen Morgenstunden nach Hause und bleibt vor der Küchenwaage stehen. „Na, Gott sei Dank, erst zwölf Uhr! Da ist es doch noch nicht so spät, wie ich dachte.“ Zeichnung: Edler (M).

Unhöflich

Nach einigen Jahren traf Hugo Erna wieder. Erna wunderte sich: „Daß Sie mich aber gleich wiedererkannt haben?“
„Oh“, sagte Hugo, „die Aufmachung ist doch ganz dieselbe geblieben!“

*

Hausfrau: „Anna, ich habe gestern gesehen, daß Sie in der Küche einem Soldaten ein Stück Braten gaben! Wie ist das möglich?“
Köchin: „Weil Sie durchs Schlüsselloch geguckt haben, gnädige Frau.“

Verdacht

„Gestern hat mich Felix um eine Locke von meinem Haar gebeten.“
„Ach, er will wohl die ursprüngliche Farbe feststellen?!“

*

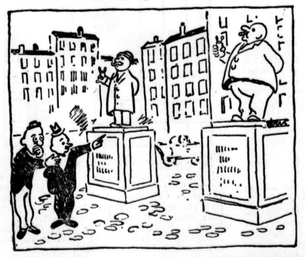
Frau Engelblüh hat einen Gemäldesalon besichtigt, aber an jedem der Bilder hatte sie etwas anderes auszusetzen. Endlich, nahe dem Ausgang, hielt sie nochmals, zückte ihr Lorgnon und sagte dann hochmütig zu dem Verkäufer: „Na, das Porträt da werden Sie wohl nie verkaufen?!“
Worauf dieser bescheiden erwiderte: „Entschuldigen Sie, meine Dame, das ist ein Spiegel!“ (Berl. Illustr. Zeitung.)

Holzkopf

Malos Hut flog weg. Er sauste hinterher. Da rief ein junger Flegel: „Warum nagelst Sie denn Ihren Hut nicht auf dem Kopf fest?“
„Das würde ich auch tun, wenn er aus demselben Material wäre wie der deinige wäre!“ (Lustige Blätter.)

*

A.: „Was sagte der Arzt, als du sagtest, du kämest auf meine Empfehlung?“
B.: „Er sagte, ich müßte vorausbezahlen.“ (Allgemeiner Wegweiser.)



„Wer ist das?“
„Der Erfinder des Feuerzeugs.“
„Und der andere?“
„Das ist der Mann, dem es zum erstenmal geglückt ist, eins zum Brennen zu bringen.“ (Marc' Aurelio.)

Glück gehabt

Hausfrau: „Minna, die Tasse, die Sie eben zerbrochen haben, kann nicht ersetzt werden!“
„Do han ich wirklich Glöck gehat. Ich han ald gedaach, ich möd en neu kaufe!“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

„Haben Sie die Sache mit Gruber gehört?“
„Nein, was hatte er denn?“
„Der hatte doch einen goldenen Kragenknopf verschluckt, und nun hat er sich operieren lassen. Das hat ihn 400 Mark gekostet!“
„Donnerwetter, da wär' aber doch ein neuer Kragenknopf billiger gewesen!“ (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

„Unser Nachbar hat es anscheinend nicht gern gesehen, daß wir unserm Rudi zum Geburtstag eine Trommel geschenkt haben.“
„Wie kommst du denn darauf?“
„Er hat vorhin nämlich dem Jungen ein Taschenmesser geschenkt und ihn gleichzeitig gefragt, ob er wüßte, wie eine Trommel inwendig aussieht.“ (Hemmitz Journal.)

*

„Es freut mich außerordentlich, daß sie nach dieser schweren Krankheit wieder gesund geworden sind. Glauben Sie mir, mein Lieber, lediglich Ihrer kräftigen Konstitution haben Sie Ihr Leben zu verdanken.“
„Darüber bin nun ich wieder erfreut. — So bin ich Ihnen, Herr Doktor, also nichts schuldig?“ (Tit-Bits.)

*

Ein Bauernbursche mit einem auffallend typischen blonden Muschelkopf wird von einigen Sommerfrischlern gehänselt.
„Weißt, Xaver, dein Kopf sieht grad aus wie ein Heuschober!“ sagt der eine.
„Dacht' mir's gleich!“ entwortet Xaver gelassen. „Deshalb steh'n auch so viel Esel um mich herum!“ (Lustige Blätter.)

*

„Herr Doktor, ich habe so furchtbare Schmerzen im rechten Bein!“
„Ja, mein Lieber, da ist nicht viel zu machen. Es handelt sich um Alterserscheinungen.“
„Das ist doch unmöglich. Mein linkes Bein ist genau so alt und dies bereitet mir nicht den geringsten Schmerz.“ (Passing Show.)

*

„Ich habe dich schon fünfmal um die Rückgabe des Geldes gebeten, das ich dir geborgt habe.“
„Na, wenn schon, ich habe dich achtmal darum bitten müssen, bevor du es mir geborgt hast.“ (Neue J. Z.)

*

Zwei Bauern unterhalten sich über eine Prügelei im Nachbardorf.
„Und denke dir“, sagt der eine, „unsere Burschen haben die Nachbarn derartig verhauen, daß sie 60,75 Mark Strafe bezahlen mußten!“
„Da hätten doch auch runde 60 Mark genügt!“
„Mehr wird die Strafe wohl auch nicht ausgemacht haben. Die 75 Pfennig dürften vielleicht eine Art Vergnügungssteuer darstellen.“

*

Zur Löwenbändigerin sagt einer: „Haben Sie nicht Angst gehabt, als Sie das erste Mal in den Käfig gingen?“
„O ja“, erwidert die stramme Dame, indem sie träumerisch ihren Bizeps spielen läßt, „man hatte mir gesagt, die Tiere hätten Flöhe . . .“

*

Mama: „Es waren doch zwei Aepfel im Schrank. Jetzt ist nur einer da. Wie kommt das?“
Elsa: „Es war so dunkel, Mama, da habe ich den anderen nicht gesehen!“

Lügengewebe

Ellen brachte fortdare Spitzen mit nach Hause. Der Gatte runzelte unwillig die Stirn. Ellen schmeichelte: „Aber, Schatzi, schau, die Spitzen kosten nur drei Mark das Meter!“
Der Gatte knurrte giftig: „Eine Mark? Das ist ein Lügengewebe!“ (Schweiz. Illustr.)

„Wir beenden jetzt die Sendung, und bitten Sie, sich in acht Tagen wieder einzuschalten. Wir erläutern dann, wie man den Degen ohne jede Gefahr, sich zu verletzen, wieder herausziehen kann.“ (Saturday Evening Post.)

Durchlaucht im Abitur

„Durchlaucht, wollen Sie uns gütigst einen Ozean nennen?“
Der Prinz schweigt.
„Richtig, Durchlaucht, der Stille Ozean.“ (Die Woche.)

*

Arzt: „Herr Kirsch, Ihre Krankheit äußert sich durch hohes Fieber und beständigen Durst.“
Kirsch: „Schaffen Sie nur das Fieber weg, Herr Doktor, mit dem Durst werde ich selbst fertig.“

*

„Sie haben also Ihren Nachbar Rindvieh geheißen. Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?“
„Danke sehr, Herr Richter, aber ich glaube, das genügt!“

Im Eifer

„Wagen Sie sich doch nicht auf, daß er Sie Lump genannt hat — der Kerl ist ein größerer Lump als Sie!“ (Fliegende Blätter.)

Deutlich

Middenmarg macht sich in der Bahn an die junge Dame heran. „Fräulein, reisen Sie zum Vergnügen?“
„Ja, aber nicht zu dem Ihrigen.“ (Fliegende Blätter.)

*

„Jetzt weiß ich nicht, sind Sie's oder sind Sie's nicht?“
„Doch, ich bin's schon, aber ich weiß halt nicht, wen Sie meinen, der ich sein soll!“ (Allgemeiner Wegweiser.)

*

Ein ummäßig korpulenter Herr will gerade in eine Pferdedroschke steigen, als das Auto eines Bekannten vorbeifährt. Dieser lädt ihn ein, mitzufahren. Der Herr gibt nun dem Kutscher eine Mark Schmerzensgeld. „Nur eine Mark?“ ruft dieser enttäuscht aus.
„Aber, Mann“, erwidert der Herr, „ich war doch noch gar nicht eingestiegen!“
„Ja, aber bedenken Sie den Schreck, den Sie meinem armen Gaul eingejagt haben“, meint der Kutscher. (Neue 38.)

„Gestatten Sie zunächst eine Frage: Legen Sie Wert darauf, sich mit mir zu erzürnen?“ Zeichnung: Edler (M).

Damenbart
Grundl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Heiwakakur. Sehr bewährt, v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille. Großer Preis Brüssel 1935, London 1933. Tägl. Dankschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Heiwaka mit Stern patentamtl. Wz. 466509 schützt vor Enttäuschg. Kleinkur RM 2.75, startk 3.25, für große Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Heiwaka-Köln 114

Nikotin verpiffelt d. Körper. Wertlos Nichtraucher ohne Gurgele. Nikt.frei. Ch. Schwarz Darmstadt. B 1677 Hardw

Das kleine Rechenwunder

i. Add., Subtr., Multipl., Div. (a. Kombin.) b. z. 10 Millionen. Man entnehme d. Tasche... Rechenapparat (Rietzl) i. ... ethetisch!, pl., rechn., Mensch, Schnell, leicht! Handh. RM 3.75 u. Nachn. Bei Mißtrg. Zurücknahme. W. Garnier, Hannover 58, Pfannen 21

Der fortschrittliche Kaufmann
bedient sich zu seiner Werbung in allererster Linie der
Zeitungs-Anzeige!

Eier-Vorrat für den Winter
Sie sparen viel Geld und haben auch im Winter stets gute Eier. Garantol geliert nicht. Sie können daher jederzeit Eier nachlegen. Verlangen Sie daher Garantol

In Garantol halten sich Eier über 1 Jahr / bis 100 Eier 45 Pfg.

Nerven in Not
Die Hast des Alltags, Aufregung, Sorge, Beruf — alles zerrt an den Nerven. Nehmen Sie rechtzeitig als wirksamen Kraft- und Aufbaustoff regelmäßig Quick mit Lezithin für Gir, Herz und Nerven
Packg. RM 0.10 u. 1.15; Kurpck. 4.- in Apotheken u. Drogerien

Handwerkstamelit... 29 J., 1.67 groß, kath., wünscht die Bekanntschaft mit einem nett., kath. Mädel zwecks späterer
Heirat
Zuschrift m. Bild erb. unt. Nr. 11272 an „Der 7. Tag“, Paderborn.

Sommer-Sprossen Beseitigungsmittel Prämiiert mit Goldmedaille Aufklärung kostenlos Illustr. Nürnberg, S. A. 9

Ehoanbahnung diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich Neuland-Verlag B Herne i. W. Mühlenstr. 7

Kieler Matrosen- Kinder-Anzüge, Kleider u. Mäntel, Ritter, Körpergröße Schritt b. Jugend- Knabe b. Mädch. u. Beruf angeb. Größe ... reine Dilleranzstücke, Jackettblubergarn, Kammgarne für sämtliche Damen-Mäntel, Kostüme, Kleider fertigstellung, Anzüge, blau und farbig, Litzen, Damenmäntel, Formnähte, Kieler, Kadetten-u. Konfektionsgröße unbedingt erforderl. Wenn Angeb. u. Preisliste gratis 3-monatl. Ratenzahlung Bekleidungshaus B. Preuer, Kiel 84.

3 Mark monatlich 12 Raten Anzahlg. 10.– Anerkannt gut – billig 95 Modelle Katalog mit Farbmustern frei
Hans W. Müller Uhlig 413

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link (z. Z. mil. Uebung); Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Volgt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag“: 4. VJ. 38: 43181. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 13 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 26. März 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 56 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Deutschtum auf Dorposten!

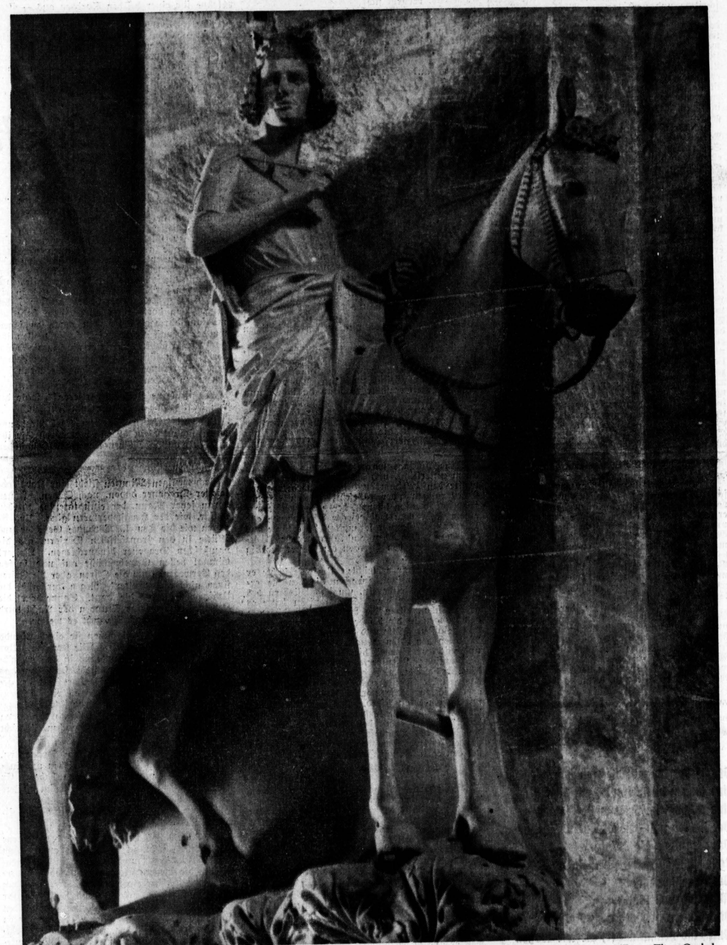
Von Dr. Robert Strobel, Brünn

Wir sprechen so oft von den Gefahren und den Schwierigkeiten unserer Dorposten-Stellung. Sprechen wir doch einmal von unserem Dorposten-Glück! Was wißt ihr Brüder im Reich, die ihr seit jeher auf völkisch geschertem Boden lebt, von der Köstlichkeit dieses bangenden Glücks? Denn man liebt ein Gut um so zärtlicher, je sorglamer man es behüten muß und je mehr es von Gefahr bedroht ist. Man hat uns die Inseldeutschen genannt. Von einer kleinen, oft überschwemmten Insel blickt man wohl sehnsüchtig nach dem gesicherten Festland, aber wer lange auf einer solchen Insel gelebt und mitgeholfen hat, sie gegen die Flut zu schützen, dem ist sie ans Herz gewachsen; wie sehr, das merkt mancher erst, wenn er sie verlassen hat. Wenn bei euch drüben ein Haus verkauft wird oder ein Hof, was interessiert es euch, wenn ihr nicht gerade den Besitzer kennt? Uns drängt sich jedesmal bei solchem Wechsel die Frage auf, wenn der Eigentümer ein Deutscher ist: Bleiben Haus und Hof in deutscher Hand? Denn es bröckelt ein kleines Stück von unserer Insel ab, wenn das Haus von einem Andersnationalen gekauft wird. In der Großstadt blickt man noch eher darüber hinweg; in den kleineren Orten aber ist fast jeder einzelne mit dem Herzen daran beteiligt. So haben wir Aufregungen und Freuden, von denen ihr drüben nichts wißt. Darum hängen auch unsere Bauern und auch wir in der Stadt so sehr an den Feldern und Gärten und Häusern, die uns gehören, und an den Städten und Dörfern, in denen sich schon unsere Großväter nur durch äußerste Tüchtigkeit behaupten konnten.

Fragt einen Bauern aus der Iglauer oder der Brünner Sprachinsel, ob er seinen Acker verlassen möchte, um irgendwo, und sei es auch ganz nah im Reiche, einen anderen und vielleicht eben so guten Boden für den seinen zu tauschen! Fragt deutsche Bauern aus der Wischauer Sprachinsel danach, die sich, ein Grüppchen im tschechischen Land, seit Generationen nicht nur ihre Muttersprache, sondern auch ihr uraltes Brauchtum lebendig erhalten haben! Aber auch die Städter, wenigstens die, welche hier verwurzelt sind — und das sind die meisten von uns — fühlen sich in ihrer „Heimat in der Fremde“ wohl. Sehnt sich nicht der Deutsche aus Prag, wenn er lange fort war, nach dem Bilde der Stadt, das ihm jedesmal bezauberte, mochte er sich noch so oft an ihm sattgesehen haben, wenn er die Kleinseite hinaufstieg durch die uralten verträumten Gäßchen und dann vom Hradschin auf die Moldau herunterblickte mit ihren Brücken und auf die vielen Türme dieser schönen Stadt, deren steinernes Antlitz so viele deutsche Züge verrät und deren Herz — es hat sich in einer langen Geschichte oft gewandelt — uns Deutschen in vielem so fremd bleibt und uns doch, wenn wir es näher kennen, durch seine unverkünstelte heitere Art bestrickt?

Und so hängt der Iglauer an seinen trauten schmalen Gäßchen und den alten Türmen der Stadt, und wenn der Berghäuerzug wie einst in den festlichen Trachten daherkommt, dann ist es auch heute wie damals eine Freude für alt und jung. Und der Deutsche in Brünn, nicht nur der alte, der noch aus den Erzählungen des Daters den Spielberg kennt, wie er noch nicht in so schönem Grün stak, dieser alte Brünner, für den die engere Heimat am Glacis langsam aufhört, während sie ihm in Schönlischtz um so lieber wieder beginnt, fragt ihn, aber nicht nur ihn, sondern auch den jungen, ob er, so sehr er auch manchmal über sie schimpft, der ältere nämlich, wenn er einmal so recht ins Räsonieren geraten ist, nicht herzlich gern in dieser Stadt lebt, von deren Bewohnern er freilich höchstens die Hälfte als echte Brünner gelten läßt, denn was sonst noch dazu gekommen ist, das hat sich ja mir „angebiedert oder wurde angegliedert“.

Und wenn ihr nach Olmütz kommt und die vielen schönen Kirchen und Bauten und alten Denkmäler und das gemächliche Leben dort seht, dann werdet ihr verstehen, warum der Deutsche, auch wenn er nicht dort aufgewachsen ist, die Stadt liebt. Und das gleiche würfer scharf abgegrenzt, weder im alten Oesterreich noch in der früheren Republik. Daraus entstanden Rivalitäten und dann der Versuch, den eigenen Lebensraum auf Kosten des anderen zu vergrößern. Immer bedrohlicher wurde für uns diese Entwicklung in den letzten Jahren. Durch die Ereignisse vom Oktober ist eine endgültige feste Grenze zwischen den beiden Völkern gezogen. Das wird, wenn nur erst genug Zeit verstrichen sein wird, die Leidenschaften besänftigen. Aus einem langen Kampf kann und soll ein langer Friede werden. Damit winkt aber dem Dorposten, der bis dahin ausgeharrt hat, der schönste Lohn, seine Insel — um bei dem früheren Bild zu bleiben — endlich geschert zu sehen und zu wissen, daß er sich von nun an freieren Herzens auf ihr zu Hause fühlen könne.



Der Bamberger Reiter, ein Symbol deutscher Kraft und deutschen Siegeswillens Foto: Theo Gockel

Der Liebesbote

Erzählung von Walther Gottfried Klucke

Nein, sagt mir nicht, die Erde sei so groß, daß man sich immer in ihren Falten verstecken könne, wenn es darum geht, einer plötzlichen Verlegenheit oder einem Menschen aus dem Wege zu gehen. Und wir müssen auch nicht weit umherziehen, um allerhand Zufällen und kleinen Scherzen des Schicksals auf die Spur zu kommen. — Da ist zum Beispiel unsere große Stadt mit ihren Straßen und Fabriken, ihren Postämtern und Siedlungen draußen in den Vororten. Aber verzeiht mir auch nicht die vielen arbeitenden Menschen, deren zwei sich an einem schönen Sonntagnachmittag im Ausflugslokal am Strom kennenlernten. Nun, ja, das kommt schon manchmal so. Und weil die beiden jung und unbelastet durch das Leben schritten und nach langem Winter von soviel Sonne und Wünschen erfüllt waren, was Wunder also, wenn sie sich mancherlei zu sagen hatten. Nichts Tiefgründiges und Vergeistigtes, wenn ihr das Rätsel des Sichfindens nicht schon tiefgründig nennen wollt, aber doch manches Lustige so beim Tanz, neugierige Fragen und ebenso lachende Antworten durch die Blume. Bald ist sie entzückt von seiner Verliebtheit und er ein wenig benommen von den fröhlichen Blitzen in ihren Augen und von soviel lieblicher Jugend.

Und glaubt ihr nun, daß es bei diesem einen Nachmittag blieb? Nicht daran zu denken! Sie trafen sich bisweilen, und bald wußte eines vom anderen, was sich aus stimmlosen Gesprächen ergab. Etwa, daß sie im Herbst zweiundzwanzig würde und als fleißige Verkäuferin über nette Ersparnisse verfüge. Auch vom Günther erfuhr Liesel einiges, denn hätte er ein Heft daraus machen sollen, wie hübsch und sicher es sich um seine Stellung, um Einkommen und Zukunftsaussichten verhielt? — Immer aber, wenn er mal zart andeutete, daß er wohl bereit wäre, demnächst auf das freie Leben des Junggesellen zu pfeifen, blitzte es Funkengarben aus ihren Augen, aber ihr Blick senkte sich wohl auch, so daß Günther nie recht dahinter kam, wie nun wohl eine ordentliche Werbung um Lieselo Hand aufgenommen würde. Das verwirrte ihn am Ende, und ihre Sprödigkeit brachte ihn nun schon vollends aus der inneren Ordnung. Und weil er nun väterlicher Herkunft und mit der Zunge adrett nicht der erste war, beschloß er, auf schriftlichem Wege zu sagen, was doch für sein ganzes Dasein, für Glück und Zukunft so schwer wog. Und so verfaßte er eines Abends in seiner kleinen Stube den schönsten Liebesbrief seines Lebens und forderte somit vom Schicksal sein großes Geschenk und von Liesel eine klare Entscheidung. Nach schlafloser Nacht übergab er den Einschreibebrief dem Postamt und trat durch die Tür in seinen Arbeitstraum zurück, denn er war ja seines Zeichens ein Hilfspostschaffner und in diesen Räumen sozusagen zu Hause.

Nun, ja, soweit war alles gut, wenn nur der schwankende Geist des Hofens unseren Hilfspostschaffner in Ruhe gelassen hätte, denn er erinnerte sich in dieser Stunde gar wohl der undurchsichtigen Spröd igkeit des geliebten Mädchens. Indessen rief ihn plötzlich der Postmeister zu sich und teilte ihm mit, daß er unverzüglich einen erkrankten Kameraden am Postamt I vertreten müsse! Und seht, da kommen wir nun auf unsere Erkenntnis zurück, welch' seltsame Scherze das Schicksal bisweilen mit uns treibt.

Denn kaum, daß Günther, der schnell zum Postamt I geeilt war, dort die eben noch Hausnummern geordnete Post durchsah, erschrak er heftig, fand sich doch unter diesen Briefschaften sein eigenes „Einschreiben" an Liesel, das die Rabrawolt hier schon abgeliefert hatte. — Nun war Holland — oder besser noch — unser Günther in Not! Wie nun, wenn es sich gab, daß er den eigenen Brief selbst der Dame seines Herzens übergeben mußte? Als er diese Möglichkeit erwog, kam ihm der Gedanke, den Brief einfach zu unterschlagen. Aber mußte er nicht hernach die Quittung der ihm ausgehändigten Einschreibesendung im Büro ablisern? Und wie er das bedachte, wußte er auch schon, daß er nun vom Regen in die Traufe gekommen war. Unter dem Ansturm solcher Ueberlegungen begab er sich auf den Bestellweg, immer mit der leisen Hoffnung im Herzen, Liesel nicht mehr antreffen zu müssen, und die Mutter kannte ihn ja nicht. Und als die Uhr vom nahen Kirchturm eben dreiviertelacht schlug, trat er in das Haus Nr. 126 ein, klopfenden Herzens, versteht sich!

Doch nun stellt euch die Aengste der Erwartung vor, die Günther bewegen! Jetzt liefert er seine Briefe in der Parterrewohnung ab, betritt auf leisen Sohlen die Treppe, holpert zu aller Not und wirft im ersten Stock eine Ansichtskarte in den Briefkasten. Nun kommt es darauf an! Schon schleicht er zögernd die Treppe wieder hinan, als über ihm eine Tür geht, Stimmen laut werden und schnelle Schritte leichtbeschwingter Mädchenfüße sich nähern. Und nun ein Summen und Singen von frischen, roten Lippen und hinter Günthers Brust heftiges Pochen und langes Kiemholen. Und nun sage ich euch, wo und in welcher Zeit der dieser Ende der Hilfspostschaffner Günther Bredse sich in diesem furchtbaren Augenblick hätte verstellen sollen. Und durfte er es überhaupt? Er — Soldat, Postbeamter, Mann und Bräutigam der? Doch keine Zeit mehr zu zaudern, denn vor ihm — wenige Stufen nur — steht Liesel! Und was glaubt ihr? Das Mädchen sieht ihn, schreit auf, wie oben ein Mädchen jauchzt, wenn ihm der Liebste in den Weg läuft. Und dann blitzt es wieder in den blanken Aeugleln auf, und Günther — weiß Gott, was in ihn gefahren war und ob der Witze einer aus Liesels Augen eingeschlagen und sein furchtsames Herz rechtzeitig in lodernden Brand gesetzt hatte — kurz, er tut nun das Beste, was ich gleichfalls an seiner Stelle getan hätte. Nämlich —, er breitet die Arme aus, und das Mädchen — kenne sich einer bei den Spröden aus — fliegt ihm an die Brust und an die dichtgefüllte Ledertasche. Und zwischen Liebkosung, Lachen und Weinen nimmt er ihr die Quittungen ab, eine fürs Leben, die andere fürs Postamt I.

Ja, so kommt das schon mal, und wie brav vom Schicksal, daß es bisweilen wohl mit uns scherzt!

Straße der Wagen

Straße der Wagen, die treu
Uns tragen in Horizonte, wo Heimat
Uns aufgeht im Grün weiter Felder,
Der Wiesen und des Walds! Geschwinde
Du, wenn wie die Städte
Lassen und hinaus zu den Fluen
Der Sehnsucht folgen
Mit Wind und Woche,
Oder fahren von Stadt zu Stadt
Durch die heimatländer, die wie Wogen
Um uns aufflulen!

Straße der Größe und Weite,
Wahrzeichen erhabener Wanderfahrt,
Die wir dich überjubeln,
Wenn unsere Wagen
Bei still braufenden Motoren,
Geführt wie von deinen fürsorglichen Händen,
Sausend dahingleiten,
Straße zu Taten,
Die über deinen Horizonten
Uns aufsteigen mögen
So leuchtend wie die Gestirne!

Otto Lautenschlager.

Herodot bleibt preußisch

Anekdote von Egon H. Rakette

Die zahlreichen Schwadronen, die Napoleon ausschickte, alles für ihn Nützliche auszukundschaften und wegzuholen, bekamen eines Tages von dem Lieutenant-Colonel Blanchard den Auftrag, das nahelegende Gestüt zu besetzen und nicht nur, wie sie es öfters bereits getan, einige Pferde für die im Laufe des Krieges eingetretenen Ausfälle zu requirieren, sondern den gesamten Pferdebestand zu mustern und davon mitzunehmen, was überhaupt brauchbar war. Insbesondere sollten sie auf einen Hengst achten, Herodot genannt wie jener griechische Geschichtsschreiber. Die französische Majestät gedenke das Tier von nun an im Kaiserlichen Hofstall zu verwenden.

Dieser Auftrag an die französischen Kürassiere war den Stallern und Pferdeknechten schneller bekannt geworden, als die Pferde den Weg dis zum Gestüt zurücklegen vermochten. Wie die Reiter unter Kapitän da Roche nun ankommen und abitten, empfängt sie wohl der Inspektor und gesteht, daß er der Gewalt des Bonaparte nichts entgegenzusetzen vermöge, bedauert aber auf die erregten Worte des französischen Offiziers, daß ihm von einem Hengst namens Herodot nichts bekannt sei.

Seine Aussage wurde von den Knechten in allem unterstützt, und der Anführer der Reiter wollte den bestimmt und sicher vorgetragenen Beteuerungen der Gestütsbeamten gerade Glauben schenken (obwohl der mitgebrachte, vor einem Jahr vom Hof gejagte Pferdejunge alle Lügner und Gauner schimpfte), da erblickte aus dem nahen Wäldchen ein langgezogenes Wiehern, das von den Pferden der Reiter freudig erwidert wurde.

Der Inspektor erbleichte. Umsonst suchte er abzulenken, umsonst sprachen die Knechte erregt auf die Reiter ein, um das Wiehern des Pferdes zu übertönen. Der Kapitän hatte es gehört, schon eilten die Reiter unter Führung des Jungen in die bei der Untersuchung außer acht gelassene Hütte und brachten nach wenigen Minuten den edlen Hengst, der lustig wieherte und mit dem Schweif die Flanken schlug.

„Monsieur D'Inspecteur, ich bin außerordentlich betrübt, nicht gefunnt haben gefunden das gesuchte Gaul Herodot, aber ich bin außerordentlich zufrieden, vorlieb nehmen zu können mit diesem edlen Pferd. Bon foir, Monsieur." Er saß auf, grüßte noch einmal lächelnd. „Vi-lonk!" rief er dann den Reitern zu, die alle die Zügel des Beutepferdes an den Sattel gebunden hatten. Der Kapitän aber hatte neben sich den edlen Hengst Herodot.

*

Leipzig war geschlagen, ein Kaiser floh. Schon war er über den Rhein gegangen, schon standen die verbündeten Heere auf französischem Boden. Napoleon Bonaparte wußte die Zeit zu nutzen, er gab sein Spiel nicht verloren. Und so ging mit diesen anderen Werten auch jener Hengst unter der Umsicht des Kapitäns da Roche nach der Provence, um nach Marokko übergesetzt und so in Sicherheit gebracht zu werden.

Eines Tages meldete sich an der Wache des Hauptquartiers der preußischen Armee ein völlig zerlumpter Kerl von einigen zwanzig Jahren, der den Oberstallmeister zu sprechen begehrte. Erst mochte man ihn nicht vorlassen, weil er gar zu verkommen und verschmutzt war, außerdem eine gewisse Vorsicht vor Ueberläufern und solchen Individuen zu üben war, die es schließlich darauf anlegen konnten, auf diese Weise sich im Quartier Eingang zu verschaffen und Unheil zu stiften. Weil er aber immer lebhafter beteuerte, daß er eine wichtige Meldung zu machen habe und der Oberstallmeister ihn wohl kennen würde, so ließ man ihn herein und fragte ihn aus.

Wie der von Pfessen hörte, daß es jener Pferdejunge sei, der den Franzosen seinerzeit das Gestüt verraten und mehr oder weniger auch Schuld habe an dem Verlust des teuren Hengstes, überkam ihn die Wut. „Schockschwerenot, wenn ich den Kerl mit meiner Peitsche nicht so traktiere, daß er noch sieben noch sieben kann! Her mit ihm!" Der Oberstallmeister Freiherr von Maltzahn aber beruhigte ihn, man möge doch erst einmal anhören, was der Bursche vorzutragen habe.

Dann stand der Pferdejunge vor den beiden Offizieren und begann zu erzählen. Wie es damals gekommen sei, daß er sich dazu hergeben, daß es ihm dann leid getan habe, wie all die schönen Tiere mit den abziehenden Franzosen fortgebracht seien und er sich schließlich angeboten habe, bei den Franzosen den Stallor zu spielen, um einmal vielleicht mit dem Hengste ausreißen zu können und nach Preußen zu entkommen. Man habe ihn aber gut bewacht, weil man ihm nicht traute. Und als dann die schlimme Zeit für den Kaiser kam, sei er von der Stallwache abgelöst und in ein Regiment gesteckt worden, das an die Front ging. Von dort sei er ausgerissen, habe sich mühsam durchgeschlagen, um ihnen zu sagen, wo der Hengst Herodot sei. „Sie wollen ihn nach Afrika schicken, damit er nicht in die Hände der Preußen fällt, so hat es mir einer gesagt, dem ich vertrauen kann. Eilen Sie, wenn Sie ihn retten wollen!" rief der Junge.

„Es ist keine Zeit zu verlieren!" sagte der von Maltzahn. „Ich gebe zum Fürsten."

„Posten! Geben Sie dem Kerl Brot und einen Schluck Wein! Dann verwahren Sie ihn mir. Und Gnade Gott, wenn der Hengst den Franzosen nicht abzujagen ist. Herodot bleibt preußisch, verstanden?"

Nach wenigen Minuten stiebt eine Kavallade leichter Dragoner davon, nach Süden. Ihnen voran jener Mann, der einst haltenlos auf der Flucht, nicht der Hengst verloren ging. Und sie reiten wie die Teufel. Verdutzte Gesichter und Flüche in den französischen Dörfern, als die preußischen Dragoner hindurchfegen. Weiter! Einmal bellen Gewehrschüsse auf und sausen den Verfolgern um die Ohren, aber die Reiter sitzen nicht ab. Weiter! Regen durchnäßt die Uniformen bis auf die Haut. Sonne dörrt die Kehlen. Nur wenige Stunden der Nacht wird gerastet. In aller Frühe geht es weiter.

Zu später Stunde kommen sie eines Abends nach Chateau D'Argoult. Wie der Inspektor durch die Gitter des Rouleaus in das erleuchtete Gewölbe des Klosters sieht, stockt ihm das Herz. Kapitän da Roche! Dort sitzt er, gedankenversunken an dem langen, frisch gescheuerten Tisch, die Weinkaraffe vor sich. Ihm gegenüber ein Mönch, der schweigend den Krug zum Munde führt. Was sie sprechen, ist nicht zu verstehen.

Da befiehlt der Inspektor den Dragonern, alle Ausgänge des Klosters zu besetzen und insbesondere die Ställe im Auge zu haben. Er aber geht mit zwei Reitern und schlägt an das Tor.

„Ouvrez, s'il vous plait, Monsieur!" („Oeffnen Sie bitte, mein Herr!")

Wie der Mönch in dem Schein der Laterne die Preußen sieht, schreit er laut auf. „Mon dieu! Prussiens!" und versucht geistesgegenwärtig, die schwere Klostertür wieder zuzuwerfen. Aber da hat einer der Reiter seinen Fuß dazwischen gestellt, und schon ist der Inspektor im Gang und auf dem Hof und eilt zu den Ställen, während die Dragoner die verdutzten Mönche und die beiden französischen Pferdeburschen in Schach halten. Im Stall ist niemand, ein mattes Licht erhellt den Raum. Des Inspektors Augen fliegen über die Pferde, da fällt sein Auge am Ende der Reihe auf ein schlankes, braunes Tier, das witternd den Kopf hebt und ein Wiehern ausstößt, so daß die anderen Tiere unruhig den Kopf hochwerfen.

„Herodot!" ruft der Inspektor und eilt zu dem Gaul, der die Ohren spitzt. Und es ist, als stimme der Hengst den Worten des Mannes zu, als der freudig ausruft: „Du bleibst doch preußisch, Herodot!"

Als aber Kapitän da Roche, von dem Lärm aufgescheucht und durch einen Mönch unterrichtet, nun hereintritt, geht der Inspektor lächelnd auf ihn zu und meint, die Hand etwas lässig zum Gruß zur Mütze führend: „Ich bin außerordentlich betrübt, nicht gefunnt haben gefunden das gesuchte Gaul Herodot, aber ich bin außerordentlich zufrieden, vorlieb nehmen zu können mit diesem edlen Pferd. Bon soir, Monsieur!"

Dies nebenbei

Vor 30 Jahren starb in London Georg Frederick Robinson Marqueß of Ripon, der bekannte englische Staatsmann, der 1880 Vizekönig von Indien wurde und später lange Jahre dem Kabinett als Staatssekretär für die Kolonien angehörte. An seinem 30. Todestage will man nun den Marquis zum „größten Jäger der Weltgeschichte" ernennen. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen hat der Marquis von Ripon, der von Kindheit an ein leidenschaftlicher Weidmann war, 316 699 Tiere erlegt. Jede Art von jagdbaren Tieren, vom Kaninchen bis zum Rhinozeros, fiel seiner Büchse zum Opfer. Allein über tausend Tiger erbeutete er während seiner Amtszeit als Vizekönig von Indien, und sein Weidmannsglück war in ganz England geradezu sprichwörtlich geworden. Löwen, Alligatoren, wilde Elefanten, Raubvögel erlag seine Flinte in gleicher Weise. Seine Jagdtrophäen füllten ein ganzes Haus, und so oft Ripon an Wettbewerben, bei denen es auf die Schießkunst ankam, teilnahm, ging er als Schützenkönig hervor. Im Alter von 80 Jahren ging der Marquis noch regelmäßig zur Jagd. Ob er den Titel „Größter Jäger der Weltgeschichte" zu Recht tragen wird, bleibt freilich zweifelhaft, denn es gibt ja kaum Vergleichsziffern, mit denen sich das beweisen ließe. Die Ripon-Fälle am Austritt des Nils, die 1862 entdeckt wurden, sind übrigens nach dem Marquis benannt.

*

Das englische Unterhaus wird sich in den nächsten Tagen mit einem höchst merkwürdigen „Eheproblem" zu befassen haben. Die Abgeordnete Edith Summerskill hat einen von sämtlichen weiblichen Parlamentsmitgliedern unterstützten Gesetzesantrag eingereicht, nach dem jeder Ehemann zukünftig verpflichtet sein soll, seiner Gattin mitzuteilen, wie viel er verdient. Bisher bestand eine derartige Verpflichtung nicht, und so stand es dem Ehemann frei, sein Einkommen, soweit es nicht dem Haushalt zufloß, nach Gutdünken zu verwenden. Hierin erblicken jedoch die englischen Ehefrauen eine Ungerechtigkeit. Sie wollen gleichfalls daran Anteil haben, wenn der Mann ein besonders gutes Geschäft macht, und treten dafür ein, daß ihnen das Gesetz einen regelmäßigen Blick in die Brieftasche, bzw. in die Lohntüte gewährt, damit sie das Haushaltsgeld bei Verdienststeigerungen entsprechend erhöhen können und die Möglichkeit haben, eine Erhöhung des Taschengeldes zu fordern. (Wie man hört, liegen die Dinge bei deutschen Hausfrauen ähnlich!)

*

In Kalifornien hat sich im Gebiet der „Toten Hügel" in San Andreas ein Phänomen gezeigt. Dort bewegt sich plötzlich eine enorme Bodenwelle von ca. zwei km Länge und 40 m Breite in Richtung gegen den Ozean fort, die auf ihrem Weg alles wegfegt, die Felder aufwühlt, die Bäume fällt, die Gehölte wegrasiert, das Vieh unter sich begräbt.

In der kleinen Stadt Gilroy, über die die Welle hinweggehen wird, verlassen die Farmer bereits ihr Hab und Gut. Die Besitzung ist ungeheuer. Man erinnert sich der Vorboten des furchtbaren Erdbebens von 1906. Unaufhaltbar wandert der Berg mit einer Geschwindigkeit von acht Metern pro Tag. In ganz kurzer Zeit wird er die Brücke über den Pajaro zerstört und den Fluß verstopft haben, schreckliche Ueberschwemmungen werden die Folge sein.

Durch die Erdbewegung quellen riesige Gaswolken hervor, so daß außerdem auch große Explosionsgefahr besteht. Die Ingenieure und Arbeiter, die große Anstrengungen machen, das Vordringen des „laufenden Berges" aufzuhalten, dürfen nicht rauchen.

Die Wissenschaftler von San Francisco schreiben dieses Phänomen den zahlreichen Regenfällen der letzten Zeit zu.

*

Bisher kannte man keine römische Münze mit dem Hakenkreuz. Nun hat aber Theobald Bieder in seiner Sammlung antiker Münzen eine römische Münze festgestellt, die mit dem Hakenkreuz geschmückt ist, und er berichtet darüber in der Monatsschrift „Germanien". Es ist eine Kleinbronze des Kaisers Licinius I., der von 307 bis 323 regierte. Sie hat einen Durchmesser von 19:20 mm und zeigt auf der Hauptseite eine Büste des Kaisers mit einem Lorbeerkranz, dazu am Rande eine Unterschrift mit dem Namen des Kaisers. Die Rückseite zeigt den stehenden Sonnengott, der sich nach links wendet und den rechten Arm erhoben hält; über dem linken Arm hängt sein Gewand, und in der linken Hand trägt er eine Kugel. Die Umschrift der Rückseite besagt: Dem Sonnengott, dem unbesieglichen Begleiter. Im Felde links ist ein Hakenkreuz angebracht.

Die Zusammenstellung des Hakenkreuzes mit dem Sonnengotte ist eine neue Bestätigung dafür, daß das Hakenkreuz ein Sinnbild der Sonne und ihrer Verehrung ist. Die Frage, wie dieses Sinnbild auf die Münze gelangt ist, ist nicht leicht zu beantworten, weil es sonst in Rom ja nicht anzutreffen ist. Seit der Gründung der Stadt Rom scheint das Hakenkreuz in Italien völlig vergessen zu sein, und auch als es in der Kaiserzeit wieder erschien, war es offenbar nicht einheimisch italienisch. Wenn auch das Christentum das Hakenkreuz nach Rom gebracht hat, nicht aus eigenem Besitz, sondern durch Uebernahme aus dem asiatisch gebliebenen Orient, so ist das auf der Münze erscheinende Hakenkreuz nicht auf christlichen Einfluß zurückzuführen, da Lincinius ein Heide und Feind des Christentums war und so nicht in der Hauptstadt Rom, die als Prägestätte der Münze angegeben wird, einen christlichen Stempelschneider angestellt oder christliche Sinnbilder gefördert haben wird. Das Nächstliegende bleibt, in dem Hakenkreuz auch hier ein Sinnbild der Sonne zu erblicken, wie es dies schon Jahrhunderte und Jahrtausende vorher gewesen ist.

Aus sieben Tagen

Der Tag der deutschen Wehrmacht in Prag

in Berlin

Riesige Massen von Schaulustigen besichtigten im Berliner Lustgarten die erste „Ballonsperre". (Weltb., Z.-M.-K).

Mit stolzer Freude auf Seiten der Deutschen und mit staunender Bewunderung auf Seiten der Tschechen fand anläßlich des „Tages der Wehrmacht" eine große Parade der deutschen Truppen in Prag statt, die der Oberbefehlshaber der Gruppe III, General Blaskowitz, abnahm. Unsere Bilder: rechts: Vorbeimarsch der Fahnen; mitte: Panzerwagen fahren über den Wenzelsplatz (2 Weltbild, Zander-Mult.-K.)

Großeinsatz der NSV. im Reichsprotektorat

Den deutschen Truppen folgt an vielen Stellen bei ihrem Einzug in das Gebiet des Protektorats Böhmen und Mähren das vielköpfige Heer der Helfer und Helferinnen der NSV., deren Gulaschkanonen sofort gegen die größte Not sowohl unter den deutschen wie den tschechischen Bewohnern eingesetzt wurden. — Hier dampft eine Gulaschkanone der NSV. in Iglau.

(Scherl Bilderdienst, Zander-Mult.-K.)

Oberstes Gebot: Achtung und Höflichkeit

Ein solches Bild, wie es diese Aufnahme aus Iglau zeigt, sieht man jetzt im ganzen Protektorat Böhmen und Mähren allerorts: die deutschen und tschechischen Soldaten begegnen sich mit Achtung und Höflichkeit. (Scherl Bilderd., Zander-M.-K.)

Deutscher Bomber flog Weltrekord

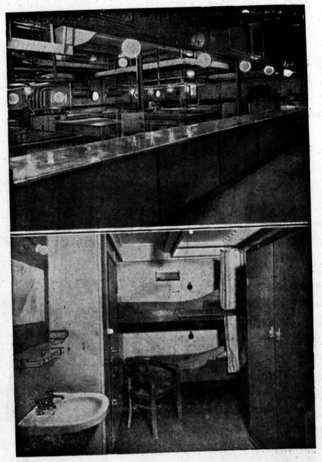
Wieder konnte die deutsche Luftfahrt einen neuen stolzen Erfolg in der Reihe der internationalen Geschwindigkeitsrekorde erringen: Mit der Besatzung Flugzeugführer Ing. Ernst Seibert (links) und Dipl.-Ing. Kurt Heintz (rechts) erreichte ein zweimotoriges Junkers-Flugzeug, das soeben bei der deutschen Luftwaffe als Bomber eingeführt wurde, mit 2000 kg Nutzlast auf der Meßstrecke Dessau—Zugspitze und zurück eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 517 Stundenkilometer. Damit wurde der bisher vom Ausland mit 474 Stundenkilometer gehaltene internationale Geschwindigkeitsrekord für Landflugzeuge über 1000 km um 43 Stundenkilometer überboten

(Scherl Bilderdienst, M.)

Das KDF-Schiff „Robert Ley"

Das KdF.-Schiff „Robert Ley" ist das größte Schiff, das jemals für den Urlaub der Werktätigen unseres Volkes gebaut wurde. Der Führer bezeichnete es in seiner Weiherede als die „Bremen des deutschen Arbeiters". Das Schiff hat eine Länge von 204 m und eine Breite von 24 m. Der „Wilhelm Gustloff" war bekanntlich das erste Ohne-Klassen-Schiff, d. h. nicht in voneinander getrennten Decks, sondern auf der ganzen schwimmenden Stadt waren die Urlauber in gleicher Weise zu Hause. Der „Robert Ley" ist das zweite Schiff, das nach dem Ohne-Klassen-Prinzip gebaut ist. Oben: **Ein Blick in die riesige Küche, die mustergültig eingerichtet ist.** — Unten: **Eine Fahrgastkabine.**

(2 Weltbild, Zand.-Mult.-K.)



Welt der Frau

Generalprobe der Frühjahrsmode

Liebe Freundin!

Wenn Sie nach der besonderen Note der Frühjahrsmode bei der großen gemeinsamen Modeschau der drei beherrschenden deutschen Modeinstitute, der Meisterschule für Mode in München, der Modezentrale des Reichsinnungsverbandes des Damenschneiderhandwerks und der Plauener Modeschule auf der Leipziger Messe fragen, dann muß ich Ihnen vor allem von den wundervollen kleinen und großen Gesellschaftskleidern sprechen, bei denen naturgemäß die Phantasie freier als bei der mehr zweckgebundenen Tages- oder gar Straßen- und Sportkleidung spielen kann. Aber machen wir die Sache kurz, nehmen Sie ein altes Familienalbum zur Hand, suchen Sie sich das Bild einer Dame um 1880, und Sie haben die Silhouette eines der elegantesten und apartesten Abendkleider vor sich, die über den Laufsteg gingen. Das in schwarzweiß gehaltene Kleid aus Plauener Webspitze hatte nämlich dieselbe lange, enganliegende Taille, den gleichen von der Hüfte bis zu den Knien engen, unten auseinanderfallenden Rock mit Hüftgarnitur, die hinten gerafft herunterfällt, wie die Mode unserer Großmütter, und man muß zugeben, die ganze Erscheinung wirkte außerordentlich reizvoll, da natürlich auch die Frisur auf „altmodisch" gestimmt war. Sollten Sie aber in Ihrem Album auch Frauenbildnisse aus der Zeit um 1850 finden, so sehen Sie eine weitere, im Laufe der Schau bei den festlichen Kleidern häufig wiederkehrende Linie. Auf den Reifrock kann man heute allerdings verzichten, weil man mit Organdy, Tüll und anderen steifen Stoffen, die man plastig und sehr weit schneidet, die gleiche Wirkung zu erzielen weiß. So wirkte ein weißes Stiftkleid aus Stickereiorgandy mit betonter Taille und sehr weitem Glockenrock, dem Manschetten und Taffts aus ausgeschnittenen Stickereiblüthen, künstliche Blumen und Farnkraut als Rockschmuck und Miederabschluß aufgenäht waren, wie ein wundervolles Bild aus vergangenen Zeiten. Den gleichen Eindruck hatte man von einem Stiftkleid aus gepreßter Mattkunstseide, hellgelb mit großem Blütenmuster, dessen weiter, schulterfreier Ausschnitt mit gerafftem Samtband umrahmt war. Ja, es lohnt sich schon, heute alte Moden zu studieren, wenn man den Ehrgeiz hat, sich apart zu kleiden, denn „altmodisch", natürlich zeitgemäß abgewandelt, ist entschieden am modernsten. Und noch einen Rat möchte ich Ihnen geben: Durchstöbern Sie bei Zeiten Ihren Kleiderschrank nach Unterröcken, und wenn sich ein vergessener seidener Rock mit Falbeln, Einsätzen, Volants und Spitzen finden sollte, dann freuen Sie sich, Sie werden ihn bald gebrauchen können, denn auch Unterröcke werden wieder getragen. So sahen wir ein sommerliches Nachmittagskleid aus weißem Organdy mit rosa, gleichfalls aus Organdy gearbeiteten Blüten, das zwei Unterkleider hatte, eines aus Krepp-Satin und eines aus Opal-Batist mit plissierten und mit Spitzen besetzten Rüschen.

Ganz besondere Sorgfalt hatte man darauf verwendet, die Kleider für Gartenpartien und Promenade auf die gedachte Umgebung einzustellen. Da sah man die bunten Tausendfarbendrucke in Verbindung mit Mänteln aus einfarbigem Chiffon, zum Teil reich mit Smokarbeit verziert, oder man hatte geblümten Chiffonkleidern leichte auf den Ton der Blumen abgestimmte Wollmäntel und Blumentoques in altmodischem Stil beigegeben. Ueberhaupt wurde bei diesen Kleidern naturgemäß besonderer Wert auf die Hüfte gelegt, zumeist sehr große „Schwinger" a-s eingefärbten Spitzen oder Tüll mit reicher, oft überreicher Blumen- und Schleifengarnitur. Als elegante Reuheit sahen wir zu einem Abendkleid aus Tüll mit Bolerojäckchen lange, aus dem Material des Kleides hergestellte Handschuhe.

Die zumeist auf Taille gearbeiteten, mit Säumchen, Stickerei oder eingefärbter Spitze reich verzierten Nachmittagskleider waren auffallend kurz. Als neue Linie zeigten „e ebenfalls den weiten Glockenrock — in einem Falle von zehn Bahnen —, dessen Rand durch Schrägstreifen, Plissestreifen, Säume oder den sichtbaren Rand des Unterrocks besonders betont ist.

So fand ein Kleid aus feinem schwarzen Kammgarnstoff mit violetter Aermel- und Ausschnittgarnitur aus Blumen, die aus eingefärbter Valenciennesspi-e hergestellt waren, und unter dessen Rockrand ein schwarzer Taftunterrock, ebenfalls mit violetten Spitzchen besetzt, hervorlag, viel Beifall. Neu war auch die Zusammensetzung von schwarzen, glockigen Wolle- oder Taftröcken mit weißen Piaublusen, zumeist in strenger, vorn durchgeknöpfter Form und mit Plauener Maderastickerei und Languetten verziert, zu denen Schwitzer Kunstblumenstuffs getragen wurden. Unter den Kostümen fielen als besonders schick die aus schwarzweißem Stoff in aparter Streifenverarbeitung auf, so ein dreiteiliges Nachmittagskostüm, schwarzer Rock mit neuartigen Falten, weiße Georgetteblusе mit Einsätzen aus Valenciennes-Spitzen, Jacke aus schwarzem, weiß bestickten Stoff mit Reißverschluß.

Sehr interessant waren die Radfahrerkostüme, wie sie die Münchener Schule im Auftrag einer deutschen Fahrradfabrik entworfen hatte. Konnte man auch den Farben nicht unbedingt zustimmen, denn an Zusammenstellungen wie zinnoberrote Windbluse, marine Rock, weiß-blau-rot gestreifte Bluse und andere stark farbige Kombinationen für derartige Kleidung wird man sich erst gewöhnen müssen, so waren doch die Schnitte zum Teil sehr gelungen, so die elegant fallenden Hosenröcke mit Schürzenteil, die Blusen in Hemdhosenform, eine Jacke mit teilbarer Kapuze, die auch als Schulterkragen zu tragen ist. Als Material für die Oberkleidung hatte man praktischerweise zumeist wasserdichte Stoffe wie Oelseide und imprägnierte Seide gewählt.

Soweit meine besonderen Eindrücke von der Schau, die Sie, liebe Freundin, mit Recht einmal die Generalprobe der deutschen Mode nannten und bei deren Kühnen, soliden, nach Geschmack, Material und Verarbeitung rein deutschen Modellen man immer wieder zu Vergleichen mit früher angeregt wurde, wo Frankreich und die heimische jüdische Modeindustrie uns ihren artfremden, auf Sensation und schnellen Wechsel eingestellten Geschmack aufzudrängen suchten. Ich hoffe, Sie überzeugen sich bei der Herbstschau einmal persönlich davon, was nach wenigen Jahren zielbewußter Zusammenarbeit auf einem Gebiet, das Jahrhunderte lang ein unbestrittenes Vorrecht des Auslandes war, deutsche Modeschöpfer zu leisten vermögen.

Frieda Teltz

Macht und Innerlichkeit

Deutscher:
Das Schwert ist Dein
Und der Gesang
Gewaltig der Schwertarm
Jauchzend das Lied
Todtrotzend dem Untergang
Höheren Heile gewiß:
Deutscher!

Eine brennende Welt
Stürzte einst über Dir zusammen
Aber über den mordenden Flammen
Weht unzerstörbar der Geist
Wie Vogel Phönix entringt
Glühender Asche er sich
Siegfriedjung!

Deutscher!
Du erlebst die Wirklichkeit
Eines Jahrtausende Traum
Endlich verbündet sich der Macht
Heiligend Deutsche Innerlichkeit
Was Die einst Hagen erstritt
Was Volkere Geige Die sang
Ist Dein:
Das Reich!

Sebastian Orb

Hier endete der König der Liebe

Giacomo Casanova's letzte Jahre — Ein schrulliger Mann wird zum Ziel des Spottes

Die alten Baudenkmäler der Stadt Dux, die mit dem Namen des großen Abenteurers Giacomo Casanova eng verknüpft sind, werden nunmehr durch das Eingreifen des Gauleiters Konrad Henlein wiederhergestellt und so vor dem Verfall bewahrt.

„Jakob Casanova, Venedig 1725, Dux 1798." Das ist alles, was auf einer weißen Tafel an der verwitterten Mauer der Barbarakirche in Dux zu lesen steht. Der Fremde weiß damit nichts anzufangen und richtet gewöhnlich Dutzende von Fragen an die Einwohner des betriebsamen sudetendeutschen Industriestädtchens. Meistens bekommt man nur ein Kopfschütteln zur Antwort, denn mehr wissen die Leute auch nicht, als daß der große Venezianische Kavalier und berüchtigte Glücksspieler Giacomo Casanova, dem kein Frauenherz widerstehen konnte, als alternder, schrulliger Sonderling im gräflich Waldsteinschen Schloß zu Dux vor 140 Jahren gestorben ist.

„An welcher Stelle er begraben liegt, steht nicht mit Sicherheit fest", sagen uns die Begleiter, „vielleicht unterm Gewölbe der Kapelle, vielleicht in der Nähe dieser Gedenktafel, vielleicht aber auch wirklich dort, wo vor ein paar Jahren ein Wünschelrutengänger im östlichen Winkel des ausgedehnten Duxer Schloßgartens auf einen verfunkenen Grabstein und auf Gebeine gestoßen ist. Aber wir wollen es nicht glauben, daß der Mann, dessen Name allein schon genügte, um hundert Mädchenherzen laut klopfe-, zu lassen, eine solch verlassene Ruhestätte gefunden haben könnte."

Ist es nicht eine Ironie des Schicksals, daß schon fünfzig Jahre nach seinem Tode selbst die Heimatforscher nicht mehr wußten, wo man den galanten Abenteurer bestattet hatte? Ja, lange Zeit zerbrach sich die Welt den Kopf, wo, wie und wann Giacomo Casanova, dessen Memoiren trotz ihrer Frivolität und mancher darin enthaltenen Irrtümer zu den kulturgeschichtlich bedeutendsten Werken des 18. Jahrhunderts zählen, seinen Tod fand. Wer heute darüber Näheres erfahren will, braucht in Dux nur die Wohnung eines Buchhändlers aufzusuchen, der fast alle Aufzeichnungen, die je über Casanova erschienen sind, sein eigen nennt. Mehrere große Schränke sind mit Schriften und Büchern aus dem Leben des galanten Venezianers erfüllt, den wertvollsten Besitz stellen jedoch die vielen tausend Fotokopien und Abschriften dar, die von dem literarischen Nachlaß Casanovas angefertigt wurden. Da hört man dann so manches Unbekannte von dem Allbekannten, der Mensch Casanova tritt uns entgegen, nicht der hemmungslose Frauenverführer, und man kann dem später vom Leben so Enttäuschten und Gedemütigten ein gewisses Mitgefühl nicht versagen.

Der Abschied von der großen Welt

Als der große Abenteurer nach einem 63jährigen Leben voller Aufregungen seine italienische Heimat verließ, um in Paris und Wien sein Glück zu versuchen, war er schon ein alter Mann, dem nichts Rechtes mehr gelingen wollte. Im Jahre 1785 lernte ihn im Haus des venezianischen Gesandten in Wien der böhmische Graf Waldstein kennen, der dem vielbelesenen und gelehrten Casanova sofort das Angebot machte, als sein Bibliothekar nach Dux zu ziehen. Nur schweren Herzens hatte der Venezianer zu, aber er um diese Zeit in bitterer Armut lebte, gab es für ihn keinen anderen Ausweg. Schließlich winkte ihm ja ein sorgloser Lebensabend!

So verbrachte Casanova denn die letzten 13 Jahre seines Daseins als stiller, müder Bücherwurm im Schloß seines Gönners, wo er für seine Wirksamkeit jährlich 1000 Gulden erhielt, ein Gehalt, mit dem es sich ganz schön leben ließ. E- wußte, daß er nichts mehr zu gewinnen hatte, denn sein Ruhm war längst erloschen, sein Name vergessen, die Augen, die jedes Mädchen verwirrten, waren trüb, und der Mund, der so viele schöne Frauen geküßt hatte, war welk geworden. Den Chevalier, der einst aus den Bleikammern Venedigs entfliehen konnte, plagte das Zipperlein. Dieses Leiden machte ihn zu einem schrulligen Mann, der zum Ziel des Spottes nicht nur der Dienerschaft des Schlosses, sondern des ganzen Ortes wurde. Verbittert und vergrämt ging er seines Weges, nur, wenn er an seinen Memoiren arbeitete, kam sein altes Abenteurerblut erneut in Wallung. In solchen Stimmungen schrieb er auch sein „Nocameron", für dessen Drucklegung er seine ganzen Ersparnisse opferte, sodaß er, als Graf Waldstein auf einer längeren Reise weilte, gezwungen war, am Gesindetisch zu essen.

Die letzten Worte eines Lebenskünstlers

Casanova machte nie ein Hehl daraus, daß er das Städtchen, in dem er so viel Beleidigungen nicht mehr ertragen zu können glaubte, begab er sich auf eine Reise nach Berlin und Weimar, wo er ein besseres Asyl zu finden hoffte. Aber der Name Casanova bedeutete ja in der Welt nichts mehr, und einen alten, von Gicht und Rheume geplagten Mann wollte niemand haben. So kehrte er wieder aufs bitterste enttäuscht nach Dux zurück. Sein einziger Trost waren einige Freundinnen, die ihm auch in seinen schweren Tagen die Treue hielten und mit denen er eine eifrige Korrespondenz führte. So schrieb er einmal an eine dieser Damen: „Was mich betrifft, so befinde ich mich von Morgen bis Abend in meiner eigenen Gesellschaft. Trotzdem langweile ich mich nicht, denn ich liebe mich mehr denn je, seitdem ich niemand mehr finde, der mich liebt!"

Seinen Stolz und seine Eigenliebe hatte also Casanova noch bis zum Letzten bewahrt und auch als es nach einem hartnäckigen schweren Leiden ans Sterben ging, raffte er sich noch einmal auf, um ein Bekenntnis abzulegen. „Ich habe als Philosoph gelebt und sterbe als Christ", waren seine letzten Worte, als er am 4. Juni 1798 seine Augen, die sich an den Schönheiten der Welt und des Lebens überfatt getrunken hatten, für immer schloß. Nun will eine spätere Zeit sein Andenken wahren, indem sie alle Gebäude, die in Dux an die Wirksamkeit Casanovas erinnern und die unter der Tschechenherrschaft dem Verfall entgegengingen, wiederherstellen läßt.

Wieviel Stunden hat der Tag einer Hausfrau?

Manche Hausfrau kann morgens noch so früh beginnen – aber sie wird trotzdem mit ihrer Arbeit nicht fertig. Wer aber ihi kennt, der hat nicht nur weniger Arbeit, sondern auch mehr freie Zeit! Ihi ist eine ideale Reinigungshilfe für die Hausfrau! In der ganzen Wohnung reinigt und säubert ihi alles, was schonend von Staub und Schmutz befreit werden soll. Dabei kostet ihi wenig und leistet viel. Auch Sie werden von ihis außerordentlicher Vielseitigkeit bald begeistert sein!

IN DER GANZEN WOHNUNG können Sie ihi zum Beispiel für folgende Sachen verwenden: Kachein, Fliesen, Wände, Fußböden, Badewannen, Korb- und Stahlmöbel, Zentralheizungskörper, Metall-, Kunstharz- und Alabastergegenstände, Glas-, Kristall- und Porzellanlachen, Küchengeräte und vieles andere mehr!

Die beste Hausfrau kommt im Haus nicht ohne iMi's Hilfe aus!

1000 Jahre deutsches Prag

Versunkenes Schicksal und Gegenwart

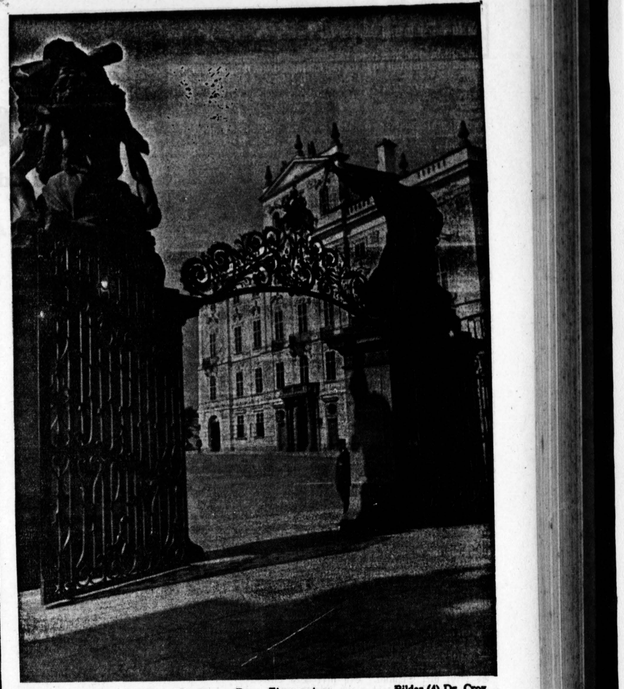
Die türmereiche Stadt an der Moldau genießt seit langem den Ruhm, sich zu den schönsten und reizvollsten Großstädten der Welt zählen zu dürfen, und zwar soll Prag in dieser allerdings nicht ganz sicheren Rangordnung an dritter oder vierter Stelle stehen. Soviel ist gewiß, daß in ganz Europa kaum eine andere Stadt eine solche Menge von malerischen Punkten aufzuweisen hat, wie das seinerzeit von der sagenhaften Königin Libussa, die die Legende als Gründerin der Stadt nennt. Um 700 mag es gewesen sein, als sich hier an den Ufern der Moldau die ersten Mauern türmten. Der Name Prag wird übrigens vom böhmischen Prah (Türschwelle) abgeleitet. Es ist aber verbürgt, daß die Stadt schon in der frühesten Zeit ihren deutschen Charakter nicht verleugnen konnte und daß sie in ihrem ganzen wunderbaren und vielfältigen Aufbau sich als ein Werk aus deutschem Geist spiegelt.

Auf fünf Hügeln erbaut

Wie das alte Rom einst auf sieben Hügeln erbaut wurde, so gründet sich Prag auf fünf Hügeln, die fast genau in der Mitte Böhmens liegen: Der Schloßberg, der Lorenzberg, der Strahöfer, der Wischerader- und der Windberg. Fast überall ist hier die Moldau gegenwärtig. Sie schmiegt und schlingt sich um die alten Mauern und teilt das eigentliche Prag in zwei Teile, die wieder in einzelne Stadtgebiete zerfallen; in die Altstadt und die Neustadt, in den Hradschin und die Kleinseite, den ältesten Teil am linken Ufer der Moldau. Die schönste und wichtigste Brücke über die Moldau ist die steinerne Karlsbrücke. Die sich aus sechzehn Doppelbogen zusammensetzt. Alte steinerne Bildsäulen von Heiligen begleiten dieses Brückenwunder und finden ihren Mittelpunkt in dem Bronzestandbild des heiligen Nepomuk, des alten Schutzpatrons von Böhmen, um den sich eine ganze Reihe von Sagen und Legenden rankt; er wurde von dem wüsten und gewalttätigen König Wenzel 1393 von der großen steinernen Brücke aus in die Moldau gestürzt und ertrank. Der Dom auf dem Hradschin, eines der interessantesten Bauwerke Prags, enthält in einem silbernen Grabmal die Gebeine Nepomuks, überragt von vier Engeln in Lebensgröße.

Ursprünglich war Prag natürlich auch eine Festung, und zu ihr gehörte die Zitadelle des hochgelegenen Wischerad am Südende der Stadt; hier vermutet man die einstige Residenz der ersten Herzöge von Böhmen. Der Hradschin, das eigentliche Wahrzeichen Prags, präsentiert sich als ein noch alter Weise mit Mauern umgebener Stadtteil auf dem linken Moldauufer. Er war ursprünglich in die Befestigung der Kleinseite mit eingeschlossen und bietet durch seine hohe Lage eine herrliche Aussicht über die Stadt. Die Prager Altstadt, die sich in ihrer winkligen und engen Anlage an viele deutsche mittelalterliche Städte erinnert, läuft in ihrer nordwestlichen Ecke in die heil altertümliche Judenstadt aus. Immerhin hatten es die gerissenen Hebräer früherer Zeiten schon verstanden, gerade diesem Schandfleck des schönen Prag mit einem geheimnisvollen Schimmer zu umgeben. Die Neustadt weist dagegen breite Straßen und schöne Plätze auf. Die stattlichen Bürgerhäuser vergangener Jahrhunderte gehören der Gotik und dem Barock nach altvergangener Weise an; die zum Teil noch heute erhaltenen Adelspaläste weisen italienische Anklänge auf. An Kirchen ist in dieser türmereichen Stadt selbstverständlich kein Mangel; sie sind alle mehr oder weniger mit der Geschichte des Landes verbunden. So z. B. Theynkirche, in der sich das Grabmal Tycho de Brahes befindet. Die dunkle Jakobskirche zeigt das Denkmal des Maltheser-Großmeisters Wratislaw von Mitrowitz und es wird in der Galluskirche das Andenken an Hus verewigt. Die schöne Nikolaikirche auf der Kleinseite war ursprünglich mit Marmor und Gold überladen.

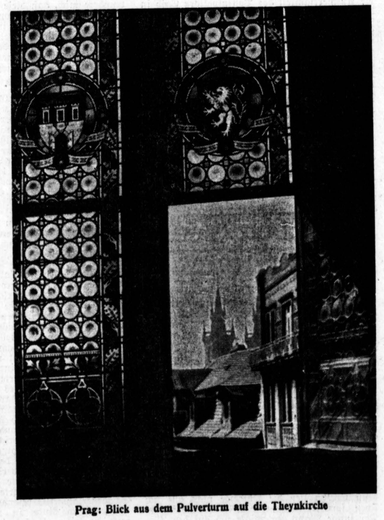
Eines der bemerkenswertesten Gebäude der Altstadt ist das prächtige Rathaus mit herrlichen Innenräumen und einer alten, an der Außenseite befindlichen Uhr mit riesem Hifernblatt. In der Neustadt fällt das Neustädter Rathaus auf und auf der Kleinseite das Landhaus, das einst Wallenstein bewohnte, das sogenannte Friedländer-Haus. Die berühmte deutsche Universität, das Karolinum, wurde 1848 als erste im Reich von Karl IV. gegründet und zwar nach dem Muster der damaligen Pariser Universität, als Kollegium. Diese hochberühmte Hochschule nahm in kurzer Zeit einen gewaltigen Umfang an und wurde schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts von mehr als 30 000 Studenten besucht. Damals entwickelten sich bereits die ersten Streitigkeiten. Viele der deutschen Hochschullehrer wanderten aus, verließen Prag und gründeten die Universitäten in Leipzig, Ingolstadt, Rostock und Krakau. Nicht weniger berühmt ist die Universitäts-Bibliothek, die neben einem riesigen Bücherbestand alte Handschriften von höchstem Wert enthält.



Die Prager Burg, Eingangstor. Bilder (4) Dr. Croy

Prag. Das Alchimistengäßchen. Der böhmische König Rudolf II. siedelte hier Alchimisten an.

Olmütz, Dreifaltigkeitssäule



Prag: Blick aus dem Pulverturm auf die Theynkirche

Geschichte über Prag

Der eigentliche Aufbau Prags wird auf Kaiser Karl IV. zurückgeführt, der im gleichen Jahr, als er die Universität gründete, auch die Neustadt zu bauen begann. Fast 60 Jahre später erhoben sich die Bürger Prags gegen König Wenzel, dann entwickelten sich die Hussitenunruhen, die jahrelang fortdauerten und Prag mehrmals von der einen Hand in die andere brachten. Seit 1424, wo sie Ziska einnahm, blieb die Stadt in den Händen der Hussiten, bis sie sich 1433 dem Kaiser unterwarf. Im schmalkaldischen Krieg ging Prag zunächst verloren. Und nach dem bösmischen „Fenstersturz" wählten die böhmischen Stände Friedrich V. von der Pfalz zum König, der jedoch in der Schlacht auf dem Weißen Berg bei Prag geschlagen wurde. 1631 eroberten die Sachsen Prag, verloren es aber 1632 durch Wallenstein wieder, bis drei Jahre später hier der Friede zwischen dem Kaiser und Sachsen geschlossen wurde. 1648 wurde die Kleinseite Prags durch den schwedischen General Königsmarck überrumpelt und nach dem Frieden wieder geräumt. Im österreichischen Erbfolgekrieg waren sogar zeitweise Franzosen und Bayern die Herren von Prag. 1757 schlug Friedrich der Große in der Schlacht von Prag die Oesterreicher unter Karl von Lothringen und belagerte die Stadt. 1813 fand hier ein Friedenskongreß statt.

DER LETZTE AUFTRITT

1. Fortsetzung

Ein Primas zerschmettert seine Geige

Tragödien aus der Welt des Varietés

Von Ulrich von Uechtritz

Man schreibt das Jahr 1878.

Die Pariser Weltausstellung hat ihre Tore geöffnet.

Ein internationales Publikum wogt den „Grand-Boulevard" hinauf und hinunter; alle Sprachen der Erde scheinen sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben. — Grelle Plakate schreien von den Anschlagtafeln und übertrumpfen sich in den Anpreisungen der Lustbarkeiten. Die Hotelhoers strahlen in verdoppelter Lichtfülle. Musik tönt aus den überfüllten Kaffeehäusern und Restaurants.

Eines der elegantesten Hotels scheint allabendlich eine besondere Anziehungskraft auf das Publikum auszuüben. Sind es die hohen Preise, für die diese luxuriöse Gaststätte bekannt ist, die so anziehend wirken? — Wohl schwerlich.

Zwei betreßte Portiers stehen am Eingang. Raltos sehen sie sich den drängenden Menschen gegenüber: „Einlaß nur gegen Ausweis für vorbestellte Tische!"

Aber die Menge drängt weiter. — Tumult. — Dann kommt die Polizei: „Seien Sie vernünftig, meine Damen und Herren . . . der Geiger spielt noch viele Abende . . . Der Eintritt ist jetzt polizeilich gesperrt . . .!"

Die Menge verteilt sich enttäuscht und ärgerlich murmelnd. — Das wiederholt sich jeden Abend.

Ein riesiger Spiegelsaal. Viel Gold an den Wänden, das die Fremden an den prunkenden Kronleuchtern fall, den der fünfzehnte Ludwig dem Lande schenkte. Im Halbkreis wird der Saal von zwei Reihen Logen gegürtet, die in rotem Damast glühen. Geräuschlos rollen auf kleinen Wagen Kellner in lila Fräcken die Speisen zu den Tischen.

Und auf einem Podium die Zigeunerkapelle.

Es blitzt viel Schmuck. Ein girrendes Lachen steigt auf und geht gleich wieder unter in dem Stimmengewirr und Tellerklappen.

„Béla Berkes spielt!"

Dann wird es plötzlich still.

Warum wird's still? — nur weil das Cimbal plötzlich intoniert, wird's in keinem Eßlokale ruhig.

„Still — still . . . der Berkes spielt!"

Béla Berkes, der siebzehnjährige Primas steht auf dem Podium, ein brauner hübscher Junge, engbrüstig und mit schmalen Schultern.

Dann schwingen die Töne der Geige durch den Raum, — leise, ganz leise einsehend und klagend, — klagend um ein verlorenes Paradies.

Kirchenstille ist im Raum.

Ist das noch ein Eßlokal? Keiner wagt, die Teller zu berühren, die Speisen werden kalt. Nur manchmal nippt einer vorsichtig an seinem Weinglas, vielleicht, um etwas hinunterzuspülen, was das Schluchzen der Geige aus dem Herzen in die Kehle steigen läßt.

Dann plötzlich springt das Thema aus dem Schmachtständ empor in eine Leidenschaftlichkeit voll Jauchzen, voll unerhörter Rhythmik, daß es die Menschen kaum auf ihren Stühlen ruhig sitzen läßt.

Ein Csardas, wild das Blut aufwühlend, stürmt durch den Saal, duckt sich — springt wieder auf — und bricht im tollsten Wirbel ab.

Die begeisterte Menge tobt minutenlang.

„Berkes — nochmal den Csardas . . . Béla Berkes — den Csardas noch einmal!"

Aber der Geiger steht nicht mehr auf dem Podium.

Wo ist er?

Doch da wenden sich die Blicke einer Loge zu. Vier Herren sitzen darin; am Frack des einen blitzt ein großer Ordensstern. Vor ihm steht der schmächtige braune Junge. Jugend etwas glüht in seinen Augen: vielleicht die unerwartete Freude, in die Loge des Großfürsten Nikolajewitsch befohlen worden zu sein.

Er nimmt die Geige unters Kinn und beugt sie nah, ganz nah ans Ohr des Großfürsten.

Ist das noch Musik, dies leise Schluchzen, — dieses Singen, als käme es von weit, weit her?

Seit diesem Abend läßt der Großfürst während seines Aufenthaltes in Paris den Geiger nicht mehr von seiner Seite; täglich muß er ihm, oft stundenlang, vorspielen. Und an jedem Abend hält der siebenjährige Junge ein Kuvert in der Hand, dessen Inhalt 2000 Rubel sind.

*

Und nun beginnt der Siegeszug Béla Berkes Jahre hindurch durch aller Herren Länder. — Unter seine Bewunderer gehören Eduard VII. von England, der ihn oftmals nach London kommen läßt, König Umberto I. von Italien, zu dessen silberner Hochzeit er spielen muß, Zar Nikolaus von Rußland, der in Tränen ausbricht, wenn die Zigeunergeige ihm schwermütige, heimliche Weisen vorsingt.

Aber die größte Verehrerin des Künstlers ist die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich: „Niemals hat es einer verstanden, alle meine Empfindungen in der abstrakten Welt der Töne so widerzuspiegeln, wie dieser begnadete Junge!" sagt sie einmal von ihm. — Und immer wieder holt man ihn nach Wien und Schönbrunn.

Dann, als die Kaiserin gestorben ist, — wird Béla Berkes vom Kaiser Franz Joseph in den Adelsstand erhoben.

Spielen Sie die Internationale!

Man schreibt das Jahr 1919.

Der fast sechzigjährige Primas Béla Berkes spielt mit seiner Kapelle in einem der Hotelpaläste von Budapest.

„Der Berkes ist wieder da — der Berkes spielt!"

Dicht sind die Tische des eleganten Weltstadtrestaurants besetzt. Eine illustre Gesellschaft. Sekt perlt in den Glaskelchen.

Eben steht der Primas wieder von seinem Stuhl auf, greift nach der Geige.

Da tritt ein Mann an das Podium heran. Eine hagere, große Gestalt, mit hängenden Schultern, um die ein schwarzer Gehrock schlottert:

„Spielen Sie die Internationale!"

In seiner Hand blitzt ein Browning.

Eine Sekunde lang blickt ihn Berkes verwirrt an. Dann fliegen seine Augen im Bogen über

Er lauschte, als läse man ihm einen phantastischen Roman vor.

Eine Stunde verstrich — und noch eine. Artur Pohland merkte nichts davon.

Lichter in der Nacht

Sie schimmerte in gleißendem Licht, die ruhmreiche Königin des Mälars, die stolze, nordische Stadt Stockholm. Feierie eines ihrer sommerlichen Feste, den Herzensbund einer Prinzessin ihres Herrscherhauses mit einem dänischen Königsproß. In den Wassern, die sie säumen, spiegelte sich der Widerschein ihrer festlichen Lichter, als sei das Märchenreich eines Meeresgottes Wirklichkeit geworden für die Augen der Sterblichen. Ein Block von Licht war das mächtige Massiv des königlichen Schlosses, Lichtfluten verspritzte der schlanke Turm des Stadthauses, und mit strahlenden Konturen spiegelten sich die Brücken in den zitternden Wellen. Weit und hoch in samtener Schwärze wölbte sich der Himmel darüber, mit bleichen Sternen auf die irdische Herrlichkeit herabblickend. Und das breite Silberband, das der Mond aufs Wasser warf, wurde immer wieder durchschnitten von illuminierten Barken und Barkassen, von flink jagenden Motorbooten und lampionsgeschmückten Kähnen.

In den lichterfüllten Straßen schob sich die Menge Kopf an Kopf, schaulustig und heiter. Man drängte und stieß sich hastend, war in Feierstimmung.

Aber: „Es ist unerträglich!" zischelte einer unter der treibenden Menge, ein untersetzter Alter, dessen schwarzer Schopf und gedrungene Gestalt nichts von nordischem Geschlecht an sich hatte. „Sieh zu, daß wir hier herauskommen!"

Es war Demeter Stojkow, und man war gerade aus dem Zentralbahnhof in die menschenschwimmelnden Straßen des Stadtteils Normalm hinausgeschoben worden. Er trug noch einen kleinen Reisekoffer in der Hand, der ärgerliche Alte, war müde, erhitzt, voller Staub, und der Schlund dörrte ihm.

„Aus diesem Jahrmarkt heraus, sage ich!"

Coloman Petsch an seiner Seite geborchte. Man drängte sich in eine Seitenstraße, kam irgendwo an ein stilleres Ufer. Grünanlagen dunkelten. Ein Geländer glänzte an einem Kai.

„Endlich!"

Demeter stöhnte. Er legte die Arme auf das Geländer und starrte auf das Wasser, dessen Dunst feucht zu den beiden Männern heraufstieg.

Coloman Petsch aber war schweigsam. Er hatte die Hände in den Taschen seines weiten, hellen, sehr eleganten Sommermantels. Spielend zog er ein Papier daraus hervor, eine Karte von großem Format in einem Umschlag, auf dem eine dunkelblaue Krone zu sehen war. „Graf Helgo Lallerstedt und Frau geben sich die Ehre . . ." stand in zierlicher Lithographie auf der Karte zu lesen. Coloman Petsch zerriß sie. Die Papierfetzen flatterten zum Wasser hinab.

„Was ist das?" knurrte Demeter, aus seiner Gleichgültigkeit auffahrend.

„Eine Einladung!" lächelte Coloman. „In ein gräfliches Haus!"

Demeter lächelte höhnisch. „Du kannst es nicht lassen, Mensch! Zwecklose Hochstapeleien!" schalt er giftig.

„Ob sie zwecklos sind, wird sich erst zeigen müssen!" zischte Coloman Petsch. „Mache es mir erst einmal nach, du — Bauer, so im Handumdrehen in ein solches Haus Eingang zu finden!"

Aber Demeter blieb mißgelaunt. „Den Zweck will ich sehen! Den Erfolg. Sonst sind es nur Spielereien, in denen du dir gefällst!" Doch dann schwieg er wieder, als besänne er sich. Er machte eine wegwerfende Bewegung. „Lassen wir das! Ich bin müde! Abgehetzt! Sie sieht nicht recht, die alte Pute in Berlin! Man ist dickfellig! Scheint sich auf seine Triumphe versteifen zu wollen, die man sich zutraut!" Und plötzlich sich dem jungen Mann an seiner Seite zuwendend, packt er diesen an den Aufschlägen seines Jacketts. „Ob du! Findest du nicht, daß der Boden allmählich verdammt heiß wird? Daß die ganze Geschichte hart an der Kippe steht, he?"

Da lächelte Coloman Petsch. „Möglich!"

Und diese Gelassenheit schien Demeter vollends um seine letzte Beherrschung zu bringen. Er schien förmlich anzuschwellen von verhaltenem Grimm. Es sah aus, als

Frühjahr — die Sehnsucht nach der Ferne erwacht (Schoepke, Zander, M.)

solle er zerplatzen. „Du", keuchte er. „Du Küngelchen! Du Lump! Dir natürlich ist es egal! Du ziehst einfach Leine! Hängst dich wieder irgendeiner an die Rockschöße. Wicht, der du bist. Ich aber habe mein Geld jetzt in diese Sache gesteckt. Und ich lasse nicht locker. Eher bin ich imstande . . .

Er unterbrach sich. Es waren da irgendwo Schritte am Wasser. Man schwieg einige Minuten. Und dann war es Coloman, der zu sprechen begann. Er sprach leise, ruhig, ein wenig lächelnd über das Geländer weg, als unterhielte er sich mit den plätschernden Wellen da unten, in denen der Widerschein der festlichen Illumination schimmerte.

„Man muß dich immer erst austoben lassen!" sagte er. „Vor allem weiß ich noch von gar nichts. Was ist geschehen?"

„Geschehen? Das ist es ja gerade! Nichts ist geschehen! Mit leeren Briefen hat man mich hingehalten. Mit billigem Köder!" Demeter schnaufte. „Aber ich habe Schluß damit gemacht! Endgültig! Habe ein Telephongespräch gehabt mit der guten Dame Parsons. Sie wird nicht schlafen in diesen Nächten — darauf kannst du dich verlassen! Und eher werfe ich deine Marina ins Wasser, als daß ich noch nachgebe!"

Coloman antwortete nicht gleich. Um so bedeutungsvoller und eindringlicher klang, was er dann sagte. „Es ist seit gestern eine seltsame Betriebsamkeit draußen bei unserer Insel. Ob das mit den Festlichkeiten in Stockholm allein zusammenhängt? Man muß aufpassen wie ein Schießhund, daß die Kleine nicht eines der vielen Motorboote anruft, die plötzlich da kreuzen. Auch Flieger waren da! Flogen halbe Stunden lang ganz tiefe Kreise über den Schären. Ich ließ Marina von Karic und der Alten in den Keller schaffen, da ich fürchtete, sie würde auffallende Zeichen machen. Sie hat sich gewehrt wie eine Wilde, geschrien, daß ich glaubte, man höre es bis Stockholm. Bis Karic ihr an die Kehle ging — haha!"

Pause. Beide Männer schwiegen, als lägen ihnen die Schreie Marina Parsons' in den Ohren.

Endlich kam wieder Colomans Stimme: „Aber da ist noch etwas! Ich traf zufällig in der Erikgatan den alten Schiffsmann, der uns fuhr. Der gute Mann war in einem etwas seltsamen Zustand. Er wurde ganz weiß, als er mich sah. Und wie ich ihm erst recht auf die Pelle rückte, kam es heraus: Der Matrose seiner Barkasse, der einzige Mann, der außer uns mit an Bord war und die Maschine bediente, ist fort! Verschwunden! Getürmt! Ausgerückt! In keinem Quartier mehr zu finden. Dagegen soll er gesehen worden sein in ganz neuer, pfiffeiner Aufmachung, einen eleganten Koffer in den Pranken, im Begriffe abzureisen . . . Er hat sich offenbar Geld gemacht, haha! Kannst du erraten, wie, Onkel Demeter?"

Es ward abermals still zwischen den beiden Männern. Stojkows Augen hingen an des Neffen Gesicht. Man sah sich an.

Irgendwo über den Wassern stiegen Raketen in den Nachthimmel. Gepraffel eines Feuerwerks war in der Luft.

„Wir werden — fort müssen, wie?" sagte endlich Demeter.

Und Coloman nickte. „Es ist nur, — dieser alte Seebär will uns nicht weiterfahren. Er sagt, das Risiko sei ihm zu groß! Gibt uns wohl nicht allzuviel Aussichten mehr, haha! Aber so schlimm ist das nicht. Vorerst glaube ich noch nicht an ein Entdeckwerden. Alle die Sommerhäuschen in den Schären sind jetzt bewohnt und bevölkert. Es wird nicht so rasch gehen, bis sie gerade das unsere ausfindig gemacht haben. Und im übrigen . . . werden wir bis morgen auch ein Fahrzeug besitzen!"

„Ein Fahrzeug?"

„Ja! Ein pfiffeins sogar. Ein hochherrschaftliches!" Coloman Petsch lachte. „Denkst du, ich habe diesen Frack da unter meinem Mantel für die Katze an? Ich gehe jetzt, Demeter Stojkow! In das Palais des Grafen Helgo Lallerstedt, verstehst du? Man schützt mich da sehr. Und wir sprachen schon gestern davon: selbstverständlich steht mir eines der gräflichen Motorboote gern zu einer kleinen Fahrt zur Verfügung. Man ist großzügig in Schweden, pflegt eine edle Gastfreundschaft . . ."

Das Gesicht Colomans strahlte förmlich vor Hohn.

Und Demeter lachte. Seine Augen glitzerten vergnügt. Er war wieder einmal stolz auf seinen Schüler und Neffen. „Bist halt in meine Lehre gegangen, Coloman!"

Auch der junge Kavalier lachte jetzt. „Na, Alter, wenn ich nicht von selbst so mancherlei noch hinzugelernt hätte . . ."

Zum dritten Male Lilly

Nie war Coloman Petsch so ganz Edelmann Alterer Kultur, niemals war er so restlos vollkommener Kavalier gewesen, als in dieser festlichen Nacht, in der sein Verhängnis begann.

In der Vorhalle den Mantel von den Schultern gleiten lassend, trat er mit der gelassenen Ruhe eines Mannes von Welt, der sich in seiner gewohnten Sphäre weiß, vor einen der großen Spiegel der Garderobe, den Diener mit einer lässigen Handbewegung auf ein kleines Stäubchen auf seiner rechten Frackschulter aufmerksam machend, dann nahm er das Monokel auf, das ihm an einem dünnen Seidenbändchen der bebrillt blendend weißen Weste baumelte und klemmte es sich in das linke Auge; zuletzt betrat er, während der Gallonierte ihm die Tür öffnete, die Empfangsräume des Grafen Helgo Lallerstedt, mit seinem bezaubernden Lächeln auf die Dame des Hauses zugehend und sich über ihre Hand beugend.

Und der junge Baron Egon Nitsack, der auch schon Erich von Hallerstein geheißen und in Wirklichkeit der arme, diebische Junge Coloman Petsch aus Belgrad war, der Sohn eines deutschen Schlossers und einer armen serbischen Frau, verbeugte sich weiter der Reihe nach vor einer russischen Gräfin Wajargin und einer Freifrau von Stubbenrauch; er schüttelte mit dem kordialen Lächeln des Gleichgestellten einem Geheimrat Doktor Olaf Dahlgren und einem glatzköpfigen Finanzmann namens Boberg die Hände, erneuerte im Vorübergehen die schon auf dem Tennisplatz gemachte Bekanntschaft mit einem jungen schwedischen Millionär und verlor selbst dann nicht auf eines Augenblicks Länge die Fassung, als er unter anderen bemerkenswerten Gästen in einem Herrn Doktor Olsen den Chef des Stockholmer Polizeipräsidiums vorgestellt bekam.

Während er zwischen diesen Menschen sich bewegte, die ihm durch ihre Geburt, durch ihre Bildung, durch Erziehung und Vermögen so fern waren wie der Mond, der dort oben im samtenen Himmel hing, während er äußerlich gelassen und heiter über das Parkett des Grafen Lallerstedt hinglitt, als habe er nie etwas anderes unter den Füßen gehabt, fühlte Coloman Petsch, der Kavalier, wieder die diabolische Lust an diesem seinem zweiten Ich in der Brust brennen, hatte er in den Adern wieder das Prickeln der Gefahr, wie ein Seiltänzer, der auf grell beleuchtetem Trapez über einer dunkel gähnenden Tiefe schwebt. So war Coloman Petsch.

Ein ewiges Herausfordern des Schicksals war sein Leben, seit er Verstand hatte, ein dauerndes, erbittertes Messen der Kräfte im Kampf mit unbarmherzigen Mächten, die sich seinem unbändigen Lebenshunger hindernd und versagend in den Weg stellen wollten.

Dies war sein Element, in dem er sich bewegte wie der schnelle Hecht in grüner Flut, und er genoß es immer wieder wie einen berauschenden Trank; er schwelgte darin, immer neue Kräfte und neuen Geist aus den Gefahren saugend, an denen er freveln herausfordernd entlanglitt.

In solchen Stunden blitzte es von wilder Genugtuung aus seinen dunklen Augen; und was die ihn umgebenden Leute als prüdendes Temperament entahnen, war nichts anderes als der Hohn einer wohlgelungenen Rache, mit der sich Coloman Petsch, der arme Schlucker, der hundertfach gedemütigte kleine Belgrader Straßenbieb, schadlos hielt für all die Zurücksetzungen, die ihm ein Leben des Entbehrens und Entsagens auferlegte.

So aber verlief dieser letzte Abend von Coloman Petschs Glorie.

(Forts. folgt.)

Zwanzig Jahre später.

Wir jungen Mädchen hatten einen Freundschaftsverein gegründet. Die Erinnerung an die sorglosen Zeiten, die wir in der Schule verlebt durften, wollten wir wachhalten fürs ganze Leben. Und als wir uns trennen mußten, gelobten wir Wachsicht und durch Kuß und Handschlag, Briefe zu tauschen und außerdem zwanzig Jahre nach der Trennung ein Zusammentreffen zu veranstalten.

Begeistert stimmten alle zu.

Die Jahre vergingen, der große Tag war gekommen. Die ehemaligen Freundinnen waren beisammen, erzählten ihre Erlebnisse und fanden kein Ende. Natürlich sahen wir uns auch sehr genau an. Wir waren alle älter geworden, aber manches Gesicht hatte die Zeit besonders mitgenommen.

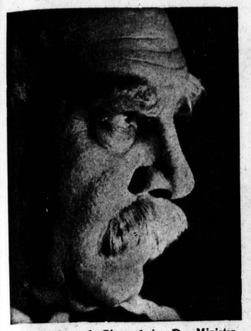
Jetzt klingelte es. Das mußte Lore sein, die schöne Lore, für die wir alle ein bißchen geschwärmt hatten. Ob sie noch so hübsch war, jetzt nach zwanzig Jahren?

Sie trat ein und erstaunt sahen wir, wie hübsch und jung sie geblieben war. „Lore, du Glückskind, du siehst ja aus wie ein junges Mädchen", sagte ich. Lore lachte. „Junges Mädchen, das ist wohl übertrieben, ich habe drei Jungens und zwei Mädels." „Du bist eine Prachtfrau!" sagte ich, „doch mußt du uns auch verraten, wie du es trotz deiner vielen Pflichten fertigbekommen hast, dich so jung zu erhalten!" Zuerst machte Lore allerlei Ausflüchte, aber dann konnte sie sich doch nicht mehr den allgemeinen Bitten entziehen. „Na, schließlich ist es kein Geheimnis", sagte sie, „ich pflege mein Gesicht seit Jahr und Tag mit Marylan-Creme. Laßt euch doch eine kostenlose Probe Marylan-Creme kommen und das ausgezeichnete Büchlein über Gesichtspflege. Es kostet euch keinen Pfennig. Und wenn ihr erst einige Zeit Marylan-Creme gebraucht habt, werdet ihr eine junge, frische Haut haben und viel jünger aussehen."

Lores Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen. Als man dann später wieder Briefe tauschte, erhielt Lore viele, in denen ihre Freundinnen sich, entzückt über die Verjüngung und Verschönerung ihrer Haut äußerten. Die sie durch regelmäßige Anwendung der Marylan-Creme erreicht hatten.

Sie können gleiche Erfolge haben. Schneiden Sie den Freibezugschein aus, legen Sie ihn in einen offenen Umschlag (3 Pf. Porto), schreiben Sie auf die Rückseite des Umschlages Ihre genaue Adresse, und die Probe Marylan-Creme sowie das Büchlein gehen Ihnen völlig kostenlos und portofrei zu. Beachten Sie bitte auch die anderen Erzeugnisse des Marylan-Vertriebs: Marylan-Zahnpasta „Myrrhengold", ein besonders wirksames Mittel zur Pflege von Zähnen und Zahnfleisch, und Marylan-Schönheitsseife, eine hochwertige und milde Seife von zartem Duft.

Freibezugschein: Marylan-Vertrieb, Berlin 134, Blücherstr. 22. Senden Sie mir bitte völlig kostenlos und portofrei eine Probe Marylan-Creme, das lehrreiche Schönheitsbüchlein mit Abbildungen und Drucksachen über Seife und Zahnpasta.



Emil Jannings als Bismarck in „Der Ministerpräsident" am Staatstheater, Berlin. Eine ganz vorzügliche Maske. Fotos (4): Tobis.

Emil Jannings 25 Jahre auf der Leinwand

Der Film würde ihm zum Schicksal

Mit der Rolle eines Hausdieners fing es an. — Ein Künstler, der immer das Neue und künstlerisch Vollkommene sucht

In diesen Tagen wurden es 25 Jahre, daß Staatsschauspieler Emil Jannings zum ersten Male vor der Filmkamera stand. Außerdem erinnern wir daran, daß der Führer Emil Jannings die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen hat.

Der ewige Kämpfer

Oft genug hat er uns das alles selbst erzählt. Und jedesmal strahlte sein Gesicht dabei vor innerer Glückseligkeit. Einmal waren wir mit dabei, als er mit Werner Krauß derartige Schmierenerinnerungen austauschte. In diesem Augenblick schien die ganze Welt um sie herum zu verblassen. Sie sprachen und sprachen, und manchmal schwang zwischen ihren Sätzen etwas Wehmütiges, etwas in nüchternen Worten kaum Ausdrückbares mit. Man spürte als Zuhörer direkt, wie den beiden Künstlern eine längst versunkene Zeit wieder gegenwärtig wurde, eine Zeit, die ihnen beiden ganz allein gehörte und an der niemals jemand außer ihnen Anteil haben konnte.

Es war im Jahre 1914, als der Regisseur Walter Schmidt-Boelcke für eine kleine Nebenrolle seines Films „Im Banne der Schönheit" **einen jungen Schauspieler, namens Emil Jannings, engagierte.** Die Hauptrolle in diesem Film aus dem nächsten Film unter der Regie selbst hatte nicht allzu viel zu tun. In seinem zweiten Film bestand seine ganze Tätigkeit sogar nur darin, einen Hausdiener zu spielen, der in einemfort hinausgeworfen wurde. Das ist, weiß Gott, nicht viel, aber es genügte immerhin, um einem in der Welt einmaligem künstlerischen Genie schon wenige Monate später in dem Film „Arme Eva" als Partner Erna Morenas, zu einem Durchbruch zu verhelfen, der die Leute vom Bau aufhorchen ließ.

Ganz langsam, ganz allmählich wurde der Name Emil Jannings zu einem festen Begriff. Nichts blieb ihm in diesen Jahren gäben und unermüdlichen Ringens um die deutsche Filmkunst erspart. Er mußte ebenso von vorn anfangen, wie er es Jahre vorher auch bei dem Theater getan hatte, wo er sich tagsüber als Kulissenmaler, Zettelankträger und Kostümherausteller erst die „Voraussetzungen" für sein abendliches Auftreten als jugendlicher Held schaffen mußte. Die Schmiere mit all ihrer Romantik, aber auch mit all ihrer harten und erbarmungslosen Trostlosigkeit war die Schule, die damals nur wenigen erspart blieb und die auch Jannings durchmachen mußte, ehe er zum ersten Male in einem richtigen festen, aus Stein gebauten Theater auftreten durfte, wo es während der Vorstellung nicht durchregnen konnte. Der Film? Der Film kam viel viel später, als Jannings schon ein namhafter Bühnenschauspieler war, der bereits seine ersten Berliner Erfolge hinter sich hatte.

Kürzlich erinnerten wir Jannings wieder an diese Szene, als wir uns gerade über seinen neuen großen in Vorbereitung befindlichen Robert-Koch-Film mit ihm unterhielten, und da sagte er plötzlich etwas, was den Menschen Jannings vielleicht so charakterisiert, wie es ein Interview niemals zu tun vermag. Er sagte nämlich, er werde mit diesem Robert-Koch-Film beweisen, daß sein Freund Werner Krauß der größte Filmschauspieler sei, und er lachte dabei, und man sah es ihm an, daß er sich auf diese Zusammenarbeit wie ein Kind freute. Das ist Emil Jannings!

Wir möchten ihn wirklich als den ewigen Kämpfer des deutschen Films bezeichnen, weil er in diesen ganzen verflossenen 25 Jahren eigentlich ununterbrochen bemüht war, neue entdeckt, propagiert und wieder abgeschafft. Wie nahe lag gerade in jener Zeit die Möglichkeit, daß auch Emil Jannings in dem Gegeneinander und Durcheinander der Meinungen die innere Schöpferkraft einbüßte. Aber er ging, ohne sich beirren zu lassen, seinen künstlerischen Weg weiter, der ihn ganz allmählich dahin führte, was er heute ist. Gewiß, es hat ja noch nicht richtig eingesetzten Schauspieler oder vielleicht sogar ein ganz neues Gesicht zuführen konnte.

Eine steile Aufwärtskurve

„Neu", dieses so oft mißbrauchte Wort kennzeichnet vielleicht am besten die motorische Kraft, die sein gesamtes künstlerisches Schaffen immer wieder in bisher noch nicht erforschte Bahnen zwang. Er war der erste, der beispielsweise mit seinem Film „Der zerbrochene Krug" eine gänzlich andere und sicherlich auch nur für ihn gültige Möglichkeit fand, wie man einen Film durch intensive Vorproben und durch ein chronologisches Abdrehen der einzelnen Szenen jene gewisse, sonst nur auf der Bühne vorhandene, sich langsam entwickeln könnende logische Dichte verleiht, und er war auch der erste, der immer die Ansicht vertrat, daß der Film sich aus der Sphäre des Stegreifmäßigen des Zufälligen lösen müsse, wenn er als eine gleichberechtigte Kunstform neben dem Theater weiter existieren wolle. Eine jetzt Wöhrige und immer von restlosem künstlerischen Verantwortungsbewußtsein diktierte Tätigkeit im, um am deutschen Film erfuhr ihre öffentliche Anerkennung durch die vor über zwei Jahren erfolgten Ernennungen zum Staatsschauspieler und zum Kultursenator, sowie durch die zweimalige Verleihung des Nationalen Filmpreises an die beiden Janningsfilme „Traumulus" und „Herrscher".

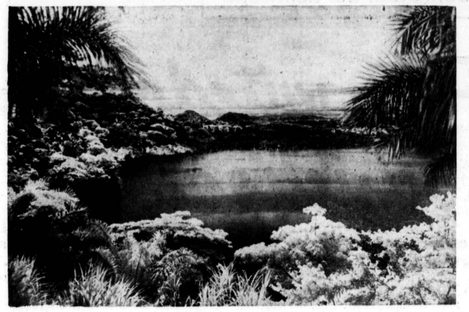
In dem verflossenen Vierteljahrhundert entstand unter der unseligen Oberherrschaft eines allzu regen Krämergeistes das, was sich damals als die deutsche Filmindustrie bezeichnete. Namen kamen und gingen, Richtungen wurden entdeckt, propagiert und wieder abgeschafft. Wie nahe lag gerade in jener Zeit die Möglichkeit, daß auch Emil Jannings in dem Gegeneinander und Durcheinander der Meinungen die innere Schöpferkraft einbüßte. Aber er ging, ohne sich beirren zu lassen, seinen künstlerischen Weg weiter, der ihn ganz allmählich dahin führte, was er heute ist. Gewiß, es hat ja noch nicht richtig eingesetzten Schauspieler oder Kämpfe gekostet, es hat genug und abgenug nervenzermürbende Auseinandersetzungen und Konflikte gegeben. Aber nicht einmal Amerika hat es fertiggebracht, Emil Jannings in das drüben so beliebte feststehende Schema zu pressen. Er blieb immer derselbe, wenn er auch in jedem seiner Filme, ein ganz anderer zu sein schien. Und diese Filme, die wir alle noch in Erinnerung haben, waren letzten Endes doch weiter nichts als Stationen auf einem unendlich langen Wege, dessen steile Aufwärtskurve bis in die Unendlichkeit zu reichen scheint.

Er ist nicht der Mann, der Muße genug hat, auf Vergangenes zurückzuschauen; denn sein Blick war stets noch vorn gerichtet. Im Morgen steckt er gerade wieder mitten in den Vorarbeiten zu seinem Robert-Koch-Film, und in einem Dreivierteljahr wird er wieder in Vorarbeiten für einen anderen Film stecken. Das ist der unbändige Rhythmus eines Lebens, dem die Filmkunst zum Schicksal geworden ist.

Jannings in dem mit dem Staatspreis ausgezeichneten Film „Traumulus" (mit Hilde von Stolz)

Der Künstler mit seiner Gattin und seiner Tochter in seinem Heim am St.-Wolfgang-See.

Der große Darsteller als Dorfrichter Adam in der Verfilmung von Kleist's „Der zerbrochene Krug".



Der Elefanten-See in Kamerun

Landschaft in Deutsch-Ostafrika

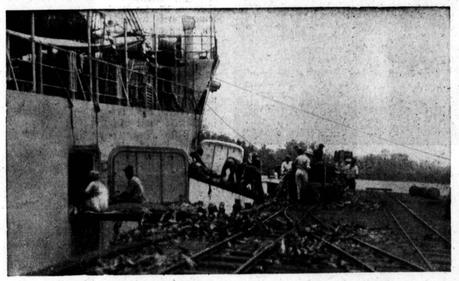
Deutschland braucht seine Kolonien

Bilder aus unserem früheren Ueberseebesitz

Der Führer hat wiederholt in seinen Reden die deutschen Kolonialforderungen angemeldet.

1,5 Milliard. Mark hatte Deutschland vor dem Kriege in seinen Kolonien investiert. Sie waren nicht mit dem Schwert erobert, sondern unter Zugrundelegung von ordnungsgemäßen Pachtverträgen an das Deutsche Reich übergangen. Als sie begannen einen Ertrag abzuwerfen, da brach der Krieg aus. Später erfolgte, unter Begründungen, von denen auch heute nicht mehr eine einzige stichhaltig ist, ihre Wegnahme durch die sogenannten „Siegerstaaten". Die Westmächte leben in einem derartigen kolonialen Ueberfluß, daß es ihnen nicht einmal möglich ist, die Deutschland einst geraubten Besitzungen ordnungsgemäß zu bewirtschaften. Ja, einzelne Produktionsgruppen hat man sogar mit Absicht nicht weiterentwickelt, um nicht durch eine Ueberproduktion die Preise von Gütern zu verschlechtern, die man in den eigenen Kolonien seit langem selbst erzeugt.

Deutschland will seine Kolonien nicht für den Ausbau von strategischen Stützpunkten für seine Kriegsflotte, wie es ebenso wenig nötig hat, Armeekorps von Eingeborenen aufstellen zu lassen. Deutschland braucht seine Kolonien als Stätten der Rohstofferzeugung für seine rastlose Arbeit am Aufbau der Wirtschaft.



Verladen von Bananen in Tiko (Kamerun) auf einem Laeiß-Dampfer

Aus dem Leben einer deutschen Farmerfamilie in Kamerun. Der Weg durch das hohe Elefanten-Gras. Die Kleinen sind müde geworden und werden von dem eingeborenen Diener getragen.

Die Weststaaten leben in kolonialem Ueberfluß. Englands Besitzungen sind 105mal so groß wie das Mutterland. Frankreichs Kolonien betragen seine eigene zweiundzwanzigfache Größe

Die Bucht von Daressalam in Deutsch-Ostafrika

(Scherl Archiv 4, Schirner, Bierbach, Zander-Multiplex-K.)

Haus, Hof und Garten

Zur Frage der Hofübergabe

Ueberalterung der Bauern?

Von verschiedenen Seiten ist in der letzten Zeit darauf hingewiesen worden, daß sich eine gewisse Ueberalterung unserer Bauern bemerkbar mache, daß also die Uebergabe des Hofes an den Anerben erst verspätet in einem höheren Lebensalter des „regierenden" Bauern erfolge. Ob es sich bei diesen Beobachtungen meße um Einzelfälle handelt, oder ob hier eine gewisse einheitliche Linie besteht, wird sich schwer beweisen lassen, irgendwelche Statistiken darüber dürften kaum bestehen. Auch die Ursachen lassen sich schwer erkennen. Eine gewisse Rolle wird dabei sicher die allgemeine Erhöhung der durchschnittlichen „Lebenserwartung", wie die Bevölkerungsstatistiker sich ausdrückt, spielen, ist es doch durch Verbesserung unserer Hygiene, durch Bekämpfung von Krankheiten usw. gelungen, das durchschnittliche Lebensalter von 40 auf 61,4 Jahre heraufzuschrauben. Es ist auch schon darauf hingewiesen worden, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen verspäteter Hofübergabe und der wenig günstigen Lage der Landwirtschaft bestehe, man wolle den Uebergang auf den Anerben veräußern, um Kosten zu sparen und die Auszahlung der Miterben hinauszuschieben. Diese Ansicht läßt sich nicht von der Hand weisen, wenn auch betont werden muß, daß die Anerbengerichte Hofübergabeverträge nur dann genehmigen, wenn der Bestand des Hofes dadurch in keiner Weise beeinträchtigt wird.

Jedenfalls muß aber eine verspätete Hofübergabe als durchaus unerwünscht bezeichnet werden. Gerade in unseren alten Bauerngegenden mit Anerbenrecht war es schon vor Einführung des alten Reichserbhofrechts allgemein üblich, den Hof zu Lebzeiten des Bauern an den Jungbauern abzugeben. Diese Regelung ist durchaus gesund und muß unbedingt aufrecht erhalten werden. Wir brauchen auf unseren Höfen heute mehr denn je junge Kräfte, um die heutigen Schwierigkeiten zu überwinden und das Höchste aus unserem deutschen Boden herauszuholen. Ein Jungbauer, der die tüchtige Ausbildung durchgemacht und die Landwirtschaftsschule besucht hat, dann Arbeitsmann und Soldat war und sich weitere Erfahrungen, möglichst auch in fremden Betrieben, angeeignet und eine Familie begründet hat, also im Alter von 25—30 Jahren, sollte den Hof bekommen. Der alte Bauer muß dann abgehen, was natürlich nicht ein völliges Zurücktreten bedeuten soll. Ein gutes Verhältnis zwischen Vater und Sohn vorausgesetzt, wie es ja auch die Regel ist, wird er weiter miteinen und dem Jungbauern mit Rat und Tat zur Seite stehen. Dieser muß aber jetzt die letzte Entscheidung haben, muß neue Methoden einführen, neue Maschinen kaufen. Ihra und auch all die Maßnahmen ergreifen können, die die heutige Zeit verlangt. Was nutzt die beste Schulung unserer Jungbauern, wenn sie ihre Erfahrungen nicht anwenden können. Wieviel Wissen geht wieder verloren, wenn es lange Jahre dauert, bis sie davon wirklichen Gebrauch machen können. Es ist kein Wunder, wenn das Interesse erlahmt und nicht mehr die nötige Initiative zu Wirtschaftsänderungen besteht, wenn der nun selbst älter gewordene Jungbauer schließlich Hofeigentümer ist. Wir dürfen also von der Forderung einer zeitigen Hofübergabe nicht abgehen! Kein einsichtiger Bauer wird sich dieser Notwendigkeit verschließen.

Wie geht nun die Hofübergabe technisch und rechtlich vor sich? Es handelt sich hier um eine kraftgewonnene Erbfolge, für die alle die Grundsätze gelten, die lt. Reichserbhofgesetz für den Generationswechsel durch den Tod festgelegt sind. Für die Hofübergabe ist ein Vertrag notwendig, der im Altreich der gerichtlichen und notariellen Beurkundung bedarf; im österreichischen Recht ist dies nicht vorgeschrieben, die Unterschriften müssen jedoch durch Gericht oder Notar beglaubigt werden. Dieser Hofüberlassungsvertrag muß weiter dem Anerbengerichte zur Genehmigung vorgelegt werden. Es handelt sich hier gewissermaßen um eine Art der Beurkundung. Das Anerbengericht muß also prüfen, ob ein wichtiger Grund im Sinne des Reichserbhofgesetzes vorliegt. Hofüberlassungsverträge werden selbstverständlich ohne weiteres genehmigt, sofern sie mit den Bestimmungen des Reichserbhofgesetzes im Einklang stehen und der Hof an den gesetzlichen Anerben erfolgen soll, so hat das Anerbengericht dessen Bauernfähigkeit zu prüfen. Soll eine andere Person den Hof übernehmen, so hat das Anerbengericht zu entscheiden, ob ein hinreichend wichtiger Grund für die Uebergehung des gesetzlichen Anerben vorliegt.

Sehr wichtig sind die Versorgungsrechte, die im Rahmen eines Uebergabevertrages geregelt werden müssen. Der abtretende Hofeigentümer darf seinen Hauspreis, kein Gutsabstandsgeld oder dergl. verlangen, ihm steht dagegen das Altenteil zu, also Wohnung, Nahrung, Kleidung, Pflege in gesunden und kranken Tagen und ein Taschengeld, dessen Höhe sich nach der Leistungsfähigkeit des Hofes richtet. Die Eintragung des Altenteils im Grundbuch ist nicht erforderlich, diese Ansprüche sind im Reichserbhofgesetz besonders geschützt. Hinsichtlich der Versorgung der Geschwister ist der beste Weg der, daß der Vater selbst für seine Kinder sorgt und diese Sorge durch dem Anerben überlässt (Einzelheiten darüber in der Schrift „Vom Reichserbhofrecht", die auch sonst über alle Fragen in anschaulicher Weise Auskunft gibt. Reichsnährstand-Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N. 4, Preis 85 Pfg.) Beim Uebergabevertrag würde es sich also normalerweise um die Festsetzung von Ausstattungsansprüchen solcher Kinder handeln, die der Anerbe nach nicht selbst versorgen konnte. Die Höhe dieser Beträge sowie die Zahlungsbedingungen haben sich nach den Bedürfnissen der zu Versorgenden und nach der Ertragsfähigkeit des Hofes zu richten. Angemessene Ratenzahlungen sind zulässig, eine Verzinsung erfolgt nicht, auch ist eine Eintragung im Grundbuch nicht notwendig. Das Anerbengericht ist berechtigt, Hofübergabeverträge zu beanstanden und die Genehmigung unter der Auflage zu erteilen, daß die beanstandeten Bestimmungen geändert werden. Die Rechtswirksamkeit tritt erst dann ein, wenn die verlangten Aenderungen vorgenommen worden sind.

Was der Bauer wissen muß

Verordnung zur Sicherung der Landbewirtschaftung verlängert

Der Beauftragte für den Vierjahresplan hat zur Sicherung der Landbewirtschaftung eine neue Verordnung erlassen, wonach der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft im Einvernehmen mit dem Reichsminister der Justiz befugt ist, den Beginn und den Lauf ihres Auskerkraftretens zu bestimmen, während die Geltungsdauer bisher bis 31. März 1941 befristet war. Durch die Ermächtigung des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft wird gleichzeitig die Möglichkeit geschaffen, Maßnahmen zur Sicherung der Landbewirtschaftung auch im Sudetenland und in Oesterreich für eine ausreichende Zeit zu treffen.

Eine neue Anordnung zur Gemüse-Sortenbereinigung

Im Rahmen der im Gange befindlichen Sortenbereinigung hat der Sonderbeauftragte für die Saatguterfassung eine neue Anordnung erlassen. Danach darf mit Wirkung ab 1. August 1941 Saatgut nachstehender Gemüsearten nicht mehr in den Verkehr gebracht werden: 1. Buschbohnen: Weiße Nieren m. F., Hinrichs Riesen war. m. F., Konserva weiß o. F., Wachs Amtsrat Koch o. F. Wachs Wunder Butter o. F. 2. Freilandgurken: Grochliber lange, Mittellange vollfrogende (Quedlinburger Dyv), Walzen von Athen. 3. Schalerbsen: Automobil. 4. Markerbsen: Champion of England, Riesenmark. 5. Zwiebeln: Russische harte. 6. Möhren: Guérande. 7. Rotkrautarten: Weltfisa. 8. Wetsch: Halblanger rota, Langer weißer. Weichfer.

Auf das Saatgut kommt es an

So lautet der Titel eines Filmes, der vom Reichsverband der deutschen Pflanzenzuchtbetriebe in Zusammenarbeit mit dem Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft geschaffen worden ist. Anläßlich der „Grünen Woche" fand in Berlin die Uraufführung statt, inzwischen wurde die notwendige Anzahl von Kopien fertiggestellt, so daß der Film überall leihweise zur Verfügung steht. Irgendwelche Kosten entstehen dadurch nicht. Es handelt sich um einen Schmalfilm, entweder in stummer Form oder als Tonkopie. Für Kinos steht auch eine Normal-Tonkopie zur Verfügung. Für die stumme Fassung wird ein erläuternder Text als Vortragsunterlage mitgeliefert. Die Vorführungsdauer beträgt 45 Minuten. Dieser Film ist hervorragend geeignet, einen umfassenden Einblick in die Tätigkeit unserer deutschen Pflanzenzüchter zu geben. Wir erfahren, welche Fülle von Kleinarbeit geleistet werden muß, um hochwertiges Saatgut zu züchten. Wir sehen die Züchter, in denen jedes Samenkorn einzeln von der Hand in den Boden gelegt wird, die Auslese der besten Pflanzen, die weiteren Untersuchungen im Laboratorium. Wir lernen die neuesten Züchtungsmethoden kennen und sehen, wie man künstliche Kreuzungen vornimmt, um die guten Eigenschaften verschiedener Sorten miteinander zu vereinigen. Nicht nur die praktische Züchtungsarbeit wird gezeigt, wir erhalten auch einen eingehenden Einblick in die Tätigkeit der wissenschaftlichen Institute und Forschungsanstalten, die wertvolle Vorarbeiten zu leisten haben. Wir erfahren, welch eingehender Prüfung neue Sorten unterzogen werden, bevor sie vom Reichsnährstand anerkannt werden und dann in den Handel kommen dürfen. An Hand anschaulicher Bilder wird weiter gezeigt, wie alle Mühe und Arbeit des Bauern bei der Bestellung und Pflege der Feldfrüchte zwecklos ist, wenn die erforderliche Grundlage, das hochwertige Saatgut, nicht vorhanden war. — Der Film verdient weiteste Verbreitung, jeder Praktiker wird sich dafür interessieren.

Eine deutsche Ernährungsuhr

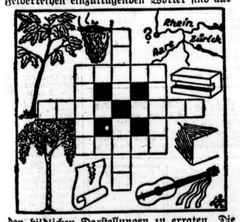
„Gulasch mit Nudeln und Makkaroni" ist ein allgemein bekanntes und beliebtes Mittagsgericht. Haben Sie sich schon einmal Klarheit verschafft, ob diese Mahlzeit allen Anforderungen einer neuzeitlichen Ernährung entspricht? Wohl kaum. Sie würden sonst wohl schon kleine Abänderungen vorgenommen haben. Gulasch mit Nudeln enthält nämlich zu viel Eiweiß, zu viel Säure. Vitamine fehlen ganz. Wesentlich anders sieht die Sache schon aus, wenn man statt Nudeln Kartoffeln nimmt und zur Deckung des Vitaminbedarfs frischen Salat dazu reicht. Ein anderes Beispiel: Die meisten Menschen essen morgens Brötchen mit Butter und trinken Kaffee. Was sagt der Ernährungsforscher dazu? Zu wenig Eiweiß und Kohlehydrate. Zu viel Fett und Säure. An Vitaminen ist nur A vertreten. Wesentlich besser wird das Frühstück, wenn wir an Stelle der Brötchen ganz oder wenigstens teilweise Vollkornbrot verzehren, mit der Butter sparen, dafür Marmelade oder Honig aufs Brot streichen und statt Kaffee Milch trinken: geradezu ideal wäre noch ein Apfel als Nachtisch.

Man braucht nun keine dicken Fachbücher zu lesen, um sich über diese wichtigen Dinge zu unterrichten. Die „Deutsche Ernährungsuhr", zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Margarethe Rothnagel vom Hauptamt für Volksgesundheit der NSDAP., gibt darüber sehr einfach Aufschluß (Müllersche Verlagshandlung, Dresden. Preis einschl. der Broschüre „Harmonische Ernährung für wenig Geld durch gesunde Kost", 1,75 RM). Man braucht nur ein Papprädchen zu drehen und kann sich dann die schönsten Mahlzeiten für alle Tageszeiten aussuchen und dabei feststellen, was fehlt oder zuviel vorhanden ist und wie man entsprechende Aenderungen oder Ergänzungen vornehmen kann. Eine ideale Angelegenheit für alle Hausfrauen und auch die — Männer, die einmal feststellen wollen, ob ihre Ehegefährtin etwas von der richtigen Ernährung versteht oder die als „Strohwitwer" selbst ihre Kochkünste erproben wollen.

Uebrigens war diese praktische Ernährungsuhr im großen in Form einer künstlerisch gestalteten Barockuhr auf der diesjährigen „Grünen Woche" in Berlin zu sehen und fand dort allgemein sehr starke Beachtung. Nun können wir sie uns auch ins Haus kommen lassen und daraus lernen, wie man richtig ißt, um den heutigen hohen Anforderungen gewachsen zu sein.

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Die in die waagerechten und senkrechten Feiderreihen einzutragenden Wörter sind aus



den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Silbenrätsel.

a — bau — ber — bo — bus — chrom — da — e — e — e — eu — gall — geld — glo — haut — he — i — i — in — in — ing — ka — la — land — li — mands — maft — mu — nach — neu — nie — no — nung — pe — pe — ran — ro — rot — schiff — ta — tar — te — tel — ter — ti — ti — ti — trom — ur — ve — wer — zeit.

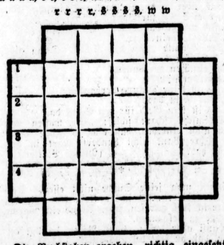
Aus vorstehenden 52 Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Wort von Goethe ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Gewebe, 2. Handwerkervereinigung, 3. Wüste, 4. Industriezweig, 5. Genüss, 6. Geschichtsabschnitt, 7. Singvogel, 8. Gestalt aus Don Carlos, 9. Blasinstrument, 10. scherzhafte Bezeichnung des Indianers, 11. Schüler eines Werkes, 12. Laufvogel, 13. Nachbildung der Erdkugel, 14. Tondichtung von Beethoven, 15. das Gebiet zwischen den Fronten, 16. juristischer Beamter, 17. Unterneimungslust, 18. Farbstoff, 19. italienischer Tanz.

Erdkundliches magisches Kreuz.

a a a a, c c, e e e, i i i i i, l, m m m, n n n n, r r r r, s s s s, w w



Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. Stadt in Thüringen, 2. italienische Hafenstadt, 3. Stadt an der Somme, 4. Stadt an der französischen Riviera.

Buchstabenquadrat.

c	e	e	e	e
e	e	g	g	i
k	l	m	o	o
p	r	r	r	r
s	t	t	t	u

Aus den 25 Buchstaben vorstehenden Quadrats sind fünf Wörter zu je fünf Buchstaben mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Kraftmaschine, 2. Wasserstandsmesser, 3. anderes Wort für Kniff, 4. Fangerät, 5. weiblicher Vorname.

Geschah dies richtig, ergeben die Diagonalen 1. von links unten nach rechts oben einen Raubvogel und 2. von links oben nach rechts unten einen Singvogel.

Kenderungen.

Der Schöpfung Krone, die sich schmückt,
Ist oft vor meinem „Wort" zu scheu.
„Wort" ohne „h" wird aufgedrückt,
Im Brief, wo Unterschriften steh'n.
Entnimmt man ihm das „r" sodann,
Wird es bei Schiffen froh gesehn;
Jedoch, wenn es noch „loplos" ist,
Ein Tierchen ist's, das saugen kann.

Wortversteck.

Damenschneider — Standarte — Springer — Haidarabad — Gesellschaft — Amnestie — Skorbut — Bakterien — Bernstein — Gefallen Rosegger — Andromeda.

Sieht man sich diese Wörter genauer an, so entdeckt man, daß kleine andere Wörter darin enthalten sind. Hat man die richtigen Kastelwörter gefunden, so nennen deren Anfangsbuchstaben einen Boten des Sommers.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Lodi, 4. Hela, 7. Argus, 8. Lamm, 10. Dep, 12. Alma, 13. Vita, 14. Mand, 17. Born, 20. Anno, 21. Dese, 22. Asiat, 23. Aloe, 24. Lab. — Senkrecht: 1. Lila, 2. Damm, 3. Irma, 4. Hube, 5. Elei, 6. Auva, 9. Altan, 11. Ebers, 14. Maja, 15. Unao, 16. Dose, 17. Boal, 18. Oeta, 19. Neb.

Rätsel: Erna („Er riet na!").

Silbenrätsel: Wagel Den Wagenden wird einzig das Höchste zuteil. — 1. Weißdorn, 2. Aussatz, 3 Gaukelei, 4. Einquartierung, 5. Dreirad, 6. Cyperia, 7. Mechanismus, 8. Bahlbruch, 9. Rhodia, 10. Gesinde, 11. Eree, 12. Narziseh, 13. Darius, 14. Ehrfurcht, 15. Reske, 16. Waldkauz, 17. Impromptu, 18. Rückgrat, 19. Drucksache, 20. Ebbi, 21. Interwall.

Ergänze, was fehlt: Duala, Enzian, Rubikon, Romane, Etappe, Granada, Erdnuß, Rubin, Selekta, Charlotte, Hanfseil, Ingraban, Regatta, Moskito. — Der Regenschirm.

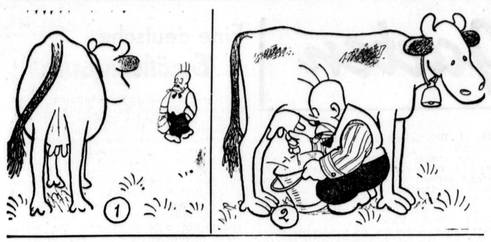
Bilderrätsel: Gestiegert ist das Glück und schwer zu binden. (Schiller.)

Die Werbung: Behalt sie.

Doppelrätsel: Fe(t)tig, Kur(a)tor, Ehre(n)preis, Mes(s)er, Brei(s)Gau, Lot(t)erie, Akt(u)Ar, Ei(n)Horn, Kita(b)Elle, Roe(se)Ste, Ziege(n)Peter, Ara(b)Ella, Berg(a)Motte, Ober(l)Eder, Schub(l)Ade. — Tanzlunderball.

Ausfüllrätsel: San. Cut, Hof, Niz, Erg, Ebe, Spa, Cid Hut, Maz, Elm, Lee, Ilu, Emu. — Schneeschmelze.

Wieder dasselbe: Ziege, Geiz, Geiß.



Sie ernährt sich selbst!

Kindermund ergötzt oft sehr

Autorität

„Du weißt nicht, was ein Gorilla ist", sagt Fritzchen zu seiner kleinen Schwester; „schämen solltest du dich."

„Na, Fritzchen", greift da Papa ein, „weißt du es denn?"

Darauf nähert sich Fritzchen Papas Ohr und flüstert:

„Pst, nicht meine Autorität untergraben."

„Belehrung"

„Was ist denn das, ein Witwer?" fragt der kleine Nikolaus sein älteres Schwesterchen.

„Ach, Budi, was bist du doch dumm! Das ist doch der Mann einer Witwe."

(Koralle.)

„Eine Schande ist das, Peterchen", sagte die Mutter ärgerlich, „daß du den guten Lebertran nicht schlucken willst. Hunderte von kleinen Jungen wären froh, wenn sie welchen bekämen."

„Mmmm", machte Peterchen, „kannst du mir einen sagen?"

(Berl. Illustr. Ztg.)

Verständliche Frage

„Papa, warst du in deiner Schulzeit nicht in derselben Klasse, in der Wilhelms Papa saß?"

„Freilich, mein Junge!"

„Nun, wie kann denn Wilhelms Papa auch der Erste gewesen sein?!"

(Journal.)

*

Fritzchen hat ein Märchenbuch bekommen. Schon am Abend buchstabiert er Vati ein paar Sätze vor:

„Eulalia war eine böse Fee, die in einem großen Wald ihr Unwesen t...r..."

„Trieb", ergänzte der Vater.

„Ach", lachte da Fritzchen, „du kennst die Geschichte wohl schon?"

*

Sie: „Mein Kleid gefällt dir nicht? Ja, man muß eben mit der Mode gehen."

Er: „Schön, — aber dann mußt du nicht mit mir gehen wollen."

*

Der kleine Willi ging mit dem Vater spazieren.

Der kleine Willi erblickte einen Regenbogen. Staunte und meinte: „Ist das ein Verkehrszeichen für die Flieger?" (Beye.)

„Ich möchte nur wissen, warum mich die Männer immer so merkwürdig anschauen!"

(Dobry Wieczor.)

Kurzer Kampf

Mariannes Mann ist nicht geizig — aber was Mariannes Kleider betrifft . . .

Marianne klagte: „Mein neues Tanzkleid mußte ich meinem Mann zentimeterweise abringen!"

Die Freundin lächelte abgründig: „So? Dem Kleid nach zu urteilen war dieser Kampf sehr kurz."

(Berl. Illustr. Zeitg.)

*

„Hans, schämst du dich nicht — wie sieht denn dein Hals aus, der ist ja ganz schwarz!"

„Es nich so schlimm, das täuscht nur, weil ich 'n reinen Kragen umhabe!"

(Jugend.)

„Darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten, Fräulein?"

„Danke, nein. Wenn Sie was tun wollen, dann müssen Sie schon ein Auto bestellen."

Zeichnung: Edler (M).

„Ich brauche ein neues Kleid."

„Was, schon wieder?!"

„Mein Kleid ist vollkommen aus der Mode, man trägt jetzt die Kleider länger."

„Na bitte! Dann trage doch dein Kleid länger und nicht nur ein paar Monate."

Zeichnung: Edler (M).

*

Schlimmer Irrtum

Vor der Tür eines Kleiderhändlers hängt ein Rock. Ein Kauflustiger nimmt ihn, geht damit in den Laden und fragt: „Wieviel ist dieser Rock wert?"

Der Kleiderhändler besieht sich den Rock von allen Seiten genau und antwortet schließlich: „Fünf Schilling, fünf Schilling nur, mehr ist er wirklich nicht wert."

„Einverstanden!" frohlockt der Käufer und legt das Geld auf den Tisch.

Also, warum überhaupt . . .

Herrenreiter zu einem Buben: „Komm mal her, Kleiner, und halt mir das Pferd einen Augenblick, bis ich wiederkomme!"

„Beißt es?"

„Nein, mein Junge!"

„Schlägt es?"

„Auch nicht!"

„Wird es sich losreißen wollen?"

„Sicher nicht! Du brauchst keine Angst zu haben!"

„Ja, Herr, warum soll ich denn den Gaul überhaupt festhalten . . .?!"

(Jugend.)

*

„Wie gefällt dir mein neues Abendkleid?"

„Wie ein fauler Scheck. Es fehlt die nötige Deckung."

*

Mein Mann behauptet, ich sehe in dem Hut zehn Jahre jünger aus."

„Und wie alt sind Sie?"

„Dreißig!"

„Nein, ich meine — ohne Hut."

(Neue IZ.)

*

„Der Hut ist doch sehr schön. Ich weiß gar nicht, was dir daran nicht gefällt."

„Der Preis, Liebling."

(Neue IZ.)

*

Ein Engländer übernachtet in einem kleinen Gasthof. Morgens fragt er den Wirt: „Sagen Sie, ist es wahr, daß hier einmal der Herzog von Wellington übernachtete?"

„Ja, Sir", erwidert der Gastwirt stolz, „und er schlief in dem gleichen Bett, in dem Sie heute nacht schliefen."

„Oh", meinte da der Gast, „jetzt begreife ich, weshalb man ihn den ‚eisernen Herzog' nannte." (Neue IZ.)

„Darf ich Ihnen einen Kuß rauben?"

„Aber warum nicht. Wenn Sie hinterher ein Geständnis machen."

Zeichnung: Edler (M).

„Hinter schwedischen Gardinen hast du auch schon gesessen, Rudolf? Aber wie ist das möglich, du bist doch aus so guter Familie?"

„Ja, Otto, auf so wat nehm' se heute keene Rücksicht mehr, früher war det anders."

Zeichnung: Hannesen (M).

*

Schimscha hat einen Scheck bekommen. Einen Scheck über hundert Mark. Schimscha geht mit dem Scheck zur Bank.

„Ich möchte das Geld."

„Sofort, mein Herr."

Der Beamte prüft den Scheck. Dann gibt er den Scheck zurück. „Bedaure, den Scheck nicht einlösen zu können."

„Warum nicht?"

„Es ist keine Deckung vorhanden."

„Was heißt das?"

„Es ist kein Geld für den Scheck da."

Schimscha schaut scief: „Sie wollen mir doch nicht einreden, daß eine so große Bank wie Ihre Bank nicht hundert Mark in der Kasse hat?" (Lustige Blätter.)

*

Hansi mag seine Suppe nicht essen. Der Vater tadelt: „Als ich so klein war wie du, wäre ich froh gewesen, jeden Abend eine warme Suppe zu bekommen."

Hansi aber lacht: „Gelt, Vater, da bist du froh, daß du jetzt bei uns bist!"

Der „Baßgeiger" hat sich verlobt

Zeichnung: Hannesen (M).

Belehrt

„Weshalb stahlen Sie dem Zeugen eigentlich die Uhr?"

„Ich wollte ja gar nicht stehlen, ich wollte bloß die Zeit wissen!"

„Die kann ich Ihnen sagen: Sechs Monate!"

(Lustige Blätter.)

*

Pepps hat sich mit Hepps erzürnt.

Neulich trafen sich die beiden. Pepps aber meinte: „Lassen Sie uns doch die Streitaxt begraben!"

Rickte Hepps: „Gut, gut — in welchem Lokal?" (Berl. Illustr. Zeitg.)

*

Antwort und Frage

Kill steht auf dem Bahnsteig.

Kill erkundigt sich: „Entschuldigen Sie, ist das mein Zug?"

Sagt der Beamte: „Ihr Zug? Wir verkaufen keine Züge, sondern nur Fahrkarten!"

(Beye.)

*

„So, Sie bewerben sich also um die Stellung als Kinderfräulein! Werden Sie denn auch mit den sechs Kindern fertig werden?"

„Klar, ich war früher Platzanweiserin im Kino!" (Beye.)

*

Auf dem Hamburger Hauptbahnhof rennt ein Fremder aufgeregt hin und her.

„Suchen Sie den Speisesaal?" fragt ihn ein Gepäckträger.

„Im Gegenteil!" gibt der Fremde barsch zur Antwort.

*

Entrüstet

Ein Farmer aus der Provinz ist mit seiner Frau im Museum in New York. Vor einem Gemälde von Tizian, das einen Akt darstellt, bleibt er stehen und sagt entrüstet:

„Nichts anzuziehen haben sie, aber malen lassen sie sich — das sind leichtsinnige Weiber."

(Neue IZ.)

*

Düsseldorf telephoniert.

„Schicken Sie mir sofort drei Pfund Hundekuchen."

„Für wen, bitte?"

„Dämliche Frage, für den Hund natürlich."

Das kleine Rechenwunder
1. Add., Subt., Mult., Div. (a. durchgeh.) b. z. 10 Millionen erhältlicher prä. Taschen-Rechenapparat (Metall) i. ungefähr 1/2 M. netto. Genau! Spiel, leicht! Handh. RM 3.25 u. Nachn. Bei Nichtg. Zurücknahme. W. Garnier, Hannover 60, Friesenstr. 21
Ab 3 Mark monatlich 12 Raten
Anzahlg. 10.— Anerkannt gut — billig 95 Modelle
Katalog mit Farbmustern frei.
Hans W. Müller Ohligs 413
Grau!
Spezial-Haaröl beseit. graue Haare od. Bart in 2 Wo. Kein Färben. Garantie. Ch. Schwarz Darmstadt D 107 Herdw.
Schütze Dein OHR! AKUSTIKA
– Wärme im Ohr bei Zugluft, Wind, Kälte. Die schalldurchlässigen Ohrpfropfe sind eine Wohltat, auch bei Ohrenleiden! In Apoth./Drog. 30 u. 60 Pfg.
Kieler Matrosen-Rinder-Anzüge, Rinder-Kleider u. Mäntel, Alter, Körpergröße (Schett b. Kassel) Knabe o. Mädch. u. Beruf angeb. Marine-Offizierstuche, Jackettstoffe, Jackettsbiber, farb. Rammgarne für Anzüge, Damen-Mäntel, Kostüme, Kleider, Futterstoffe, Anzüge, blau und farbig, Ulster, Damenmäntel, Karräume. Kleider. Körper-u. Konfektionsgröße unbedingt erforderl. Gefl. Angeb. u. Preislitte gratis 3-monatl. Ratenzahlung Versandhaus B. Preiler, Kiel 86.
Jung. Mann, ant. 30 Jahre, d. Radkommen versagt nicht einlösen zu können. Bekanntschaft mit jung. Mädel gleich. Schicksals zwecks Heirat
Angebote unt. Nr. 1186/3 an „Der 7. Tag", Paderb.
Eheanbahnung diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich Neuland-Verlag R Herne i. W. Mühlenstr. 7
Deutl. Schrift bei Anzeigen-Manuskripten
Warzen beseitigt Hühneraugen leichte Beseitigung Prim m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos Zahlr. Nachweis 2 Bl. RS.
Das kritische Alter... begünstigt unerwünschten Fettansatz. Kluge beugen vor, erhalten ihren Körper schlank, gesund, elastisch und fühlen sich stets frisch und wohl durch Dr. Ernst Richters Frühstücksanzuetten auch als Drix-Tabletten – Drix-Dragees

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link (z. Z. mil. Uebung); Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": 4. VJ. 38: 43181. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.